

CLARE CLARK
Der Vermesser

ROMAN



Eine Geschichte von Mord und Verderben
unter den Straßen des alten London

| Hoffmann und Campe |

Seit der Ingenieur und Vermesser William May aus dem Krimkrieg nach London zurückgekehrt ist, sucht er immer öfter Zuflucht in den modrigen Gewölben unter der Stadt. Dort, wo zwielichtige Gestalten ihre Geschäfte treiben, arme Schlucker auf der Suche nach Verwertbarem sind oder auf Rattenfang für die illegalen Hundekämpfe gehen.

Die Erneuerung des uralten Abwassersystems, mit der er beauftragt ist, bietet dem Vermesser einen willkommenen Vorwand, immer wieder in die Tunnelwelt einzutauchen und dort ungestört ein dunkles Geheimnis zu pflegen.

Was er nicht weiß, ist, dass seine Ausflüge in die »Unterwelt« genau beobachtet werden. Es gibt Männer, die nur auf eine Chance warten, den rätselhaften Mann auszuschalten, weil er ihnen bei ihren üblen Machenschaften im Weg steht.

Als schließlich ein Mord im unterirdischen Labyrinth geschieht, gerät als Erstes der Vermesser unter Verdacht. Nur einer könnte ihn entlasten: der Rattenfänger Tom ...



Foto: Chris Clark

Clare Clark wurde 1967 in London geboren und studierte Geschichte am Trinity College in Cambridge. Nach einem mehrjährigen USA-Aufenthalt lebt die Autorin heute wieder in London. »Der Vermesser« ist ihr erster Roman, der in England kurz nach Erscheinen für den Orange Prize nominiert wurde.





Clare Clark

DER VERMESSER

Roman

Aus dem Englischen von
Rita Seuß und Bernhard Jendricke,
Kollektiv Druck-Reif

I Hoffmann und Campe I

Die Originalausgabe erschien 2005 unter
dem Titel »The Great Stink«
im Verlag Viking/Penguin, London
Die Arbeit der Übersetzer am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds e.V.
gefördert.

1. Auflage

Copyright © 2005 by Clare Clark

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2005 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www. hoca.de

Schutzumschlaggestaltung: Steigenberger Grafikdesign, München

Foto: Fred Morley/Getty Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN (10) 3-455-00864-x

ISBN (13) 978-3-455-00864-7

Für Chris – wie immer

I

An der Stelle, wo der Kanal eine Biegung nach rechts machte, konnte man trotz des stärkeren Gefälles nicht mehr aufrecht stehen. Und obwohl sich William, der die Laterne ausgestreckt vor sich hielt, duckte, stieß er mit dem Hut an die schlammüberzogene Decke. Fäkaliengeruch stach ihm in die Nase. Er konnte die Hand nicht ruhig halten, so dass der Lichtschein in der Dunkelheit zitternd hin und her hüpfte. Das Wasser, das durch den schmaleren Kanal schoss und immer höher stieg, presste ihm die kniehohen, eingefetteten Lederstiefel an die Waden. Das Rauschen übertönte sogar das Klappern der Pferdehufe und der eisenbereiften Räder über ihm. Natürlich – er befand sich bereits in großer Tiefe. Zwischen ihm und der gepflasterten Straße lagen mindestens sechs Meter schwerer Londoner Lehm, dessen Gewicht die Dunkelheit noch erdrückender machte. Die morschen Backsteine unter seinen Füßen waren tückisch, weich wie Käsekrümel, und bei jedem Schritt schmatzte der dicke schwarze Schlamm unter seinen Sohlen. Obwohl er so große Erregung verspürte, dass ihm die Haare zu Berge standen, zwang sich William, so langsam und vorsichtig zu gehen, wie es ihm die Ausspüler gezeigt hatten. Er drückte die Fersen fest in den unsicheren Boden, um dann sein Gewicht über den Fußballen abrollen zu lassen, und suchte dabei die Wasseroberfläche nach aufsteigenden Blasen ab. Im Schlamm verbargen sich Blasen mit Faulgas, wie die Ausspüler es nannten, und angeblich genügte schon der leiseste Hauch, um einen Menschen auf der Stelle ohnmächtig niedersinken zu lassen, wie von einer Kugel getroffen. Das

Wenige, das William über die giftige Wirkung von Schwefelwasserstoff wusste, reichte aus, ihnen vorbehaltlos zu glauben.

Der fahle Schein seiner Laterne brach sich auf der schwarzen Wasseroberfläche und warf den Schatten eines Bösewichts an die gewölbte Wand. Ansonsten herrschte vollkommene Finsternis, selbst im ersten Tunnelabschnitt, wo Einstiegsgerinne direkt nach oben auf die Straße führten. Den ganzen Tag hatte dichter Nebel über London gehangen, eine schokoladenfarbene Düsternis, die nach Schwefel stank und selbst der Morgendämmerung trotzte. Vergeblich drückten die Gaslaternen ihre Lichtkreise in die Dunstglocke. Kutschen tauchten jäh aus der Dunkelheit auf, und das gedämpfte Getrappel und Wiehern der Pferde vermengte sich mit den Warnrufen der Kutscher. Fußgänger mit tief ins Gesicht gezogenen Hüten und hochgeschlagenen Kragen huschten aufeinander zu, um ebenso rasch wieder im Nichts zu verschwinden. Die klobigen Schemen der Express-Dampfboote auf der Themse erinnerten an eine hingekritzelte Kohlezeichnung, über die ein Kind unachtsam mit dem Ärmel gewischt hatte. Jetzt, um fast sechs Uhr abends, war das schmutzige Braun des Nachmittags von der Schwärze der Nacht verschluckt worden. Verstohlen wie ein Kanaljäger schloss William jedes Mal, wenn er zu einem Einstiegsgerinne kam, die Blende seiner Laterne. Nicht genug damit, dass er allein umherstreifte, ohne Unterstützung von der Straße aus, was einen groben Verstoß gegen die Vorschriften der Baubehörde darstellte. Wie sollte er seine Anwesenheit hier erklären, in einem Kanalabschnitt, der erst kürzlich für einsturzgefährdet erklärt und geschlossen worden war, bis umfangreiche Reparaturarbeiten vorgenommen werden konnten? William konnte schwerlich behaupten, er habe davon nichts gewusst. Schließlich stammte der Bericht von ihm, in dem genau dies gefordert wurde, sein erster offizieller Bericht an die Baubehörde:

Im südlichen Abschnitt des Zweigs in der King Street ist der Verfall des Backsteinmauerwerks weit fortgeschritten, wobei besonders die Bogenlaibung unter beträchtlicher Zersetzung leidet. Zwar ist davon auszugehen, dass der Gezeitenstrom eine übermäßige Anhäufung von Ablagerungen verhindert, doch die große Menge einströmenden Wassers, der der Tunnel bei Flut und schweren Regenfällen standhalten muss, stellt eine gravierende Gefahr für die Stabilität der gesamten Konstruktion dar. Eine Unterfangung des Gewölbes ist dringend erforderlich, um dem weiteren Verfall entgegenzuwirken. GEFAHR.

Den Sachverhalt in so präzise Worte zu kleiden hatte ihn befriedigt. Sie zeugten von einer Welt, die mit Methodik und Vernunft das Chaos bannte. Als er an seinem ersten Arbeitstag als Assistent des Ausschusses zusammen mit den anderen jungen Männern mit Mr. Bazalgette persönlich bekannt gemacht worden war, hatte einer aus der Gruppe, eifrig bestrebt, sich bei seinem Dienstherrn einzuschmeicheln, diesen gebeten kundzutun, was für ihn einen erfolgreichen Ingenieur ausmache. Bazalgette hatte kurz nachgedacht, die Finger an den Lippen. Dann antwortete er ganz leise, fast als spräche er zu sich selbst. Der große Ingenieur, sagte er, sei ein Pragmatiker, der durch die augenscheinlichen Mängel überstürzt entworfenen Bauwerke und Maschinen Vorsichtig an den Tag lege. Er habe feste Gewohnheiten, sei zuverlässig, diszipliniert und systematisch, wenn es darum gehe, Probleme zu lösen. Er sei ausgeglichen und gesetzestreu. Nachlässigkeit, Maßlosigkeit, Unordnung und Launenhaftigkeit seien ihm fremd. Im Durcheinander seiner natürlichen Instinkte habe er Ordnung geschaffen.

»Wie unsäglich langweilig er uns gern hätte!«, hatte einer der Assistenten William zugerant, als sie wieder entlassen wurden. William beachtete ihn nicht weiter. In den folgenden Monaten hatte er sich an Bazalgettes Worte gehalten und sie sich so oft

wiederholt, bis sie zur Beschwörungsformel für ihn wurden. Auf Gebete vertraute William nicht mehr.

Dort, wo der Untergrund wieder eben wurde, blieb er stehen und hielt die Laterne an die Wand. Das Wasser zerrte ungeduldig an seinen Stiefeln. Im Lichtschein sah er, dass das Mauerwerk von Pilzkissen überzogen war, die einander überlappten. Üppig sprossen sie aus dem porösen Backstein, die fleischigen Unterseiten aufgebläht und stumpf, und polsterten die Löcher aus, mit denen die Wände übersät waren. Sie waren das Äußerste, was die Tunnel an pflanzlichem Leben gebaren, doch William konnte keinen Gefallen an ihnen finden. Er duckte sich noch mehr und zog die Schultern ein, um nicht ihr bleiches Fleisch zu streifen. Ihr kalter, heftiger Geruch überlagerte selbst den Fäkaliengestank des Abwassers. William schnürte es die Kehle zu. Einen Augenblick spürte er, wie das Schiff krängte und es in seinem Haar von Ungeziefer wimmelte. Rings um ihn stöhnten Männer und schrien um Hilfe, die nicht kam. Plötzlich verspürte er den Drang, seine Laterne an der Wand zu zerschmettern. Eine Scherbe davon würde scharf wie ein Messer durch die stinkenden Pilze gleiten, bis sie von der Wand abfielen. Würden sie bluten oder einfach nur eine gelbliche Flüssigkeit absondern wie eine Leiche, die zu lange in der Sonne gelegen hatte? Der Taumel wurde immer heftiger, William atmete flach und stoßartig. Er stellte sich vor, wie sich seine Finger um einen gläsernen Dolch legten, fest und immer fester, bis ihm das Blut in schwarzen Rinnsalen zwischen den Knöcheln hervorsickerte. Das brennende Verlangen danach schnürte ihm Brust und Kehle zu. Er starrte auf die Laterne und die Flamme, die sich wie ein Wurm wand, als er sie langsam vor- und zurückpendeln ließ. Ein einziger harter Schlag nur. Mehr wäre nicht nötig. Er holte aus ...

Nein! Die Laterne schwang wie benommen hin und her, als er den Arm zurückriss, und ein fahles Pilzkissen wirbelte im Strom

davon. Ein feiner Riss zog sich durch das Laternenglas, aber das Licht war nicht erloschen. Gemächlich züngelte die Flamme hoch, zitterte und brannte schließlich wieder ruhig. Unter Williams Hutrand tropfte Schweiß hervor. Er hielt die Laterne fest am Griff und ärgerte sich über seine Unbesonnenheit. Ohne diese Lampe würde er den Rückweg zum Schacht niemals finden. Er leckte sich die Lippen. *Feste Gewohnheiten, Zuverlässigkeit, Disziplin, Systematik beim Lösen von Problemen. Ausgeglichenheit und Gesetzestreue.* Während er weiter in den Tunnel eindrang, sprach er sich diese Worte vor. Ihm zitterten die Knie.

Wieder wurde die Röhre enger. Hier war kaum noch Platz, sich mit den Schultern durchzuzwängen, und das Wasser war mehr als kniehoch. Beim Höchststand der Flut würde sich der Kanal fast bis zur Decke füllen. Wo das Wasser die Wände streifte, gab es keine Pilze mehr. Im Schein der Laterne war das Mauerwerk durch die fettigen Ausblühungen des Salpeters mit einem seidigen Glanz überzogen. Von einem schmalen Backsteinvorsprung in der Deckenwölbung vor ihm hingen Stalaktiten wie vergilbte Zähne herab. Hier war es, hier war der junge Jephson zusammengebrochen.

Der Zwischenfall ereignete sich nicht ganz ohne Vorwarnung. Jephson, ebenfalls Mitarbeiter der Baubehörde, von schlaksiger Statur und mit den groben Knöcheln eines Mannes ausgestattet, der offensichtlich nicht zur Oberschicht gehörte, hatte mindestens schon einen halben Kilometer lang lamentiert. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er klagte über Magenschmerzen, Kopfweh und Atemnot. Er bestand darauf, dass der Vorarbeiter alle paar Schritte anhielt und seine an einem Stab befestigte Lampe in die Dunkelheit vor ihnen hielt, um nach giftigen Gasen Ausschau zu halten. Bei den Messungen hatten Jephsons Hände so heftig gezittert, dass William ihm die Wasserwaage abgenommen hatte, damit sie nicht im Schlamm unter ihren Füßen ver-

loren ginge. Als sie die Stelle, an der William jetzt stand, erreicht hatten, drehte der Kerl durch. Seine Angst hatte sich wie Gas hinter ihm im Tunnel ausgebreitet und die anderen Männer angesteckt – außer William. Mit kühler Gleichgültigkeit hatte der zugehört, wie Jephson schreiend in der dreckigen Brühe um sich schlug. William hatte die salatgrüne Färbung in dessen abgehärtetem Gesicht bemerkt, als die Strömung seinen Hut davontrug. Er hatte beobachtet, wie sich die leuchtend roten Flecken auf seinen hervortretenden Wangenknochen ausbreiteten und er mit den knöchigen weißen Fingern an den bröckelnden Wänden Halt suchte. Und er hatte nur eine leichte Ungeduld verspürt, als sich Jephson schlagend und kreischend gegen den Klammergriff des Vorarbeiters und seines Assistenten zur Wehr setzte. Die Ausspüler waren kräftig wie Metzgerburschen, und mit ihren großen Fäusten packten sie Jephsons Arme, als wären es Axtstiele, doch eine Zeit lang wehrte sich der junge Mann derart heftig, dass sie alle Mühe hatten, ihn festzuhalten. Zuletzt strampelte Jephson so wild, dass er eine Schicht Backsteine lostrat. *»Schafft ihn hier raus!«* Der bedrohliche Unterton in der sonst eher melancholischen Stimme des Vorarbeiters war unüberhörbar gewesen. Als sie Jephson schließlich nach oben auf die Straße gezerrt hatten – der übrige Vermessungstrupp folgte in bedrücktem Schweigen – war sein Haar dreckverkrustet, und seine Fingernägel waren alle abgebrochen.

Danach war Jephson in Grants Abteilung versetzt worden. Zurzeit führte er Untersuchungen über Portlandzement durch und experimentierte mit der Belastungsfähigkeit von Balken unterschiedlicher Stärke. Also blieb es William überlassen, die von der Baubehörde angeforderte Beurteilung des Tunnelzustands vorzunehmen. Denn nach diesem Zwischenfall hatte Lovick ihm die Verantwortung für die Überprüfung des bestehenden Kanalnetzes im Norden übertragen. Es hieß, William habe bei dem

Vorfall mit Jephson demonstriert, dass er auch in einer kritischen Situation einen klaren Kopf bewahren konnte.

Die Lücke, die in dem Mauerwerk klaffte, war frei von Wasser und maß an ihrer breitesten Stelle fast dreißig Zentimeter. Ob sie in dieser Form das Werk von Jephsons Stiefeln war oder nicht – William musste sie jedenfalls noch ein Stück vergrößern. Sie musste ausreichend tief und breit sein, so dass er darin sitzen und die Laterne abstellen konnte. Mit nur einer Hand würde er es nicht schaffen. William leuchtete in die Vertiefung hinein. Die Wand war von schwarzen Rillen durchzogen, die meisten davon flach, kurz und in Vierer- und Fünferreihen angeordnet wie die Striche, die Sträflinge in die Wand ritzen, um das Vergehen der Zeit zu markieren. Einige waren breiter und gröber und paarweise angeordnet. Ratten. Sie hatten versucht, Löcher zu scharren, wahrscheinlich um sich vor dem steigenden Wasser in Sicherheit zu bringen, und ihre Krallen und sogar die Zähne ins Mauerwerk gegraben. Aber sie hatten kein Glück gehabt. Die Backsteinmauer war zwar weich genug, doch die faulige schwarze Brühe, die Williams Knie umspülte, war einmal ein Fluss gewesen. Vor langer Zeit hatte es hier eine Brücke gegeben, und große Blöcke des Portlandsteins, aus denen ihre Stützpfeiler bestanden, waren im Mauerwerk des Tunnels eingebettet geblieben. Die Bemühungen der Ratten hatten nur kalkige Kratzer auf der harten Oberfläche hinterlassen.

Eine Weile gab sich William der Vorstellung hin, zu einer anderen Zeit hier zu stehen und die Wärme der Sonne auf dem Gesicht zu spüren, während ihm sauberes Wasser um die Füße plätscherte. Er malte sich aus, wie wohlhabende Herren mit gepuderten Perücken neben ihren Frauen die Uferauen entlangpromenierten, die Hand ins Wasser tauchten, um aus dem Fluss zu trinken, oder sich über die Brückengeländer und aus den Booten lehnten, um zufrieden ihr Spiegelbild zu bewundern. Und wie der

Blütenstaub über das Wasser trieb, während die silbrig glitzernen Fische träge den wartenden Angelhaken entgegenschwammen und ihnen ihr Maul darboten. Doch William wusste sehr gut, dass gerade dieser Flussabschnitt schon seit Jahrhunderten nur noch eine Kloake war. Seit der Zeit Königin Elizabeths wurde er von Schlachthäusern und Gerbereien gesäumt, die die Fische vergifteten und das Wasser rot färbten, so dass kein Geringerer als Ben Johnson geschrieben hatte, sein Gestank übertreffe selbst die vier Ströme des Hades. Vielleicht hatten die Ratten die grausige Vergangenheit des Flusses gespürt. Die Geschichte hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht, sie waren irgendwo anders hin geflüchtet, so dass William nun allein die Finsternis ertragen musste. Unvergossene Tränen, hart wie Stein, brannten ihm in den Augen.

Schreie bildeten sich unter seinem Zwerchfell, drückten nach oben und drängten mit einer solchen Gewalt aus seiner Brust, als wollten sie ihm die Rippen brechen. William zitterten die Hände. Er befestigte die Laterne an seiner Lederschürze und tastete suchend im Werkzeugbeutel, den er an der Hüfte trug. Seine Finger waren kalt und steif, und als er das Messer herauszog, wäre es ihm fast entglitten. Während er es mit beiden Händen am Heft gepackt hielt, fluchte er auf sich selbst, in einem Strom leiser, eindringlicher Verwünschungen, so widerwärtig wie das Wasser, in dem er stand. Es war das erste Mal, dass er an diesem Tag etwas sagte, und seine ungelenke Stimme knarrte bei jedem Wort. Er räusperte sich. Immer leichter und schneller stieß er jetzt Flüche hervor, bis sie das Rauschen des Wassers übertönten. Ihr karges Echo beruhigte ihn ein wenig.

Wieder spürte William das aufwühlende Drängen im Bauch, und wie immer drohte das brennende Verlangen anzuschwellen und ihn mit seiner unersättlichen Hitze zu versengen. Im gefrorenen Morast der Nächte, an die William keine Erinnerung zu-

ließ, waren die Männer unruhig hin und her gelaufen und hatten laut über ihre unbefriedigten Begierden geklagt. Nichts, so schien es – weder der nagende Hunger noch die erbärmliche Kälte und nicht einmal die blanken, lähmenden Schrecken der Nachtwache –, konnte diese urwüchsigen Londoner Burschen von ihren sinnlichen Gelüsten ablenken. Die Frauen trieben sie noch in den Wahnsinn, hatten die Soldaten immer wieder gemammert und sich dabei unter ihre verlausten Uniformen gefasst, wie von einem schrecklichen Juckreiz befallen. Nacht für Nacht hatten sie Stunden damit verbracht, SIE, das fantastische Inbild all ihrer wilden Träume und dürftigen Erfahrungen, heraufzubeschwören. SIE, die ihre mit Federn gefüllte Matratze auf dem durchfurchten Schlamm des Schützengrabens ausrollte und die weißen Schenkel spreizte. Anfangs hatte William dieses wüste Gerede als Beleidigung von Sitte und Anstand und vor allem als Kränkung Pollys angesehen, aber später merkte er, wie sehr es ihn tröstete. Immerhin war es etwas Beständiges.

Erinnerungen an die ersten Nächte kamen ihm in den Sinn, da er und Polly endlich wieder beieinander lagen, und an die vielen Nächte danach, wenn er wach lag und ihrem leisen Schnarchen lauschte. Vor dem Krieg konnte er kaum ihre Stimme hören, ohne sie sogleich berühren zu wollen, aber seit seiner Rückkehr aus Skutari war er unfähig, mehr für sie aufzubringen als eine vage, ziellose Zuneigung. Mit ihren sanften Händen berührte sie sein Gesicht, küsste ihn auf die Mundwinkel, ließ die Zunge über seinen Hals, die Brustwarzen und den Bauch huschen, aber er spürte nichts. Sein Penis hing schlaff wie ein ausrangierter Socken zwischen den Beinen. Er sah ihre Finger, die Lippen, aber sie waren für ihn nur Bilder, beliebige Illustrationen, die man aus einem Buch gerissen hatte. Wenn Polly mit ihm sprach und dabei seinen Kopf so in die Hände nahm, dass er gar nicht anders konnte, als in ihre fröhlich zwinkernden Augen zu blicken,

musste er sich erst einmal in die Gegenwart zurückrufen, so weit war er bereits von dem Ort ihres Beisammenseins weggedriftet. Worte verloren ihren Sinn. Farben verblassten oder verschwammen ineinander. Es fiel ihm schwer, alltägliche Gegenstände wiederzuerkennen. Manchmal wusste er nicht mehr genau, wer er war. An anderen Tagen wiederum war sich William sicher, dass er im Begriff stand zu verschwinden, auseinander zu fallen und sich aufzulösen, bis er nur mehr trockener Sand war, der durch die Ritzen zwischen den Bodendielen sickerte.

Außer wenn das Verlangen kam. Ihn mit seiner Flammenzunge leckte und von Ekstase flüsterte. Seine Macht überwältigte ihn. Er hatte keine Hoffnung, ihm widerstehen zu können, und er wollte es auch gar nicht. Das Verlangen war das, was der Hoffnung am nächsten kam. Wenn es in ihm aufzuflammen begann, taute die eisige Finsternis ein wenig auf. In seinem flackernden Licht konnte er endlich den Menschen in sich spüren, einen Menschen, der trotz allem noch am Leben war.

Williams Atem ging rasch, und das Herz zuckte in seiner Brust. Sein Kopf war leer wie ein Ballon, der nur mit einer Schnur an seinem Körper befestigt war, so dass er dessen Bewegungen wie aus weiter Ferne zu beobachten schien. Aber seine Haut prickelte vor Angst und im Vorgefühl der Ekstase. Rasch arbeitete er sich um die Steinblöcke herum, stemmte mit der Messerspitze Backsteine heraus. Es dauerte nicht lange. Der Mörtel in diesem Teil des Kanalsystems war weich wie Wundbrand. Jeden Backstein, den er herausgehobelt hatte, warf er dem sich verengenden Tunnel ins Maul. Das schwarze Wasser verschlang die Steine ohne einen Spritzer. Die Haut auf der weichen Unterseite seines Arms kribbelte und brannte unter dem Stoff seines Hemds.

Als das Loch groß genug war, setzte er sich und stellte die Laterne neben sich ab. Die Klinge des Messers zitterte, als er sie ins

Licht hielt. Mörtelreste klebten an dem Gitterwerk aus winzigen Kratzern, das vom Wetzstein stammte. Der Mörtel aus den Abwasserkanälen war voller Krankheitserreger, so viel hatte ihn seine Tätigkeit in Skutari gelehrt. Sorgfältig wischte William die Klinge mit einem großen sauberen Tuch ab. Er hielt sich das Messer nah vors Gesicht und fuhr mit dem Daumen über die Schneide, um ihre Schärfe zu prüfen. Mit einem Mal stieg das Verlangen wieder in ihm auf, diesmal mit solcher Wucht, dass sich ihm die Haare an Nacken und Armen sträubten. Seine Finger zitterten vor Erregung. Er klemmte sich das Messer zwischen die Zähne, faltete das Tuch zweimal der Hälfte nach zusammen und legte es sich als Stoffpolster auf den Schoß. Dann knöpfte er die Manschette auf und rollte den Hemdsärmel bis über den Ellbogen hoch. Behutsam, aber ohne hinzusehen, glitt er mit den Fingerkuppen über die Unterseite des Unterarms. Wenn er hinsehen würde, wäre er nur abgelenkt. Und die Reinheit des ersten Moments wäre dahin. Danach fühlte er sich jedes Mal für eine Weile vollständig geläutert, ganz er selbst, ja sogar glücklich. Dann gelang es ihm eine Zeit lang, sich einzureden, er werde nie mehr hierher kommen, es sei vorbei, für immer zu Ende. Aber tief im Innern wusste er, dass es nie aufhören würde.

Es war so weit. Er war bereit. Er schob die Blende seiner Laterne zu.

Die Dunkelheit schlug über ihm zusammen. Er schloss die Augen, obwohl es keine Rolle mehr spielte, ob er sie offen oder geschlossen hielt. Hinter den Lidern und nunmehr ohne Verbindung zu den Bewegungen seiner Hände und seiner gespenstisch weißen Nasenspitze löste er sich von sich selbst. In der Finsternis spürte er, wie sich das Leben in ihm beschleunigte. Oben, in der endlosen Hast und dem Lärm der Stadt, wurde das Licht dieses Lebens immer schwächer, sein Wärmekreis so unendlich klein, dass man hätte glauben können, es sei vollständig ausgelöscht.

Aber hier unten, in der völligen Dunkelheit, unter den Rädern, den Hufen und den Nagelschuhen, wo er knietief in den Ausscheidungen der größten Stadt auf Erden stand, fand Williams Geist Freiheit. Hier, wo es kein Leben gab, keine Wärme, nichts als den Ekel erregenden Fäkaliengestank – hier fand sein Geist seinen Sauerstoff, so dass er neu entflammen und dem gefühllos hingeebenen Leib seine lebendige Form aufprägen konnte. Hier lehnte er sich auf, verschaffte er sich Gehör. William May war nicht tot! Er musste lediglich das Blut in den Adern reinigen, die Luft in den Lungen, sie von der schwarzen Fäulnis befreien, die sie vergiftete und alles infizierte, was mit ihr in Berührung kam. Wenn er nur diesen Unrat, dieses Gift fortspülen und an seiner statt einen Quell klaren, reinen Blutes, klarer, reiner Luft entspringen lassen könnte, der Heil und Leben spendete ...

Wie im Traum hob William das Messer. Den beinernen Knauf fest umklammert, schnitt er sich in den Arm.

Der Sinnestaumel setzte ein wie eine Explosion. William drängte es zu lachen, zu weinen, laut zu schreien. In diesem vollkommenen Augenblick der Ekstase nahm er wieder ganz von sich Besitz. Er war wieder er selbst. Die Erlösung war köstlich. Er schnitt sich noch einmal, diesmal tiefer, und spürte, wie er von einer Ruhe erfüllt wurde, die zugleich friedlich und triumphal war. Blut schoss aus den langen Schnitten und tropfte auf das Tuch in seinem Schoß. Er vertrieb es über die Haut. Es war warm, real, wunderbar. Einem plötzlichen Drang nachgebend, hob er den Arm an den Mund und leckte an dem Blut. Es schmeckte herrlich. Er leckte erneut. Der Schmerz war nun außerhalb seiner selbst, wo er sicher mit ihm umzugehen wusste. Er war wirklich, fest umgrenzt. Etwas, an das er sich halten, das er kontrollieren konnte. Der Sand seines sich auflösenden Ichs rann ihm nicht mehr durch die Finger. Stattdessen begannen sich die Körnchen wieder zusammenzufinden, zu einem festen Ganzen zu fügen.

Das trübe Zwielflicht in seinem Kopf verdichtete sich, wurde immer dunkler, bis in dessen Zentrum ein einziger heller Lichtstrahl aufleuchtete. Die Muskeln seiner Schenkel spannten sich, als er die Füße gegen den schartigen Ziegelboden drückte. Er fühlte sich stark und bei klarem Verstand. Ein letztes Mal noch schnitt er sich, und der Schmerz stieg triumphierend aus seinem Fleisch auf. Er fing das Blut mit der Hand auf und schloss sie, so dass es ihm durch die Finger rann. Vor reinem Glück hätte er am liebsten laut aufgeschrien. *Ich lebe!*, wollte er schreien, bis die Dunkelheit seine Worte zurückwarf und die Backsteine in ihrer Mörtelbefassung vor dieser unumstößlichen Gewissheit bebten. *Ich, William Henry May aus der York Street 8, bin am Leben!*

II

Der Langarmige Tom legte den ergrauten Kopf in den Nacken und schnupperte. Einst, es war inzwischen schon lange her, hatte Joe sich einen Spaß daraus gemacht, Tom wegen diesem Geschnuppere aufzuziehen und ihn den Langnasigen Tom, Tom Hundeschnauze oder einfach nur Hund zu nennen, damals, als Tom noch sehr wortkarg war. Joe hatte nicht glauben wollen, dass dieses Schnuppern zu irgendetwas gut sei, bis sie es drüben am King's Cross nur deshalb noch rechtzeitig aus dem Tunnel geschafft hatten, weil Tom den aufziehenden Regen gerochen hatte; die anderen Kerle waren in dem überschwemmten Kanal ertrunken. Seitdem dachte er anders darüber, obwohl es ihm ein Rätsel blieb, wie Tom es fertig brachte, den Geruch des Regens so deutlich von all den anderen zu unterscheiden. Für Joe vermengten sich sämtliche Gerüche zu einer einzigen großen stinkenden Mixtur, die das spezifische Aroma Londons ausmachte. Nicht so für Tom. Für ihn hatte jedes Stadtviertel seinen unverwechselbaren Geruch, so dass er auch mit geschlossenen Augen sagen konnte, wo er sich gerade befand, ja sogar wie die nächstgelegene Straße hieß. Der Gestank lag in Schichten übereinander, jede so dick und klebrig wie Themseschlamm an den Schuhsohlen. Man musste nur seine Nase benutzen, und schon konnte man sie sauber voneinander trennen.

Die unterste Gestanksschicht bildeten die Ausdünstungen des Flusses. Sie waberten bis in die Straßen, die etliche Blocks vom Ufer entfernt waren, und genau genommen gab es nicht viele Orte in der Stadt, wo einen an warmen Tagen nicht ihr übler Ge-

ruch anwehte. In der Thames Street jedoch war er so hartnäckig wie der Boden unter den Füßen. An nebligen Tagen wie diesem war vom Fluss selbst nichts zu sehen, nicht einmal, wenn man sich über die Kaimauer beugte; dennoch bestand kein Zweifel, dass er vorhanden war. Denn sein Geruch war so dicht und so braun wie seine Fluten. Der Fluss kannte weder Scham noch Anstand. Er versteckte seinen Unrat nicht in den engen Gassen und Elendsquartieren der niedriger gelegenen Stadtteile, wie es die Vertreter der Obrigkeit vielleicht gern gehabt hätten. Vielmehr setzte er sein breites braunes Grinsen auf und floss ohne sich im Mindesten zu genieren, als großer offener Strom aus Scheiße mitten durch die Hauptstadt, wobei sich die Klümpchen und Klößchen von Arm und Reich unterschiedslos in seinen Fluten gegenseitig anrampelten und aneinander rieben. Die feinen Damen *konnten* ihre Türen verriegeln und sich auf dem stillen Örtchen noch so bemühen, bloß kein Geräusch zu verursachen – ihre Ausscheidungen stanken genauso wie die aller anderen, und hier draußen fand sich der Beweis. Hier waren ihre intimen Hinterlassenschaften für jedermann klar und deutlich zu sehen wie die Prunkstücke im Kristallpalast. Zu gewissen Zeiten, vor allem morgens und abends, wenn zwanzig Dampfer oder mehr mit ihren großen Schaufelrädern unter der London Bridge hindurchpflügten, war das Wasser so dick und braun, dass man glauben mochte, es würde ohne weiteres das Gewicht eines Menschen tragen und man könnte trockenen Fußes ans andere Ufer gelangen. An heißen Tagen haute einen der Gestank schier um. Auf der London Bridge hatte Tom gesehen, wie Damen in ihren zweirädrigen Kutschen in Ohnmacht fielen und leichenblasse Herren sich Taschentücher vor den Mund hielten. An manchen Nachmittagen im November indessen durchzog Meertang in silbernen Fäden die dicke, braune Brühe bis mindestens hinauf nach Southwark. Wenn Tom gelegentlich drüben in Greenwich

nachts ans Ufer trat, hätte er schwören können, dass Salz vom Fluss aufstieg und über den schlammigen Wogen glitzerte und tanzte wie Schwärme silbriger Mücken.

Wer es schaffte, sich durch den Gestank der Themse hindurch-zuriechen, nahm als Nächstes den sauren, rußigen Nebeldunst wahr. In London trat der Nebel in allen möglichen Spielarten auf, jeweils mit einem unverwechselbaren Geruch. An diesem Tag war es eine gelbbraune schleimige Suppe, die sich herab-senkte und durch die Straßen kroch, sich in Höfe und Keller schlich und um Pfeiler und Laternenpfähle wand. Man schmeck-te den Nebel mehr, als dass man ihn roch. Er verklebte die Na-senschleimhäute, würgte einem die Luft ab und kondensierte auf Augenbrauen und Barthaaren zu klebrigen Tropfen. Wenn Tom durch den Mund atmete, hatte er einen Geschmack wie von ran-zigem Schweinefett auf der Zunge, das bestäubt war mit schwar-zen Mehl aus Kohlenstaub. Dieser Nebel lag nun schon fast eine Woche über der Stadt, ließ Eisen rosten und bedeckte alles, was er berührte, mit einer schmierigen Rußschicht. In seinem fahlen Licht sahen die Gebäude aus wie Fettflecken auf einem Tisch-tuch.

Südlich des Flusses vermischte sich der Nebel mit dem unver-meidlichen Rauch. In manchen Teilen von Bermondsey und auch in Southwark hätte man meinen können, der Himmel würde allein durch die Schlote oben gehalten. Jeder Rauch hatte seinen eigenen, besonderen Geruch, so dass man immer wusste, wo man war. Der Rauch der Leimsiedereien roch ätzend, er setzte sich im Hinterkopf fest und verursachte Schwindelgefühl, während die Seifenfabriken den widerwärtigen Gestank von ko-chendem Fett verströmten. Aus den Kaminen der Zündholzma-nufakturen quoll gelber Rauch, der so übel stank wie die Gasse hinter einer Schenke. Dann gab es noch den eigentümlichen, be-täubenden Hopfengeruch aus den Brauereien, der aber nichts

war im Vergleich zu dem Gestank von Leder und Hundekot, den die Gerbereien verbreiteten. Südlich des Flusses brauchte man oft nur die Straßenseite zu wechseln, um zu wissen, dass man sich in einem anderen Viertel der Stadt befand.

Hier in der Thames Street herrschte ein ganz besonderer Geruch. Bei solchem Nebel erschien einem der Marktplatz wie ein schmutziger Klecks inmitten eines morastigen Grabens, und das unablässige Gebrüll der Marktschreier war bereits in dreißig Meter Entfernung nur mehr gedämpft zu vernehmen. Der Gestank nach Fisch, nach frischem wie verdorbenem Fisch, war stattlich und wichtigtuersich wie ein Gotteshaus. Gewissermaßen das Fundament bildeten die Meeresaromen von Tang und Salzwasser, und darauf lagerten Schicht um Schicht, Gestank um Gestank, die beißenden Dünste von Stint und Bückling, Seezunge, Hering und Merlan, Muschel, Auster und Sprotte, Kabeljau, Steinbutt und Krebs, Glattbutt, Schellfisch und Aal, Krabbe, Rochen und hundert anderen Arten. Die Lastenträger, die zwischen den Booten und den Verkaufsständen hin- und herhetzten, beförderten diese Gerüche vom Ufer zum Markt und wieder zurück und waren von Kopf bis Fuß von der berauschten stinkenden Mixtur durchtränkt. Die Händler verbreiteten den Gestank, indem sie ihre Messer in die Fischleiber senkten und die Gedärme auf die blutverschmierten Schneidbretter klatschten. Der Inhalt Tausender Fischmägen hatte ihre ledernen Hüte und Schürzen dunkel und steif werden lassen. Blutstriemen verunstalteten die Arme der Fischfrauen, ihre Gesichter, die Säume ihrer gesteppten Unterröcke. Silbrig glitzernde Fischschuppen verfangen sich im Schlamm auf ihren Stiefeln. Eis glitt schmelzend von ihren Tischen, glänzend und dick von Fischschleim. Aus strohgefütterten Holzkisten sickerte eine Lake aus Salz und Fischabsonderungen in die Gräben und Gullys. Selbst wenn man sich in Billingsgate nur eine Stunde aufhielt, setzte sich der

Gestank im Mantel fest, so dass man für den Rest des Tages einen Hauch davon verströmte.

Tom beobachtete, wie sich ein Fischweib energisch ihren Weg durch die Menge bahnte, einen tiefenden Korb mit Flundern auf dem Kopf balancierend. Wenn die Buden geschlossen wurden und die Fischfrauen nach Hause gingen, war ihr platt gedrücktes Haar unter den Hauben und Mützen vom Gestank gesättigt. In der Thames Street stiegen einem die alltäglichen, allgegenwärtigen Gerüche Londons in die Nase – Gerüche, die einem so vertraut waren, dass man sie sich bewusst machen musste, um sie überhaupt noch wahrzunehmen – nur für einen Augenblick, da sie sofort wieder verdrängt wurden. Tabak, fauliges Stroh und Pferdemit an einem Kutschenstand, heißes Brot, der beißende Schwall aus einer offenen Kloake, ein gelegentlicher Hauch von Braten und verschüttetem Porter aus einer Bierschenke, das heiße, rote Herz eines glühenden Kohlenbeckens – keiner dieser Gerüche kam dem Fischgestank gleich. Nicht einmal der strenge, saure Geruch von verschwitzten Kleidern, ungewaschenen Körpern und fauligem Atem, der Tom schon sein Leben lang begleitete und von dem er keine Notiz mehr nahm, konnte dem stolzen Gebäude aus Gestank, das der Markt von Billingsgate darstellte, mehr als einen winzigen Kratzer zufügen.

Tom schnupperte noch einmal. Er war sich nicht sicher, nicht restlos. Eine Stadt so voller Trugbilder und Tücken wie diese konnte sogar ihn täuschen, aber seinem Gefühl nach lag nicht der geringste Anflug der metallischen Schärfe von Regen in der Luft. Freilich erschwerte der Nebel jede Vorhersage. In seinen Wirbeln und Schwaden verbargen sich mitunter Wolken, die so rasch abregneten, wie ein Stiefel das Straßenpflaster berührte; woraufhin im Nu das Wasser in den Kanälen stieg. Befand man sich dann an einer falschen Stelle, blieb einem nicht viel Zeit, um

herauszukommen. Noch hatte die Flut nicht eingesetzt. Sie hatten also acht bis neun Stunden zur Verfügung, rechnete er, vielleicht sogar mehr. Und der Nebel hatte auch seine Vorteile. Da es inzwischen ein Gesetz gab, das jedem eine Belohnung versprach, der merkwürdige Vorkommnisse in den Abwasserkanälen meldete, waren die Kerle auf dem Wasser wachsam wie Spinnen. Aber im Nebel entdeckten sie einen nicht so leicht, und die Polypen hatten bei all dem Getöse und Durcheinander auf den Straßen anderes zu tun. Zudem ließ sich im Nebel nur schwer erkennen, ob unter einem Einstiegsgitter ein Licht brannte. Und falls doch jemand zufällig den Schein einer Laterne entdeckte, würde er ihn vielleicht für eine Sinnestäuschung durch den Nebel halten.

Joe sollte sich im Keller mit ihm treffen. Dort gab es ein Versteck, wo sie die notwendigen Gerätschaften aufbewahrten, die Käfige, Schaufeln und Hacken, an denen man die Laternen befestigen konnte. Tom erinnerte sich noch gut, wie ihm der Alte beigebracht hatte, die Laterne im Tunnel vor sich zu halten, damit man sofort Gase bemerkte. Solange die Flamme nicht erlosch, bestand keine Gefahr. Diesmal hatte Brassey Ratten bestellt, nicht weniger als einhundertfünfzig der Drecksviecher für einen großen Kampf in seinem Wirtshaus in Soho. Der Tag, an dem die Hundekämpfe per Gesetz verboten wurden, war für Brassey ein Glückstag gewesen. Denn von da an suchten all diese Kerle mit ihren Taschen voll Geld nach einem anderen Zeitvertreib, egal welcher Art. Natürlich hieß es, dass es in den großen Häusern noch immer jede Menge Hundekämpfe gebe. Die feinen Herrschaften konnten sich das erlauben, denn bei ihnen platzten die Polypen wahrscheinlich nicht einfach ungebeten herein. In Westminster aber hatten die Hundearenen schon seit einer ganzen Weile dichtgemacht, und nur ein paar wenige Schenken wagten es immer noch, Wettkämpfe zu veranstalten.

Die Hunde waren also verschwunden, aber an ihrer statt waren die Ratten gekommen. Es hatte nicht lange gedauert, bis Brassey ein Licht aufging, wie viel sich damit verdienen ließ. In seinem ehemaligen Salon im ersten Stock hatte er einen Kampfplatz eingerichtet. Tom selbst war dort zwar schon lange nicht mehr bei einem Kampf gewesen, aber Brasseys Geschäft lief zweifellos bestens. Es gab Wochen, da bestellte er zwei-, ja sogar dreimal eine neue Lieferung, so dass Tom kaum nachkam. Nicht, dass Tom sich darüber beklagte. Man konnte damit gutes Geld verdienen, und an den Viechern herrschte kein Mangel. Gewöhnlich lag der Preis bei einem Penny für zwei Ratten, aber diesmal wollte Brassey besonders große Exemplare und war deshalb bereit, sogar einen Penny pro Tier zu zahlen. Insgesamt fünf Pfund. Heutzutage bekam man für Ratten zehnmal so viel wie für das Schwemmgut aus den Kanälen, da biss die Maus keinen Faden ab.

Nebelschleier huschten an Tom vorüber, als er sich in einen Bogengang duckte, der nicht breiter war als eine Tür. Er öffnete sich zu einer Art Hof, sechs Meter lang und nicht mehr als sechzig Zentimeter breit, umgrenzt von hohen Holzhäusern. In den oberen Stockwerken hatten etliche Räume einen Vorsprung, wodurch sich ein Dach über den ganzen Hof bildete, welches den Himmel vollständig verbarg. Der Hof selbst mündete in eine schmale Gasse, diese in eine weitere und noch eine, allesamt verwinkelt und kreuz und quer verlaufend. Am Weg drängten sich baufällige Häuser, die in ihrem halb zerfallenen Zustand wie Betrunkene aneinander lehnten.

In den Gassen wimmelte es von zerlumpten Kindern. Einige versuchten, Tom bei der Hand zu fassen oder ihn bettelnd am Rocksäum zu zupfen, aber er schüttelte sie ab, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen. Er ging mit schnellen Schritten, schlängelte sich mühelos wie ein Aal durch das Gewirr der Mietskasernen, bis er an eine Stelle kam, wo zwei bröckelnde

Backsteinmauern aneinander stießen. Ein verrosteter Eisenträger ragte über ihm aus der Wand, die Glaskugel der Gaslaterne war schon lange zerbrochen. Selbst der Nebel tat sich schwer, bis hierher durchzudringen. Nur der dünne Strich eines dunkleren Schattens verriet, dass die eine Wand ein wenig vor die andere gesetzt war und einen winzigen Innenhof verbarg, nicht breiter als die Spannweite der ausgestreckten Arme eines Mannes. In einer Ecke befand sich eine niedrige, halb verfallene Tür, die schief in den Angeln hing. Tom öffnete sie vorsichtig und stieg mit eingezogenem Kopf eine Treppe in einen fensterlosen Keller hinab.

In der modrigen Düsternis griff er nach der Laterne, die an einem Nagel hing, und holte die Drahtkäfige aus einer Nische. Sie waren breit und flach, ähnlich denjenigen, in denen man Küken zum Markt trug. Wenn es sein musste, konnte man hundert Ratten in einen solchen Käfig sperren, übereinander gestapelt wie Schüsseln. Tom tastete die Ecken der Käfige nach Löchern ab. Es war kein Spaß, wenn eine Ratte entkam, nicht, wenn man im Tunnel steckte. Bei Nebel waren die Ratten wilder und konnten einem gefährlich werden. Nebel machte sie ganz verrückt, obwohl Tom ums Verrecken nicht hätte sagen können, weshalb. Unter der Erde spielte es doch nicht die geringste Rolle, ob sechs Meter weiter oben die Leute kaum noch die eigene Hand vor den Augen oder die goldenen Flammen des Monuments klar erkennen konnten. Außerdem fanden die Viecher hier unten sogar blind ihren Weg, genau wie Tom selbst. Es war vertane Zeit, die Ratten verstehen zu wollen. Sie konnten einen zwar übel beißen, aber sie waren dumm wie Bohnenstroh. Er und Joe fingen sie nun schon seit drei Jahren immer auf die gleiche Weise, und sie kapierten es einfach nicht. Natürlich beklagte er sich nicht darüber. Ohne die Ratten wären es für ihn schlimme Zeiten. Die Arbeit war vielleicht nicht so aufregend wie das Schwemmgutsam-

meln, bei dem man nie wusste, was einen hinter der nächsten Ecke erwartete. Aber es war ein Geschäft, und dafür musste man dankbar sein. Es gab nicht viele in seinem Alter, die noch ein neues Gewerbe erlernen konnten, selbst wenn es eines zu erlernen gab. Er selbst hätte sich auf knapp sechzig geschätzt, obgleich er noch kräftig war und noch einige Zähne besaß. Er konnte von Glück sagen, dass er die Ratten hatte. Heutzutage änderte sich alles so rasant, dass man meinen konnte, jeden Tag würde eine neue Gemeinheit ersonnen, um den einfachen Leuten das Brot vor der Nase wegzuschnappen.

Beim Anblick der Ratten bekam er jedoch immer noch eine Gänsehaut, auch nach all den Jahren. Eigentlich seltsam, wenn man es sich genau überlegte. Oben hatten sie ihn nie gestört. Dort, wo er herkam, gehörte ihr ständiges Scharren, ihr Huschen über den Fußboden, das abwechselnde Wachehalten bei dem Allerkleinsten, wenn es schlief, damit es nicht gebissen oder verschleppt wurde, ebenso zum Leben wie der Schlamm. Aber unten in den Tunneln war das anders. Diese Ratten, die sich in riesigen, wimmelnden Haufen in ihren Höhlen im Mauerwerk zusammenrotteten, manche so groß wie Hunde, gebärdeten sich völlig anders. Als wären sie es, die hier das Sagen hatten, und als würden sie einen nur deshalb vorläufig in Ruhe lassen, weil sie Besseres zu tun hatten. An manchen Tagen war Tom davon überzeugt, dass sie ihn verfolgten, zu Tausenden, auf ihren kalten Rattenpfoten, die in der Finsternis scharrten, und nur darauf warteten, dass er stolperte, in die steigenden Fluten fiel oder in den falschen Tunnel abbog. Ein- oder zweimal hatte er versucht, eine zu erschlagen, aber sie waren schneller gewesen. Er hatte nie eine erwischt. Dennoch wusste er, dass sie da waren. Und sobald er einen Fehler beging, hätten sie ihn. Zuhaut würden sie sich auf ihn stürzen, ihm Zähne und Klauen ins Fleisch bohren und ihn bei lebendigem Leib auffressen. Und zwar in null Komma

nichts. Wenn der Alte ihn finden würde, wäre von ihm nichts mehr übrig außer ein paar gelben Knochen. Der Alte würde mit der Zunge schnalzen, den Kopf schütteln und die Knochen in seine Tasche stecken. Die Leimsiedereien in Bermondsey nahmen jeden Knochen, den sie kriegen konnten.

Natürlich hatte Tom dem Alten nie davon erzählt. Es war das Beste, was ihm passiert war, dachte Tom, dass er damals am Cuckold's Point fast erstickt wäre. Dort hatte man schon Glück, wenn man im Schlamm auf etwas anderes als auf ein Seil, auf Knochen oder gelegentlich ein Stück Eisen stieß. Kohlebrocken waren eine Seltenheit, und fand man einmal eine Münze, konnte man seinen Dusel kaum fassen. Selbst ein junger Bursche schaffte es nur mit Mühe und Not, dort sein Auskommen zu finden. Es war im dritten Winter am Point, als er einsank. Danach konnte er sich nur noch daran erinnern, wie verblüfft er war, als ihn der Schlamm nach unten zog und er mit den Füßen vergeblich nach einem festen Halt suchte. Er hatte sich immer damit gebrüht, jede Ecke dort zu kennen, die Abschnitte, wo man bis zu den Ohren im Schlamm versank, und die Ränder mit festem Untergrund direkt daneben, wo man sicher herumspazieren konnte und der Dreck unter den nackten Füßen härter war als Granit. Andere Burschen gingen wegen des Rufs, den dieser Ort genoss, in Gruppen. Nicht so Tom. Es war sein Revier. Der Schlamm stand ihm schon bis zu den Achselhöhlen, als der Alte ihn entdeckte. Tom hatte sich nicht mehr gerührt. Stattdessen hatte er den Kopf nach hinten in den Schlamm gelegt und in die Luft gestarrt. Selbst wenn er nicht noch tiefer eingesunken wäre, hätte ihn die einlaufende Flut erwischt. Zwei Stunden noch, hatte er geschätzt und überlegt, ob der Schlamm wohl genauso schmeckte, wie er roch.

Nachdem ihn der alte Kanaljäger herausgezogen hatte, arbeiteten sie zusammen, bis der Alte starb. Abgesehen von den Rat-

ten gefiel Tom diese Arbeit recht gut. Der Gestank in den Kanälen störte ihn nicht. Zuerst fand er ihn etwas unangenehm, aber bei weitem nicht so schlimm, wie die anderen erzählt hatten, wohl deshalb, weil er an den Fluss gewöhnt war. Der alte Kanaljäger hatte ihn ins Herz geschlossen und war freundlich gewesen. Er hatte zwar die Ausbeute nicht immer so gerecht geteilt, wie Tom es gefallen hätte, aber er brachte ihm alles über die Tunnel bei, bis Tom sie so gut kannte wie die Gassen von St. Giles. Der Alte schätzte, dass es circa anderthalbtausend Kilometer wären, wenn man sämtliche Abwasserkanäle Londons ablaufen würde, aber sie selbst beschränkten sich aufs Zentrum, wo die Ausbeute am größten war. In den offenen Kloaken am Stadtrand fand man bestenfalls Brunnenkresse. Auch der Süden war nicht so ergiebig. Unter den Zuckerbäckereien strömte Wasser heiß wie Dampf aus einem Kessel in die Kanäle, so dass man dort riskierte, bei lebendigem Leib gekocht zu werden. Unter den Gaswerken war es noch schlimmer, laut Gesetz durften dort die Kanäle überhaupt nicht betreten werden. Es hieß, unter der Gas-, Licht- und Koksgesellschaft könne man in Brand geraten, bevor man wusste, wie einem geschah. Tom war nie dort gewesen. Überhaupt hatte er nur ein einziges Mal gesehen, wie das Gas zuschlug, als jemand vor ihm eine Wolke davon abbekam, worauf sich alle auf den Boden warfen, um nicht auch erwischt zu werden. Er hatte das nie vergessen. Das lodernde Gas war wie ein Feuerwerk über sie hinweggezischt, eine prächtige Flamme oben am Gewölbe. Es hatte wunderschön ausgesehen.

Am liebsten waren Tom die Kanäle unter Mayfair und Belgravia. Es bereitete ihm eine gewisse Genugtuung, dass unter den feinsten Häusern der Stadt die Abwasserkanäle so schäbig waren wie nirgendwo sonst in London. Unter den schneeweißen, frisch verputzten Gebäuden am Belgrave Square bröckelte das Mauerwerk dermaßen, dass jeder Versuch, die Kanäle zu reinigen, un-

weigerlich zu ihrem Einsturz geführt hätte. Neben zerbeulten Töpfen, Lumpen und Steingutscherben gab es dort immer irgendwelche Schätze zu finden. Der junge Tom konnte in Spalten schlüpfen, die für den Alten zu eng waren, und wenn sie zu einem Einstiegsgitter an der Straße kamen, legte er sich in den Schlamm und tastete den Boden der Kloake ab. Die große Reichweite seiner Arme hatte ihm seinen Spitznamen eingetragen. In der Regel fand er Münzen – Pennys, oft auch Shillings und halbe Kronen. Außerdem Metalllöffel, Tabakdosen, Nägel und Nadeln, Bleiklumpen, Murmeln und Knöpfe. Einmal sogar einen silbernen Krug, groß wie ein Kochtopf. Diesen Fund hatten sie in jener Nacht ordentlich gefeiert.

Es waren die ruhmreichen Zeiten gewesen, als die Kanaljägeri noch ein Gewerbe war, das der Vater an den Sohn vererbte. Damals waren die Abwasserkanäle zur Themse hin noch offen gewesen, so dass bei Ebbe jeder frech hineinspazieren konnte. Doch damit war schon seit Jahren Schluss. Inzwischen waren die Rundbogen-Ausgänge mit Backstein verstärkt und mit eisernen Toren versehen, die sich entsprechend den Gezeiten öffneten und schlossen. So sollte sichergestellt sein, dass das Abwasser zwar abfloss, aber niemand hineinkam. Für einige Kanaljäger war es das Aus. Die Tore waren tückisch, und einen anderen Weg ins Innere kannten sie nicht. Natürlich gab es Burschen, die sich einen Spaß daraus machten, sich an die Tore zu hängen, wenn das Wasser sie hoch genug gespült hatte, um hindurchzuschlüpfen, aber das Wasser schoss so schnell dahin, dass es einem die Beine wegzog. Tom hielt nichts von dieser Methode. Es hatte immer andere, sicherere Einstiegsstellen gegeben, wobei er es nicht eilig hatte, den anderen davon zu erzählen. Vor langer Zeit hatte ihm der Alte seine geheime Karte der Schächte und Gullys gezeigt, von denen manche gelegentlich von den Ausspülern benutzt wurden und andere so alt und abgelegen waren, dass wahrscheinlich

niemand außer ihm und Joe überhaupt von ihrer Existenz wusste. Die meisten konnte man nur nach Einbruch der Dunkelheit benutzen. Es hätte Verdacht erregt, wenn einen jemand beim Einsteigen gesehen hätte. Sie hatten sie jedenfalls schon benutzt, noch bevor am Themseufer die Tore angebracht wurden. Es ging darum, dass man in den acht, neun Stunden, die einem die Gezeiten ließen, möglichst weit kam, und es hatte keinen Sinn, immer vom Fluss aus zu beginnen, nicht, wenn man mehr wollte als anderer Leute Ausscheidungen. Außerdem gab es Tage, an denen man trotz allem vom Regen überrascht wurde. Dann musste man in der Lage sein, möglichst schnell wieder herauszukommen.

Neuerdings wurden weitere Gitter und Schächte zum Einsteigen eingebaut. Manche dienten zur Entlüftung, andere als eisenvergitterter Rauchabzug, versehen mit ins Mauerwerk eingelassenen Stiften, die man als Leiter benutzen konnte. Normalerweise waren sie zwar abgesperrt, aber man bekam sie auf, wenn man wusste, wie. Auch vergaßen die Ausspüler manchmal, sie wieder zu verriegeln, oder vielleicht machten sie es sich einfach, weil sie jetzt viel öfter nach unten klettern mussten als früher. In manche Abwasserkanäle stiegen die Ausspüler zwei- bis dreimal im Monat und spülten Wasser durch die Tunnel, um sie von Dreck und Schlamm zu säubern, Joe meinte, sie wollten damit nur rechtschaffene Männer in den Ruin treiben, weil dadurch die im Schlamm verborgenen Schätze geradewegs ins Meer befördert wurden, aber Tom wusste, dass es wegen der Cholera war. Die Cholera war durch die Stadt gezogen wie Faulgas. Das Fieber überfiel einen so plötzlich, dass manch einer, der sich beim Frühstück noch prächtig gefühlt hatte, zur Mittagszeit schon mausetot war. Bald hatte der Platz nicht mehr gereicht, um die Leichen zu begraben, und es gab auch nicht mehr genügend Totengräber, so viele Leute kamen um. Manchmal sah man Haufen

von Leichen, die Augen aufgerissen, auf Karren vor den Friedhöfen aufeinander geschichtet, wo sie warten mussten, bis die Reihe an ihnen war. Damals hatten die Ärzte der Regierung erklärt, es sei der Gestank aus den Kanälen, der die Leute umbringe, und so wurden umgehend die neuen Maßnahmen beschlossen. Von da an spülte man die Kanäle öfter aus. Wenn die Leute über ein Kanalgitter liefen oder an den Stellen vorbeikamen, wo die Kanäle in die Themse mündeten, hielten sie die Luft an. Aber sie starben trotzdem. Zuweilen ganze Familien, mit Kind und Kegel, so dass es niemanden mehr gab, der wenigstens noch zur Pumpe hätte gehen können, um einen Schluck Wasser zu holen. Am besten dachte man nicht darüber nach. Wenn man zu viel grübelte, war man selbst womöglich der Nächste.

Jetzt war im Parlament die Rede davon, das ganze Abwassernetz von Grund auf zu erneuern. Tom hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, aber in den letzten Monaten hatten immer wieder feine Herren ihre seidenen Hüte und glänzenden Schuhe mit den ledernen Mützen und den hohen Schaftstiefeln von Tunnelarbeitern vertauscht und waren zusammen mit Ausspülertrupps in die Kanalisation gestiegen. Die Gentlemen blieben zwar nur ein, zwei Stunden unten, aber sie marschierten in die Tunnel hinein wie Forschungsreisende, die sich in ferne Erdteile begeben, und ihre Führer waren schwer beladen mit Laternen, Mappen und zahllosen Instrumenten zum Messen und Inspizieren und was auch immer. Es war leicht festzustellen, wenn ein solcher Trupp unten war, denn sie postierten oben auf der Straße entlang ihrer Route eine Reihe von Leuten, die sie warnen sollten, falls Regen einsetzte. Manchmal hörte Tom den Widerhall eines in der Ferne klappernden Kanaldeckels, mit dem signalisiert wurde, dass es Zeit war rauszusteigen. Ein- oder zweimal war Tom selbst dieser Warnung gefolgt, aber es wäre nicht nötig gewesen. Vielleicht,

hatte Joe zwinkernd gemeint, mochten es die feinen Herren nicht so gern, wenn ihnen Wasser über ihre empfindlichen weißen Knöchel lief. Eilig hatten sie es jedenfalls nicht mit der Sache, so viel stand fest. Bisher hatten sie nicht mehr als einen einzigen neuen Abwasserkanal unter der neuen Victoria Street zustande gebracht, der von der Holborn Bridge aus nach Norden verlief. Er war kaum länger als dreißig Meter, und es hatte über ein Jahr gedauert, bis er fertig war. Bei diesem Tempo wäre Tom längst unter der Erde, ehe sie es bis hinauf nach Clerkenwell geschafft hätten.

Trotzdem, man musste auf der Hut sein. Vom Richter konnte man nicht viel Gnade erwarten, wenn man erwischt wurde, wie man unter dem Old Bailey mit ein paar feinen Pinkeln zusammengestoßen war. Es wäre die Strafe durchaus wert, hatte Joe kichernd gemeint, und sei es auch nur, um einmal zu erleben, was für ein Gesicht diese Stutzer machten, wenn sie beide wie Gespenster aus der Dunkelheit auftauchten. Tom hatte nicht gelacht. Joe wusste nicht, wovon er sprach. Er hatte noch nicht gegessen. Tom schon. Und er hatte kein Verlangen danach, das noch einmal zu erleben.

Über Toms Kopf scharrte die Tür ein wenig über den morastigen Boden. Tom pfiß leise, und als Antwort kam ein Echo zurück, gefolgt von dem Poltern der Stiefel auf der Treppe.

»Na also«, murmelte Joe und hob die Laterne in Kopfhöhe. Das plötzlich aufscheinende Licht ließ die beiden Büschel seines Backenbarts leuchten, als stünden sie in Flammen. Es war Tradition, einem Kanaljäger einen Spitznamen zu geben, so wollte es der Brauch. Manche der Bezeichnungen waren zwar erklärungsbedürftig, aber bei Joe begriff man sofort, weshalb sie ihn den Roten nannten. Wenn er seinen Hut absetzte, was beileibe nicht oft vorkam, sprang sein Haar in einer wahren Explosion von Rotbraun auf. Stellte man sich das Leben als ein Seil vor, so musste

man zugeben, dass sich Joe, genau wie Tom, bereits beträchtlich näher am Seilende befand als am Anfang, aber dennoch hatte er nur eine einzige weiße Strähne, die das leuchtende Rot auf seinem Kopf ein wenig dämpfte. Kein Ruß, kein Schmutz, nicht einmal der verdreckteste Kanal schaffte es, dieses Feuer zu löschen. Sein Haar mochte steif und verfilzt sein, aber sobald es auch nur den leisesten Lichtstrahl einfing, glomm es wie ein Kohlenbecken, so dass man fast versucht war, sich die Hände daran zu wärmen. Über seinen blassen Augen wucherten die Brauen daumen dick wie flammend rote Raupen, und unter den schimmernden Härchen auf seinen Armen war die Haut mit kupferfarbenen Sommersprossen übersät. Draußen auf den Hauptstraßen funkelte das Messing an den großen Häusern, das Geschirr der Pferde, das Gaslicht in den Auslagen der Geschäfte und das Sonnenlicht, das sich an den polierten Scheiben brach, aber hier inmitten der Mietskasernen schimmerte nichts so prächtig wie Joe. Neben ihm, überlegte Tom, sah er selbst aus wie einer, der gerade aus einem Haufen Staub und Asche gekrochen war.

»Ziehen wir los?«

Tom nickte. Joe überragte ihn fast um einen Kopf, und während Tom schlank war, hatte Joe mit seinen prallen Schenkeln Kraft wie ein Bulle. Mühelos hievte er sich zwei Käfige auf seine breiten Schultern, während Tom die Laterne an seiner Hacke befestigte und sich vergewisserte, dass in der Geheimtasche seiner Schürze die Handschuhe steckten. Das Fell der Kanalaratten war giftig, und wenn man sie packte, wanden sie sich und zappelten wie Straßenjungen, kreischten und bissen mit ihren gelben Zähnen um sich. Man versuchte zu verhindern, sich beißen zu lassen. Ein Rattenbiss hinterließ eine dreieckige Wunde – wie bei einem Blutegel, nur tiefer –, die gehörig blutete. Einmal hatte Tom gesehen, wie ein Mann eine Ratte am Schwanz herum schlenkerte, mehr aus Angeberei als sonst einem Grund, und be-

vor er sich's versah, schnellte das Vieh herum und biss ihn in den Arm. Am nächsten Tag war der Arm dick wie ein Schinken und schwarz wie ein Stiefel. Tom wusste nicht, was aus dem Mann geworden war. Er hatte ihn nie mehr wiedergesehen.

Einen kurzen dicken Knüppel in der Rechten und die Hacke in der Linken, ging Tom auf dem glitschigen Kellerboden voraus. Das Haus hatte einmal eine Senkgrube besessen, deshalb führte der Keller in einen kleinen offenen Abwasserkanal. In besseren Gegenden wäre dieser Kanal aus Backstein gemauert gewesen, mit einer so niedrigen Decke, dass nicht einmal ein Kind hätte stehen können, aber unter dem morschen Füllwerk der Mietskasernen war er weitgehend offen. Die Holzdecke war gleichzeitig der Fußboden in den Zimmern darüber, und weil darin immer wieder Planken fehlten, konnte man, wenn man hochsah, in die leeren Augen der Frauen und Kinder blicken, die auf dem Boden hockten. Meistens waren die Holzplanken so durchlöchert, dass man auf dem Weg durch den Tunnel Geräuschfetzen aus dem Leben von Hunderten Familien aufschnappte: Gekreische, Schreie, Schnarchen. An manchen Stellen hingen schmutzverkrustete Strohbüschel und Lumpen herab und streiften einen am Hut. Einmal hatte Joe an einer solchen Stelle angehalten und gelauscht. Er hatte Tom zugezwinkert und dann mit einer tiefen Stimme losgedonnert, als wäre er der Teufel höchstpersönlich: *»Glaubst du, ich sehe dich nicht, wo du schon mit einem Bein in der Hölle stehst?«* Der Aufschrei und die hastigen Bewegungen, die daraufhin zu hören waren, hätten selbst eine Ratte erbarmt. Tom fürchtete fast, Joe würde ersticken, so schüttelte er sich vor Lachen.

Nach etwa einem halben Kilometer fiel der Tunnel in einer riesigen Stufe hinab und ging in einen breiteren Abwasserkanal aus Backstein über. Tom und Joe ließen sich hinuntergleiten und wateten Richtung Osten weiter. Auf diesem Untergrund war es

einfacher voranzukommen, aber von Zeit zu Zeit mussten sie an den Eisengittern, die nach oben führten, anhalten, um ihre Laternen abzublenden. Sie sprachen kein Wort. Bereits vorher hatten sie sich darauf verständigt, Newgate anzusteuern. Es war schwierig, dorthin zu kommen, weil es in der Nähe keinen Einstieg gab und man sich stattdessen unterirdisch voranarbeiten musste, aber Brasseys Auftrag war ja auch kein gewöhnlicher. In Newgate gab es genügend Ratten, auch in der gewünschten Größe. Direkt unter dem Fleischmarkt war das Abwasser sämig von Blut, Mist und Schlachtabfällen. Diese reichhaltige Nahrung hatte die Ratten von Newgate fett und übellaunig gemacht wie Kirchendiener. Auf der einen Tunnelseite hatten sie es geschafft, sich eine Höhle zu graben, die groß wie ein Zimmer und mehr als zwei Meter hoch war; hier zogen sie ihre Brut auf. Es mussten mehr als achthundert Stück sein, schätzte Tom, die dort wie ein lebendiger Berg aus Asche übereinander krochen und krabbelten. In Newgate hatte noch nie jemand einen dieser Lackaffen aus dem Parlament gesehen.

Sie waren fast am Ziel. Es stank bestialisch nach verwesendem Fleisch, und auf dem Wasser kräuselte sich ein schmieriger brauner Schaum. An der Stelle, wo sich der Tunnel Richtung Norden wandte, setzte Joe die Käfige ab. Tom nahm die Laterne von der Hacke. Er lehnte den Stiel gegen die Wand und befestigte die Laterne an einer Schlaufe vorn an seiner Segeltuchschürze. So hatte er beide Hände frei und konnte gut sehen. Dann streifte er sich die Stulpenhandschuhe über. Sie waren vor Alter und Dreck ganz steif und bildeten bis ins Detail die Form seiner Hände ab, so dass selbst die geschwollenen Knöchel zu erkennen waren. Er zog sie noch einmal straff, griff nach dem Knüppel und nickte Joe zu. Die Arbeit konnte beginnen.

III

Die Büroräume von Joseph Bazalgette, dem leitenden Ingenieur des Londoner Amtes für öffentliche Bauvorhaben, und seiner Mannschaft von Ingenieuren, Vermessern und Zeichnern lagen in der Greek Street Nummer 1 in Soho. Von diesen bescheidenen Räumlichkeiten aus plante Bazalgette das vielleicht ambitionier-teste Bauvorhaben im Bereich des zivilen Ingenieurwesens, das je in Angriff genommen wurde – die Konstruktion eines völlig neuen unterirdischen Abwassernetzes für die gesamte Stadt. Über die Dringlichkeit eines solchen Unternehmens herrschte absolute Einigkeit. Zwar waren auch schon frühere Stadtverwaltungen da-rangegangen, das Kanalnetz zu verbessern, aber das hatte immer wieder zu neuen Problemen geführt. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte sich jedes Haus seiner Exkremeute mittels einer Senkgrube im Keller entledigt, die regelmäßig von Grubenräumern entleert wurden. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung in der Hauptstadt erwies sich dieses Verfahren jedoch als zunehmend unpraktisch und unhygienisch. Schließlich wurden sämtliche Senkgruben an einen Kanal angeschlossen, der das Abwasser sammelte und über einen Hauptstrang direkt in den Fluss leitete. In den nunmehr maroden und unterdimensionierten Kanälen vermischten sich menschliche Ausscheidungen mit den Abfällen der Schlachthäuser und Abdeckereien sowie den Abwässern von Gerbereien und Fabriken. All das strömte unablässig in die Themse. Bald wurde der Fluss selbst zur größten Senkgrube der Stadt. Bei Ebbe ver-fingen sich die Fäkalien und Abfälle an Brückenpfeilern oder sammelten sich zu stinkenden, gärenden Morasthaufen.

London, die größte Metropole der Welt, vergiftete sich selbst, so lautete Mitte des Jahrhunderts die einhellige Meinung von Ärzten und Wissenschaftlern. Wenn die Abwässer in den Kanälen zusammenfließen, die in der Mehrzahl nichts anderes waren als offene Gräben, strömten sie hochgiftige Gase aus. Diese entwichen in die Atmosphäre, und mittels schlechter Luft und unsauberen Wassers gelangten die Gifte in Lungen und Mägen, wo sie vom Blut aufgenommen wurden und todbringende Krankheiten hervorriefen. Innerhalb von zehn Jahren war London von drei grausamen Choleraepidemien heimgesucht worden. Jedes Mal wütete die Seuche am schlimmsten in jenen Teilen der Stadt, wo Luft und Wasser besonders verpestet waren. Niemand zweifelte daran, dass etwas unternommen werden musste.

Entschieden weniger leicht war es, eine Lösung für dieses Problem zu finden. Bazalgettes Plan lief auf ein komplett neues Kanalnetz hinaus, mit dem die riesige, verunreinigte Fracht aus Senkgruben und Kloaken zu Austrittsöffnungen flussabwärts weit außerhalb der Stadt befördert werden sollte. Diesem Plan zufolge würden an die zweihundertvierzig Kilometer neuer Auffangkanäle benötigt, die von West nach Ost verliefen, drei davon nördlich des Flusses, zwei weitere im Süden. Da das tiefliegende Themsebecken für einen effizienten Abfluss des Wassers ein zu geringes Gefälle besaß, wollte Bazalgette die Kanäle mit künstlichen Gefällstufen anlegen und an wichtigen Abschnitten dampfbetriebene Pumpstationen errichten, die das Wasser sechs Meter hochpumpen und dann unter Ausnutzung der Schwerkraft wieder freigeben würden. Die bereits bestehenden Abwasserkanäle hingegen sollten nicht nur erneuert, sondern durch Hunderte Kilometer lange Seitenkanäle ergänzt werden, welche die Hauptkanäle speisten, damit das Netz die halbe Million Gallonen Abwasser, die jeden Tag durch die Eingeweide Londons strömten, fortschaffen konnte. Die Fertigstellung der ganzen

Anlage würde nach Bazalgettes Schätzung fünf Jahre dauern und die Stadt eine Summe in der Größenordnung von drei Millionen Pfund kosten.

Doch die benötigten Gelder ließen auf sich warten. Das Parlament gewährleistete zwar den Fortbestand der Behörde, aber die Finanzierung von baulichen Verbesserungen oblag den Gemeindebezirken, die, entscheidungsschwach, endlos debattierten und alles hinauszögerten. Bazalgette wollte sich jedoch nicht entmutigen lassen. Nach und nach sammelte er eine Mannschaft von jungen Ingenieuren und Vermessern um sich, die sich mit einer zwangsläufig bescheidenen Entlohnung begnügten und unermüdlich an seiner Seite arbeiteten, um die zahllosen Pläne und Zeichnungen anzufertigen, die zur Durchführung seines Vorhabens nötig waren. Bazalgette hatte seine Freunde und Bekannten gebeten, ihm junge Männer zu nennen, die als Mitarbeiter geeignet schienen. Und so kam es, dass im Frühjahr 1856 sein Freund Robert Rawlinson, ein angesehener Ingenieur, der erst kürzlich von seinem Posten bei Sutherlands Hygienekommission in Skutari zurückgekehrt war, ihm einen frisch gebackenen Vermesser namens William May empfahl.

May hatte bereits zwei Monate in Skutari hinter sich, als Rawlinson am Ende des ersten harten Winters im Krimkrieg in dem türkischen Außenposten eintraf. Zwar kannte Rawlinson die Zeitungsberichte und hatte in den Armenvierteln Liverpools mit dem Bau sanitärer Anlagen bereits reichlich Erfahrung gesammelt, aber dennoch entsetzten ihn die Zustände, die er in Skutari vorfand. Die verfallenen türkischen Kasernen, die als Lazarett dienten, glichen Elendsquartieren, überbelegt, verdreckt und unsäglich schlecht belüftet, und fast die Hälfte der Soldaten, die es geschafft hatten, den entbehrungsreichen viertägigen Transport von der Front hierher zu überstehen, starben, nachdem sie endlich angekommen waren, im Lazarett. Allein das so genannte

Kasernenlazarett verzeichnete täglich fünfzig Todesfälle. Die Leichen wurden in Decken eingenäht, auf einen offenen Karren geworfen und in eilig ausgehobenen Massengräbern bestattet. Eine Krankenschwester berichtete Rawlinson, dass sie einmal beobachtet habe, wie türkische Soldaten mehrere Leichen in ein flaches viereckiges Loch warfen. Als einer der Soldaten merkte, dass der Kopf einer Leiche noch herausragte, trat er mit seinem Stiefel so lange auf ihn ein, bis er in dem Loch verschwunden war. Diese Stelle lag keine zwanzig Meter vom Lazaretteingang entfernt. Binnen vier Tagen inspizierten Sutherland und Rawlinson alle vier Lazarette und legten ihren Bericht vor. Umgehend machte sich Rawlinson daran, eine Gruppe von Männern zusammenzustellen, um für Verbesserungen zu sorgen.

Die gestriegelten und geschniegelten Herren der Hygienekommission hätten unter den zerlumpten Soldaten von Skutari nicht deplatziertes erscheinen können, selbst wenn sie Häubchen und Reifrock getragen hätten. Aber William nahm sie kaum wahr. Er hatte das Grauen von Inkerman überlebt, und zwei Monate später war er von einem russischen Infanteristen mit dem Bajonett aufgespießt worden, der sich auf ihn gestürzt hatte, als er allein und halb schlafend während der Nachtwache durch einen gefrorenen Schützengraben gestolpert war. Als ihn die Ablösung am nächsten Morgen fand, mit dem Gesicht nach unten im scharlachroten Schnee, war er fast nicht mehr bei Bewusstsein. Noch Tage danach wusste er nicht, wo er sich befand. Wenn man ihn drängte, etwas zu sagen, stotterte er, übergab sich und brachte nur ein kindliches Kauderwelsch heraus. Obwohl geschwächt, neigte er zu Gewalttätigkeiten; nachdem sein Arzt nur knapp einem Faustschlag von William entgangen war, band ihm der ebenso erzürnte wie entnervte Mann mit einem Seil die Hände zusammen. Solcherart gefesselt, trat William den langen Transport nach Skutari an. Bei seiner Ankunft im Lazarett hatte

er die Kleidung seit vier Wochen nicht mehr gewechselt. Als die Krankenschwester das zerlumpte Tuch entfernte, das seine Bauchwunde bedeckte, musste sie erst eine Hand voll Maden entfernen, bevor sie einen neuen Verband anlegen konnte.

Die Wunden an Brust und Bauch verheilten erstaunlich gut, dennoch blieb William so schwach, dass er weder stehen noch selbstständig essen konnte. Immer wieder peinigten ihn Albträume, die zu anfallartigen Krämpfen führten. In seinem gequälten Schlaf kratzte er sich mit den Fingernägeln die Haut bis aufs Fleisch auf und biss sich die Lippen wund und schrundig. Die Krankenschwestern und anderen Patienten begriffen schnell, dass sie sich ihm nur vorsichtig nähern durften, da es nicht selten vorkam, dass er bei einem unerwarteten Geräusch oder einer Berührung wild um sich schlug. Einmal verpasste er einem frisch eingelieferten Soldaten der Zweiten Kompanie mit einem Faustschlag ein blaues Auge, nur um sich danach verzweifelt an ihn zu klammern und um Verzeihung zu flehen, weinend den Kopf in die zerlumpte Uniform des Mannes gegraben. Da die Soldaten bei den eisigen Temperaturen in Balaklawas wie die Fliegen starben und somit Ersatz dringend geboten war, kam man nur widerstrebend zu dem Entschluss, dass der Gefreite May noch nicht an die Front zurückkehren konnte. Stattdessen wurde ihm »leichtes Fieber« attestiert, und kurz vor dem Eintreffen der Kommission verlegte man ihn auf eines der beiden Genesungsschiffe, die im Hafen vertäut waren. Später sollte es in Rawlinsons Bericht heißen, dass man sich keinen schlimmeren Ort vorstellen könne, um die Gesundheit eines Menschen wiederherzustellen. Beide Schiffe – ehemalige türkische Kriegsschiffe, die sich in einem beklagenswerten Zustand befanden – waren so überbelegt, dass sich Fieber und Schmutz ungehindert ausbreiteten. Das Hafenbecken, in dem sie dümpelten, wurde von ihren Abwässern in eine offene Kloake verwandelt.

Ärzte ließen sich auf den Genesungsschiffen nur selten blicken. Die meiste Zeit lag William reglos auf seinem Strohsack. Er war nicht mehr gewalttätig. Vielmehr verfiel er in eine Art starren Halbschlaf, der nur gelegentlich von den Geräuschen und Bewegungen der anderen Männer durchdrungen wurde. Neben ihm murmelten seine Kameraden mit trockenen Kehlen mutlos vor sich hin, unterwarfen sich dem Willen des Allmächtigen und vertrauten sich seiner immerwährenden Obhut an. In den seltenen Augenblicken, in denen William bei klarem Verstand war, schalt er sie für ihre blinde Ergebenheit. Wollten sie denn nicht sehen, dass ihr fürsorglicher Gott sich von ihnen abgewendet und sie an diesem lausigen Ort mit ihren Leiden allein gelassen hatte, um sich mit dringlicheren und ruhmreicheren Angelegenheiten zu beschäftigen? Die Soldaten Ihrer Majestät hatten der Hölle ins Antlitz geschaut; das hatte ihnen die Seele geraubt. Keiner von ihnen besaß mehr Fleisch auf den Rippen, sie waren nur noch trockene Knochen, umhüllt von einem Leichentuch aus verlauster Haut. Für Männer wie sie gab es keine Erlösung, keinen Himmel. Ohne Seele waren sie nichts wert. Der Tod war leere Finsternis, die Ewigkeit des Nichts. Früher wäre William über solche Gedanken entsetzt gewesen, jetzt nicht mehr. In den endlosen Nächten von Skutari zog er aus seinen Grübeleien einen seltsamen, schrecklichen Trost. Im Tod würde er endlich Frieden finden.

Und so lag er da, Tag um Tag, und wartete darauf, endlich die Hand des Todes auf der Schulter zu spüren. Er wäre nicht einmal aufgestanden, um zu essen, hätte es nicht Meath gegeben, einen freundlichen irischen Unteroffizier, der auf dem Nachbarstrohsack lag. Meath hatte in Alma ein Bein verloren. Den armeligen Läden in Skutari, die die Männer nicht einmal mit so einfachen Alltagsdingen wie Tellern, Messern, Gabeln und Wäsche versorgen konnten, waren schon die Krücken ausgegangen,

als die Kämpfe noch gar nicht begonnen hatten. Von den Männern auf den Genesungsschiffen erwartete man, dass sie sich selbst das Essen holten, und so wurden die Rationen, so kärglich sie waren, auf dem Vorderdeck verteilt. Jeden Tag aufs Neue überredete Meath seinen Leidensgenossen, von seinem Lager aufzustehen, um sich gemeinsam mit ihm einen Weg zwischen den Strohsäcken zur Essensausgabe zu bahnen, langsam, wobei Meath den Arm um Williams Hals legte. Manchmal geriet William ins Wanken, wenn er die Wärme und Kompaktheit von Meaths Körper an dem seinen spürte.

»Die Verpflegung hier ist fast so reichlich wie in meiner Kindheit«, pflegte Meath zu scherzen. Seine Familie hatte in Skibbereen einen Bauernhof gepachtet; alle seine Angehörigen außer seinem Bruder, der wie Meath Soldat geworden war, um den elenden Lebensbedingungen zu entgehen, waren verhungert. »Wenn ich gewusst hätte, dass ich hier die gleiche Brühe als Kaffee bekomme wie damals zu Hause, hätten mich keine zehn Pferde hergebracht.«

Nachts weinte Meath still um seine Mutter und weil ihm sein amputiertes Bein unerträgliche Schmerzen bereitete. Auch William konnte keinen Schlaf finden. Nacht für Nacht lag er mit offenen Augen da, die Arme um die Brust geschlungen, reglos wie die Grabstatue eines mittelalterlichen Ritters. Er ließ nicht zu, dass ihn die Erinnerung an das Grauen überfiel, das ihn hierher gebracht hatte. Wenn sich, was selten vorkam, dennoch ein Stück Erinnerung in sein Bewusstsein schlich, war es so unwirklich und unscharf wie eine verblichene Daguerreotypie. Nur im Schlaf waren die Bilder lebendig, die endlosen Reihen der verwesenden Toten, der schwarze Schrecken des gefrorenen Schützengrabens, die Schatten, der Gestank und die anklagenden Schreie. Eines Nachts träumte er, er würde Polly töten, ihr das Bajonett immer wieder in den Hals stoßen. Sie schrie selbst dann noch,

als ihr Kopf schon vom Hals abgetrennt war. Als er erwachte, musste er sich, von Schuldgefühlen und Schrecken gepeinigt, stundenlang übergeben. Während seine Wunde allmählich verheilte, kam ihm gar nie in den Sinn, dass er eines Tages Skutari wieder verlassen müsste. Der Gedanke, zu Polly zurückzukehren und wieder in die gewöhnliche Zufriedenheit ihres gemeinsamen Lebens in London einzutauchen, lag jenseits seiner Vorstellungskraft. Jene Welt, in der alles einen klaren Sinn hatte und die Menschen in der Dunkelheit die Arme ausstreckten, um einander zu ertasten, jene Welt war für ihn vollständig verloren. Sein Platz war hier in diesem überbelegten Schlafsaal, wo er dicht an dicht mit den anderen lag, alle geschwächt, unrasiert, ungewaschen, unter ihren Armeemänteln zitternd. Ein Obdachlosenheim für die Untoten, ein Ort, der unbelastet war von Gefühlen und Erwartungen, wo gestern und morgen nichts bedeuteten und unbeachtet verstrichen. Hier gehörte er hin.

Es war ein bewölkter Nachmittag Mitte März, als nach May geschickt wurde. Unter den Patienten auf den Genesungsschiffen kursierten bereits seit Wochen Gerüchte, dass Sewastopol frische Kräfte erhalten solle. Jeder, der in der Lage sei, sich ohne fremde Hilfe auf den Beinen zu halten, werde an die Front zurückgeschickt. Mit taumelnden Schritten bewegte sich May über den gefrorenen Schlammboden, angetrieben von dem streng blickenden Offizier, der ihn verächtlich mit dem Gewehrkolben vorwärts stieß. Er brauche ihm kein Schmierentheater vorzuspielen, blaffte ihn der Offizier mit unverhohlenem Abscheu an. May werde nicht sofort zur kämpfenden Truppe zurückkehren. Entsprechend den Empfehlungen der Hygienekommission seien umfangreiche Instandsetzungsarbeiten angeordnet worden, und alle Soldaten mit Kenntnissen im Ingenieur- oder Vermessungswesen würden herangezogen, um besagte Empfehlungen in die Tat umzusetzen. Als leitender Ingenieur des Projekts werde

Mr. Rawlinson in Skutari bleiben und die Arbeiten überwachen. Rawlinson sei von höchster Ebene der britischen Armee umfassende Unterstützung zugesagt worden, teilte der Hauptmann May mit und verzog den Mund, als ekelte er sich vor diesen Worten. Rawlinson habe zwar keinen militärischen Rang, man erwarte jedoch, dass May seinen Anweisungen Folge leiste. Das, bellte der Hauptmann, sei ein Befehl.

Rawlinson warf dem Gefreiten über seine Halbbrille hinweg einen flüchtigen Blick zu. Dabei wurde ihm zum tausendsten Mal bewusst, dass er selbst eine seidig glänzende schwarze Jacke und einen gestärkten weißen Kragen trug. Obwohl er fast zwei Wochen in Russland gewesen war, bestürzte ihn der erbärmliche Zustand der Männer, denen er hier begegnete. Dieser nun war ein besonders trauriges Exemplar. Er war so ausgemergelt, dass seine Knochen weiß durch die Gesichtshaut zu schimmern schienen, und er verströmte den säuerlichen Geruch von Krankheit und Verwahrlosung. Nach allem, was Rawlinson über die in den Lazaretten herrschenden Zustände wusste, konnte sich dieser Mann glücklich schätzen, wenn er mehr als einmal in den vier Monaten hier in Skutari ein Bad gesehen hatte. Sein Uniformrock hing ihm in Fetzen von den knochigen Schultern, und das rotblonde Kopf- und Barthaar umrahmte in schmutzigen Büscheln sein Gesicht. Er sah aus, dachte Rawlinson, wie ein Löwe, den man zu lange eingesperrt hatte. Der gestrenge Hauptmann neben ihm in seinem scharlachroten Rock fügte sich nur ungern in die Rolle des Wärters. Gewiss wäre ihm ein anderes Tier lieber, eines, das seiner untadeligen militärischen Haltung mehr entspräche, ein prächtiger Araberhengst vielleicht oder ein Bengalischer Tiger.

»Gefreiter May«, sagte Rawlinson und verkniff sich dabei ein vertrauensvolles Lächeln, »Sie waren, wie ich höre, in London im Vermessungswesen tätig.«

Er blickte May erwartungsvoll an. Als der Gefreite nicht antwortete, räusperte sich der Hauptmann lautstark, um ihm sodann den Ellbogen in die Rippen zu stoßen. Langsam blickte May auf, blinzelte, als wäre der düstere Raum blendend hell erleuchtet, und fingerte mit seinen schmutzigen Händen an dem einzig verbliebenen Knopf seiner Jacke herum. Rawlinson schalt sich insgeheim selbst, dass es ihn unwillkürlich schüttelte vor Ekel.

»Nun?«, fragte Rawlinson in barscherem Ton, als es seine Absicht war. »Sprechen Sie, Mann.«

»Jawohl, Sir«, murmelte May. »Ich war im Vermessungsamt.«

»Man sagte mir, Ihre Gruppe sei zuständig gewesen für die Kartographierung der Londoner Abwasserkanäle, die vom Ersten Ausschuss des Amts für öffentliche Bauvorhaben angeordnet wurde. Im Maßstab eins zu eintausend, das ist doch richtig, oder?« Rawlinson blickte den Soldaten eindringlich an. Er schien zu wanken, und der einzige Farbton in seinem fahlen Gesicht waren die dunkelvioletten Flecken unter den Augen. »Geht es Ihnen gut?«

May hob sein Löwenhaupt und sah sein Gegenüber an. Seine sandbraunen Augen mit ihrem weder freundlichen noch feindseligen Ausdruck schienen nicht auf Rawlinson und auch nicht auf die Wand hinter ihm gerichtet zu sein, sondern auf etwas in seinem Innern. Rawlinson beschlich das eigentümliche Gefühl, nicht in ein Augenpaar zu blicken, sondern auf die farblose Rückseite der Iris.

»Gefreiter May?«

»Nein, Sir«, murmelte May schließlich. »Nicht so ganz, Sir.«

Der Hauptmann neben May erlaubte sich, vernehmlich Luft zu holen, und presste unter den Enden seines gewachsenen Schnurrbarts die Lippen zusammen. Ohne ihn weiter zu beachten, lehnte sich Rawlinson in seinem Stuhl zurück, verschränkte

die Finger ineinander und musterte May eingehend. Aus den Dokumenten auf seinem Schreibtisch ging hervor, dass dieser Soldat in Inkerman für seine Tapferkeit ausgezeichnet worden war. Der Korrespondent der *Times* hatte Inkerman als die blutigste Schlacht bezeichnet, die jemals geschlagen wurde, seit der Fluch des Krieges die Erde heimsuchte. Rawlinson hatte den Bericht darüber beim Frühstück am Portland Square gelesen; er konnte sich noch gut daran erinnern.

»Nein«, stimmte er zu, und seine klugen grauen Augen blickten unverwandt auf das Gesicht des Mannes. »Nicht so ganz. Ich sehe es.« Er legte nachdenklich eine Pause ein. »Aber geht es Ihnen gut genug, um arbeiten zu können? Ich brauche dringend einen Vermesser. Sie würden morgen anfangen.«

Mays Atem beschleunigte sich, und er fingerte noch nervöser an dem Jackenknopf herum. Dann fuhr er sich mit der Zungenspitze über die ausgetrockneten Lippen. »Ich wäre Ihnen nicht von Nutzen, Sir«, stotterte er. »Ich ... ich ... Sie werden jemand anderen finden. Jemand, der besser geeignet ist. Ganz gewiss, Sir.«

Durch das Gezerre an dem Knopf riss schließlich der ausgeleierte Faden, der ihn am Stoff gehalten hatte. May starrte auf den Knopf in seiner Hand, das Gesicht vor Kummer verzerrt.

Einen Augenblick zögerte Rawlinson, dann beugte er sich vor, die Ellbogen auf den Mahagonischreibtisch gestützt. »Möchten Sie denn sterben?«, fragte er May sehr leise. Dem Hauptmann traten schier die Augäpfel aus dem Kopf, als er sich hochreckte, bis er fast auf den Zehenspitzen stand, und seine Nasenflügel blähten sich.

May sah Rawlinson verwundert an. Die Verblüffung entfachte eine schwache Glut in seinem erloschenen Blick.

»Die meisten Menschen wollen leben, denke ich«, fuhr Rawlinson im gleichen sanften Ton fort. »Wahrscheinlich halten die Kranken und Verwundeten, wie Sie einer sind, in den dunklen

Nächten des anstrengenden Transports von der Front hierher nur deshalb durch, weil sie darauf vertrauen, dass sie geheilt werden, wenn sie sich erst einmal sicher in der Obhut unserer Lazarette befinden. Dass sie hier gerettet sind. Und doch starben in den vergangenen Monaten in Skutari Hunderte von Männern. In den Lazaretten versuchte man vergeblich, sie zu retten. Vielmehr haben die Zustände dort sie umgebracht, rascher und gewisser, als es der Feind mit der Macht seiner Kanonen und Gewehre je vermocht hätte.«

In der einsetzenden Dämmerung schimmerten die Knöchel an den geballten Fäusten des Hauptmanns weiß wie Pfefferminzbonbons. Es schien, als würde er bei einem weiteren Anschlag auf sein Gefühl für militärischen Anstand geradewegs in die Luft gehen. Doch selbst wenn ihm dieses Kunststück gelungen wäre, hätten die beiden anderen Männer es wahrscheinlich gar nicht bemerkt. May stand reglos da; hellrote Flecken traten auf seine bleichen Wangen. Wie eine Kerzenflamme flackerte ein fahles Licht in seinen Augen auf, um sodann gleichmäßig weiterzubrennen. Außergewöhnliche Augen, dachte Rawlinson, die Iris fast golden, umgeben von einem grünlichen Rand, der aussah, als hätte man ihn mit Tusche eingefasst.

»Es ist nichts Ruhmreiches und es dient weder der Königin noch dem Vaterland, an Ruhr oder Cholera zu sterben«, fuhr Rawlinson fort. Er sprach so leise, dass ihn der Hauptmann über das Grollen der Empörung hinweg, das in seinen Ohren tobte, kaum hören konnte. »Ich kann den Schaden, der hier bisher entstanden ist, zwar nicht wieder gutmachen. Aber ich kann und werde alles in meiner Macht Stehende tun, dass sich die Verhältnisse ändern. Von jetzt an bin ich hier verantwortlich. Wenn in Skutari Männer sinnlos sterben, bin ich daran schuld. Ich habe nicht die Absicht, mir den Tod von Menschen auf mein Gewissen zu laden, Gefreiter May.«

Rawlinson machte eine Pause. May stand noch immer reglos da, in der geschlossenen Hand den vergessenen Knopf.

»Die Arbeiten haben bereits begonnen. Aber mit jeder zusätzlichen Hilfe werden wir schneller vorankommen. Es geht Ihnen nicht besonders gut, das sehe ich. Aber es geht Ihnen gut genug, denke ich. Die Arbeit, die wir tun, rettet Menschenleben. Vielleicht wird sie auch das Ihre retten. Wollen Sie uns helfen?«

Lange herrschte Schweigen. May blickte Rawlinson unverwandt an. Er schluckte mehrmals und mahlte mit den Zähnen in seinem wunden Mund. Plötzlich schloss er die Augen. Aus seiner offenen Hand fiel der Jackenknopf lautlos zu Boden und rollte davon. Der Hauptmann zermalmte ihn unter seinem Stiefel, was ihm eine gewisse Genugtuung zu verschaffen schien.

»Ja«, sagte May schließlich, ohne die Augen aufzuschlagen. Es kostete ihn solche Anstrengung, die Worte hervorzubringen, dass sie kaum vernehmbar waren. »Ja, Sir. Ich werde dabei helfen.«

Am nächsten Tag wurde May vom Genesungsschiff in ein Quartier auf einem umgewandelten Kasernengelände einen Kilometer vom Hafen entfernt verlegt. Meath nahm seine Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und nannte ihn einen Geheimnisräumer; es war dem sanften Iren nie in den Sinn gekommen, dass May lesen und schreiben könnte. Im weiteren Verlauf des Tages brachte ihn Rawlinson ins Hauptlazarett, wo man bei der Entfernung der Leitungen, die das Gebäude mit Trinkwasser versorgten, die verwesenen Überreste eines Pferdes freigelegt hatte. Das erklärte, weshalb das Wasser im Glas immer trüb ausgesehen und modrig geschmeckt hatte. May sollte Schnittzeichnungen des bestehenden Abwassernetzes bis zu einer Tiefe von drei Metern anfertigen, so dass als vordringlichste Maßnahme ein neues Kanalsystem angelegt werden konnte. In der Materialausgabe legte man nicht wie üblich eine zögerliche Haltung an den Tag, als er die dafür notwendigen Werkzeuge anforderte.

Mit sich allein, das Papier auf dem Zeichenbrett befestigt, starrte May auf die glänzende Wasserwaage in seiner Hand. Sie fühlte sich überraschend vertraut und zugleich völlig fremd an, und einen Augenblick war er sicher, dass er nie herausfinden würde, wie man sie benutzte. Das machte ihn so unruhig, dass er die Wasserwaage rasch auf den Tisch legte und sie aus seinem Blickfeld schob. Hätte ihn sein Gedächtnis nicht im Stich gelassen, so hätte er sich daran erinnert, dass er wenige Monate zuvor genau das gleiche Gefühl empfunden hatte, als er zum ersten Mal ein Gewehr in der Hand hielt.

In den Bergen über Balaklawa war William manchmal während der Morgendämmerung, nach dem nächtelangen Dienst im Schützengraben, so durchgefroren ins Lager zurückgekehrt, dass er nicht wagte, die Stiefel auszuziehen, aus Angst, die Zehen könnten ihm abfallen. Mit den steif gefrorenen Fingern hätte er es ohnehin nicht geschafft, die verknoteten Schnürsenkel zu lösen. So kauerte er sich stattdessen vor das dürftige Feuer, das seine Kameraden aus der Kompanie zustande gebracht hatten, während in Füße, Hände und Ohren unter großen Schmerzen das Leben zurückkehrte. Eine Dienstschrift dauerte zwölf Stunden; noch vor Ablauf der ersten Stunde hatten sich die warmen, lebendigen Teile von Williams Körper in einen Ort tief in seinem Innern zurückgezogen, wo sie sich den Rest der Nacht über verkrochen wie Kinder, die sich in einem verlassenen Haus verstecken. Und als sie schließlich gefunden wurden, waren sie außer Rand und Band. Hände und Füße schwollen ihm an, bis die gespannte, durchscheinende Haut aufplatzte wie eine überreife Frucht. Finger und Zehen wurden steif und ließen sich vor Schmerz nicht mehr bewegen. Die Entzündung in den Gelenken verursachte kastaniengroße weiße und purpurrote Beulen, die derart brannten und juckten, dass er schier verrückt wurde.

Wollte er die Eintragung in das Wachbuch machen, rutschte ihm immer wieder der Bleistift aus den Fingern, und die Schrift auf dem Papier geriet so dünn und ungelent, dass man sie kaum entziffern konnte. Seine Ohren bluteten. Manchmal wurde der Schmerz beim Aufwärmen so unerträglich, dass er am liebsten im Schnee geschlafen hätte, und so kehrte er zuweilen auf seinen eisigen Posten zurück, um sich nicht der Pein des Auftauens auszusetzen.

In den Tagen nach dem Treffen mit Rawlinson erlebte William erneut die Qualen jener Morgenstunden, aber nicht an Händen oder Füßen. Seit seiner Ankunft auf der Krim hatte die einzig zuverlässige Methode, sich zu schützen, darin bestanden, nichts zu empfinden und sich um nichts zu kümmern. Das war ihm leicht gefallen. Der Krieg hatte ihn gleichsam eingefroren. Er musste nur an dieser Eiseskälte festhalten, sich in der Brust einen ständigen tiefen Winter bewahren. Bis die Hygienekommission auf den Plan trat, empfand er das als einfach.

Rawlinson war kein warmherziger Mensch. Die humanitäre Bedeutung seiner Arbeit war ihm wichtig, sein Interesse an den Mitmenschen jedoch war eher theoretischer Natur. Er behandelte alle Männer, mit denen er zu tun hatte, mit der gleichen würdevollen und wohl überlegten Distanziertheit. Mit der Arbeit selbst verhielt es sich anders. Wenn er sich in sie vertiefte, strahlte er eine reine und rückhaltlose Leidenschaftlichkeit aus. Und mit dieser Begeisterung steckte er auch seine Männer an und weckte tagtäglich in ihnen Empfindungen, die den Soldaten so ungewohnt geworden waren wie frisches Fleisch: Neugier, Fantasie, innere Überzeugung, Optimismus und Zielstrebigkeit. William beobachtete Rawlinson bei der Arbeit, prägte sich den konzentrierten Ausdruck in den nachdenklichen Augen des Ingenieurs ein, das triumphierende Aufflackern der Erkenntnis, wenn er die Lösung für ein kniffliges Problem gefunden hatte.

Abends versuchte William, diesen Ausdruck in seinem eigenen Gesicht nachzuahmen, aber obwohl er ebenso die Stirn runzeln und die Augen aufreißen konnte, verband sich diese Mimik mit nichts in seinem Innern, was ihr einen Sinn verliehen hätte. Selbst als er seine wohl gehüteten Botanikhefte aus der Tasche seines Armeemantels holte und zum ersten Mal seit Monaten die zerschlossenen Seiten durchblätterte, fühlte er nichts. Nicht das Geringste.

Dennoch umhüllte ihn Rawlinsons Begeisterung wie ein warmer Lufthauch, der kleine Löcher in seinen sorgsam gehüteten Eispanzer schmolz. Diese Löcher erschreckten ihn. Dabei war der brennende Schmerz, den sie verursachten, nicht einmal das Schlimmste. Weit beängstigender für ihn war die Erkenntnis, wie viel mehr Schmerz er noch würde erdulden müssen, da der Winter sich so grimmig in ihm festgesetzt hatte. Rawlinsons Auftauchen hatte alles verändert. Bis dahin war sich William ganz sicher gewesen, dass es ihn kaum kümmerte, ob er lebte oder starb. Irgendwo im Hinterkopf hatte er sich sogar bereits gefragt, ob er nicht schon tot war. Nun wusste er, dass er damit völlig falsch gelegen hatte. Er war nicht nur am Leben. Er wollte leben.

Das mit der Selbstverstümmelung hatte beinahe zufällig begonnen. Als Mitglied von Rawlinsons Arbeitstruppe erhielt William einmal pro Woche warmes Wasser zugeteilt. Eines Morgens bot ihm einer der neuen Hygieneinspektoren an, sein Rasiermesser zu benutzen. Sorgfältig zog es William am Lederriemen ab und hielt die Schneide ins Licht. Da brandete etwas in ihm auf, umschloss sein Herz wie eine Faust. Er biss sich auf die Lippen, legte das Rasiermesser mit zittriger Hand auf den Waschtisch und griff nach der Seifenschale, den Blick auf den aufsteigenden Schaum gerichtet, während er mit dem Rasierpinsel in der Schale

rührte. Doch der Druck in seinem Innern ließ nicht nach. Er staute sich zwischen den Wirbeln des Rückgrats an, zwängte die Rippen auseinander und drängte nach außen. William hatte das Gefühl, jeden Moment zu explodieren. Seine Hände zitterten, und die Augen brannten ihm, als würden die Lider wie Schleifpapier darüberscheuern. Voller Angst hielt er sich am Rand der Porzellanschüssel fest und versuchte sich gegen diese Gefühle zu wehren, aber sie ließen nicht von ihm ab, sondern wurden immer stärker. Es gelang ihm einfach nicht, sich zu beruhigen. Der Druck in seinem Kopf nahm zu, presste gegen die zerbrechliche Schädeldecke. Er dröhnte ihm in den Ohren, schnürte ihm Kehle und Nase zu, bis er kaum mehr atmen konnte. Mit aller Kraft grub sich William die Fingernägel ins Handgelenk, wo sichelförmige Abdrücke zurückblieben, aber er spürte nichts als Schwärze, die sich nicht abwehren ließ. Voller Verzweiflung schleuderte er die Seifenschale quer durchs Zimmer. Er sah, wie sie an der Wand zerschellte, hörte es aber nicht. Und dann, wie aus weiter Ferne, als schwebte er über seinem eigenen Körper, beobachtete er, wie seine Hand nach dem Rasiermesser griff. Schon veränderte sich der Druck in seinem Kopf, in der geballten Schwärze reifte ein Entschluss heran. Sehr langsam, die Hand noch ein wenig zittrig, fuhr er mit der Schneide über die nicht eingesäumte Wange und drückte sich die Klinge gemächlich ins Fleisch, bis es blutete.

Der Schnitt war nicht tief, wirkte aber so zuverlässig wie das Ventil einer Dampfmaschine. Die Erleichterung war herrlich. Mit dem herausfließenden Blut verflüchtigte sich die schreckliche Schwärze. Ihn überkam das Gefühl, besänftigt und geläutert zu werden. Und das Blut bewies ihm, dass er noch am Leben war. Er fühlte sich in Hochstimmung, gleichzeitig aber völlig ruhig. Sanft drückte er ein sauberes Tuch auf die Wunde. Als er dem Inspekteur das Rasiermesser zurückbrachte, konnte er ganz

unbefangen über seine Ungeschicklichkeit, seine mangelnde Fingerfertigkeit scherzen. Man gab ihm Jod, mit dem er sorgfältig den Schnitt reinigte. Zum ersten Mal seit Monaten fühlte er sich bei vollem Bewusstsein und Herr seiner selbst. Er lächelte. Der stechende Schmerz, der dabei in seiner Wange brannte, ließ ihn erneut lächeln. Und mit der Taubheit, die mit der Zeit zurückkehrte, kam eine Ruhe über ihn, die er bisher nicht gekannt hatte. Es war so einfach. Rawlinson lobte ihn, weil er seine Arbeit zügig und penibel erledigte. William lernte schnell und vertiefte sich immer mehr in die technischen Einzelheiten von Durchmesser, Gradient und Neigungswinkel, anhand deren handfest und solide seine Pläne erwachsen. Eines Nachmittags unterbreitete William, wengleich zögerlich, selbst einen Lösungsvorschlag für ein Problem mit der Spülung an der Westseite des Kasernenlazaretts, der auf Zustimmung stieß und auch umgesetzt wurde. Zwei lange Wochen ging William ganz in seiner Arbeit auf. Langsam, ganz langsam, fing er an, sich nicht mehr als Gefreiter May zu sehen, der im Krimkrieg verwundet worden war, sondern als William Henry May, Kartograph und Landvermesser. Er sah die Zukunft zwar nicht weit vor sich ausgebreitet, ja eigentlich nur bis zu den Erfordernissen des nächsten Tages, aber es war immerhin eine Zukunft, während es viele Monate lang überhaupt keine gegeben hatte.

Zwei Wochen. Und dann begann der Druck sich wieder aufzubauen. Diesmal schnitt sich William mit einem Fleischmesser in den Oberschenkel. Die Wunde war viel tiefer als beim ersten Mal, und anschließend konnte er sich an kein einziges Detail erinnern. Diese Gedächtnislücke beunruhigte ihn, aber keineswegs so sehr wie die Vorstellung, sich keine Verletzungen mehr zuzufügen. Beim nächsten Mal schnitt er sich in den anderen Oberschenkel, danach in die Arme. Jedes Mal konnte er sich anschließend an nichts mehr erinnern. Er gewöhnte sich an,

diese Gedächtnislücken nicht länger zu fürchten, sondern jenen Augenblick der vollkommenen Ekstase zu genießen, wenn er mit dem herrlich purpurroten Aufschrei des Blutes wieder zu sich selbst kam. Von da an waren es immer die Arme. Er war stolz darauf. Die Arme konnte man leichter abbinden, und es ging schneller. Wenn er sich schneiden wollte, musste er nur den Ärmel hochschieben. Und sobald er ihn wieder heruntergerollt hatte, kannte nur er die genaue Form der Muster auf der Armunterseite, die dünnen, rosaroten Wülste der Narben, die den verkrusteten Schorf und die klaffenden Risse der jüngsten Schnitte kreuzten. Die Linien breiteten sich wie ein Fischernetz über seine Haut aus, das ihn gefangen hielt. Stets trug er ein Messer in der Tasche. Manchmal, wenn sich der Druck aufbaute, aber noch nicht unerträglich war, fuhr er mit der stumpfen Seite der Klinge sanft über dieses Muster.

Es wurde wärmer und bald erdrückend heiß. Erst taute der Morast auf, dann buk die Sonne ihn zu hohen Furchen. Im Juli rief Rawlinson seine Mannschaft zu sich. Ihre Arbeit, teilte er ihnen von ruhigem Stolz erfüllt mit, sei fast abgeschlossen. Die Sterberate unter den Patienten habe sich von zuvor fünfzig auf rund zwei Prozent vermindert, und das sei fast ausschließlich den verbesserten hygienischen Bedingungen und sanitären Anlagen zu verdanken, dem Ergebnis ihrer Arbeit. Es bestehe für Rawlinson keine Notwendigkeit mehr, in der Türkei zu bleiben. Er werde zu gegebener Zeit nach England zurückkehren, aber zuvor beabsichtige er noch, an die Front zu reisen, um sich ein eigenes Bild von den Kämpfen zu verschaffen, die so viele Männer hierher in die Lazarette von Skutari brachten. In der kommenden Woche werde er per Schiff nach Balaklawa fahren. Vielleicht, sagte er und nickte den Männern ernst zu, würden manche von ihnen so weit wiederhergestellt sein, dass sie zur kämpfenden Truppe zurückkehren könnten, noch während er die Front

inspiziere. Er hoffe, dass sie ihm dann, sofern ihr Dienst und die Umstände es erlaubten, die Ehre erweisen würden, ihm dort einen Besuch abzustatten.

Nach Rawlinsons Abreise schnitt sich William noch häufiger, und er schlief auch unruhiger. Seine Albträume wurden besonders intensiv. Er träumte, er befinde sich im Keller neben dem Hauptlazarett, wo bis vor kurzem Soldatenfrauen auf dem gestampften Lehm Boden gehaust hatten – ihre Betten und Körper nur ein Haufen schmutziger Lumpen. Eine schnarrende Stimme, die er als seine eigene erkannte, befahl den Frauen einer nach der anderen, sich entlang der Wand aufzustellen. Es schneite im Keller. Ein Mann in der grauen Uniform eines russischen Soldaten, das Gesicht durch einen aufgemalten Bart unkenntlich gemacht, wandte sich ihm zu und fragte mit einer leichten Verbeugung und dem unverwechselbaren steifen Akzent eines englischen Gentlemans: »Jetzt?«

»Jetzt!«, bellte die gesichtslose Stimme. Der Russe pflanzte sein Bajonett auf und richtete es auf die erste Frau. Die Klinge glänzte im Licht. Die Frau bedeckte das Gesicht und drückte sich gegen die Wand. Dann sackte sie in sich zusammen, ihr toter Körper schwarz wie der eines Schornsteinfegers. Der Russe wandte sich der Stimme zu und lächelte. Das Lächeln verformte seinen Bart zu einem grau durchwirkten Spatenblatt. Seine grauen Augen blinzelten. Der Russe war Rawlinson.

»Du hast mich getötet«, meinte er beiläufig, die Hand auf der Brust. Blut floss ihm in dicken, roten Streifen durch die Finger. Und dann noch einmal: »Du hast mich getötet!« Beim zweiten Mal brachen die Worte mit Zorn und Verachtung hervor.

William wachte auf, als Rawlinson zu Boden fiel. Sein Hemd war tropfnass vor Schweiß. Den Rest der Nacht setzte er sich kerzengerade hin, die Arme um die Knie geschlungen. Einige Tage danach kam Nachricht von der Front. Rawlinson würde nicht

mehr nach Skutari zurückkehren. Er war in den Gräben südlich von Sewastopol durch eine verirrte Kugel verwundet worden. Seine Verletzungen waren schwer, aber nicht lebensbedrohlich; der Arzt im Feldlazarett hatte geraten, ihn direkt nach England zurückzuschaffen und seine Habseligkeiten an eine Adresse in London zu schicken. In jener Nacht schnitt sich William so tief, dass er sich eine Sehne verletzte. Ihm blieb keine Wahl, als eine Krankenschwester um Hilfe zu rufen. Als er ihr erklärte, dass ihm das Rasiermesser versehentlich aus der Hand gerutscht sei, runzelte sie die Stirn und biss sich auf die Lippe. Anfang August erhielt William Mitteilung über seine eigene Zukunft. Man hatte ihn als nicht mehr verwendungsfähig für den aktiven Dienst eingestuft. Er werde als Invalide aus der Armee entlassen und nach Hause geschickt, wo er eine kleine Pension erhalte.

Das Schiff, das ihn nach England bringen sollte, legte an einem sonnigen Septembernachmittag in Skutari an. Es hatte frische Truppen auf den Balkan befördert, die erst einmal auf dem Stützpunkt Skutari Instandsetzungsarbeiten durchführen würden, bevor man sie an die Front verlegte. Trotz ihrer langen Reise wirkten die Soldaten sauber, munter und außergewöhnlich jung, als sie vom Schiff stiegen und sich umsahen. William ging ihnen aus dem Weg, aber an seinem letzten Nachmittag traf es sich, dass er plötzlich zwei von ihnen vor sich hatte, die den staubigen Pfad hinauf zu ihrem Lager erklommen. Im Gehen sangen sie ein Lied und schwangen im Rhythmus der Verse die Arme.

*Freut Euch, Ihr Jungs, so freut Euch,
Die faule Trübsal ist vorbei,
Mit Mut und kühnem Herzen beschreiten wir den Weg,
Vor uns liegt die Hoffnung und macht uns frei,
Das finst're Heute ist uns einerlei*

IV

Die Schenke namens Black Badger lag am Ende einer morastigen Gasse inmitten eines Gewirrs gewundener Sträßchen, die von der unteren Broad Street abzweigten. Wenn Tom durch die Gasse ging, dachte er jedes Mal, dass sie sich trotz ihrer Länge wohl einfach nicht entscheiden konnte, ob sie sich nun nach rechts oder nach links wenden, ob sie breit oder schmal, schnurgerade oder lieber gekrümmt sein wollte. Abgesehen von dem Graben mit der sumpfigen Brühe, der wie ein Rückgrat aus Schlamm die ganze Gasse durchzog und an den flacheren Stellen Pfützen bildete, war das Einzige, worauf man sich verlassen konnte, ihr immergleicher Gestank: ein süßlicher Geruch nach verfaultem Abfall, hier und da versetzt mit dem heißen Fett von gebratenem Fisch, und dem Furzgestank gekochter Kohlstrünke. Beißender blauer Tabakqualm hing über den Abfallhaufen, in denen Frauen, kurze, schwarze Tonpfeifen zwischen den Zähnen, barfuß und mit hochgebundenen Röcken nach Lumpen und Knochen wühlten. In den Hauseingängen kauern, dösten ihre Männer vor sich hin, die Gesichter erstarrt, aufgedunsen und purpurrot, ja, manchmal sogar schwarz vom Gin. Der Duft frischen Porters stieg Tom in die Nase und überlagerte den Geruch nach abgestandenem Bier. Eine Sekunde darauf rempelten die beiden Schankburschen ihn an, in ihren hölzernen Traggestellen schwere Krüge, die bis zum Rand mit der Stärkung für die Erdarbeiter in der Dean Street gefüllt waren. Toms Schätzung nach musste es etwa vier Uhr nachmittags sein. Seit dem Morgengrauen pendelten die Jungen regelmäßig

wie Weberschiffchen zwischen Schenke und Baustelle hin und her.

Das Black Badger duckte sich in den Winkel, wo die Gasse eine Biegung machte und sich, gleichsam zu Tode erschrocken über ihre eigene Kühnheit, so unvermittelt verengte, dass Tom und Joe nicht mehr nebeneinander gehen konnten. Das Haus war wohl einmal weiß getüncht gewesen, aber solange Tom es kannte, war die Fassade von rußig schwarzen Schwären überzogen, der Anstrich längst abgeblättert. Mit finsterner Miene schielte es zwischen der arg ramponierten Mütze seines niedrigen Daches und dem Stoppelbart aus Dreck hervor, der ihm ums Kinn spross. Die Fenster waren verschmiert und dunkel, etliche Scheiben zerbrochen und mit Holzbrettern und altem Dachschiefer notdürftig geflickt. Fremde hätten sich schwer getan, auf der Vorderseite einen Eingang zu finden, denn anstelle einer Tür gab es nur eine dicke Eisenplatte mit Rostflecken, die dreißig Zentimeter tief in den schlammigen Boden gerammt und mit der Strebe eines Treppengeländers versperrt war. Man hätte meinen können, es sei ein verlassener Ort.

Das Badger unterschied sich in jeder nur erdenklichen Hinsicht von der prächtigen Taverne, die das Auge am östlichen Ende der Broad Street blendete. Die spiegelnden Glasfenster des Golden Hind waren mit Stuckrosetten verziert und von unzähligen Gasflämmchen erleuchtet, die in ihren reich vergoldeten Haltern mit solch verschwenderischer Üppigkeit Glanz verbreiteten, dass die Fenster in Flammen zu stehen schienen. Die Pracht eines solchen Palastes – die aufwendige Verzierung der Brüstung und die illuminierte goldene Uhr, die die Viertelstunden schlug, die glitzernden Spiegel, umrahmt mit geschnitzten prallen Weintrauben und Jasminranken, die glänzende Mahagonitheke und das fröhliche Funkeln der Gläser – schlug den Vorübergehenden wie ein greller Willkommensgruß entgegen, auf dass niemand die

Last der Münzen in seiner Tasche auch nur eine Minute länger als nötig trage. Und viele waren es, die sich verführen ließen, um es danach zu bereuen. Das Black Badger dagegen duckte sich in Dunkelheit und Morast, die Hände tief in den Taschen vergraben. Es piff nicht vor sich hin, ja, räusperte sich nicht einmal. Ihm war nicht an Aufmerksamkeit gelegen. Seine Kunden wussten, wo es zu finden war und was sie dort erwartete. Wer mit dem Badger zu tun hatte, kannte und schätzte diese Unauffälligkeit, weil er am liebsten genauso unauffällig seinen Geschäften nachging, sofern er nicht gerade vor den Vertretern der Obrigkeit auf der Flucht war.

Und die Leute strömten in hellen Scharen und aus allen Richtungen ins Black Badger. Wenn sie durch den Türspalt an der rechten Flanke der Taverne hereingelassen wurden, störten sie sich nicht an der rauchgeschwärzten Tapete in der Schankstube und der stumpfen Glanzlosigkeit der ramponierten Zinnkrüge. Natürlich kamen sie auch hierher, um zu trinken. Abend für Abend hoben sie im Rhythmus der Kolben einer Dampfmaschine die Bierkrüge und Gläser mit Gin und heißem Wasser an die Mündler und setzten sie wieder ab. Ihre Blicke und ihre Aufmerksamkeit galten jedoch nicht allein dem Boden ihrer Krüge. Diese Männer – Straßenhändler, Soldaten, Kutscher und Ladenbesitzer – kamen aus einem anderen Grund in das Black Badger: Sie wollten Wetten abschließen. Sie kamen des Kampfes wegen. Sie waren auf den Kampf versessen.

Tom und Joe traten, ohne anzuklopfen, durch die Seitentür ein und stellten die Käfige am Fuß der Treppe ab. Zum Transport der Tiere benutzten sie die weniger auffälligen, kleineren Käfige. Der penetrante Hundegeruch in dem engen Vorraum vermischte sich mit den schwächeren Dünsten von Staub, trockener Fäulnis, Tabak und schalem Bier. Hinter dem Drahtgitter schoben und drängelten sich aufgereggt die Ratten, krabbelten

nervös übereinander, quiekten und scharrten, um etwas von den Düften zu erschnupern. Gegenüber der Treppe lag der Eingang zur Gaststube. Durch die geschlossene Tür, die zerkratzt und unten völlig abgeschabt war, drang leises Gemurmel, das sich anhörte wie das Rattern von Wagenrädern auf Pflastersteinen. Tom machte dreimal ein kurzes Klopfzeichen, während sich Joe auf die unterste Treppenstufe hockte. Er schob die Mütze tief in die Stirn und ließ sich dann auf die Ellbogen zurücksinken. Der Treppenpfosten war voller Bissspuren. An die Wand gelehnt, ließ Tom die Tür nicht aus den Augen. Prompt ging sie einen Spaltbreit auf und wieder zu. Tom erhaschte den vertrauten Blick auf eine zerknautschte Mütze. Joe gähnte und streckte die Beine aus. Sein Backenbart schimmerte im dämmrigen Licht kupferrot.

Es dauerte weitere zehn Minuten, ehe der Wirt aus der Schankstube kam und sie begrüßte. Frank Brassey war ein Kerl mit einem Brustkorb wie ein Ringer und platt gedrückter Nase. Sein Kopf schien direkt aus den Schultern hervorzuwachsen, ohne sich um etwas so Überflüssiges wie einen Hals zu scheren, doch er hatte schlanke Beine, und im seltsamen Kontrast zu seiner Statur bewegte er sich tänzelnd auf den Ballen seiner kleinen spitzen Füße wie Monsieur Blondin bei einem Hochseilakt. Brassey war mächtig stolz auf seine Füße. Sein schwarzer Rock hatte zwar längst eine grünliche Patina angenommen und glänzte an den Ellbogen speckig, aber er trug elegante Schuhe, handgearbeitet aus feinstem italienischem Leder. Eine Holzplanke, die an der Wand im Flur lehnte, diente ihm als Steg durch den Matsch, damit er sich die Schuhe nicht schmutzig machte, falls er einmal nach draußen musste. Er warf Joe einen finsternen Blick zu.

»Ich hoffe, ihr habt genügend von diesen Viechern!«, sagte er unwirsch und stieß den untersten Käfig mit der Schuhspitze an. Sein breiter Mund wies auffallend wenig Zähne auf.

»Genau hundertfuffzig«, versicherte Tom ihm gelassen.

»Paar richtig große Brocken sind auch dabei«, ergänzte Joe von seinem Ruheplatz auf der Treppe. »Die Köter werden 'ne Menge zu tun haben.«

»Will ich euch auch geraten haben«, erwiderte drohend der Wirt. »Die Leute erwarten heute Abend ganz was Besonderes.«

Joe machte eine Kopfbewegung zu dem großen Anschlag an der Wand. Seine Augen funkelten boshaft.

»Sie glauben wirklich, die Leute werden nicht enttäuscht, Chef?«, fragte er gedehnt. »Wie's heißt, hat sich Ihr so genannter Gentleman längst aus dem Staub gemacht und seine wertvolle Uhr beim Pfandleiher versetzt.«

Das Pfandstück, von dem Joe sprach, war eine goldene Repeateruhr, deren Zeichnung das Plakat zierte, denn viele der leidenschaftlichen Wetter hatten weder lesen noch schreiben gelernt. Wer die Mitteilung entziffern konnte, die abwechselnd in einer steilen Handschrift und mit fetten Großbuchstaben geschrieben war, entnahm ihr, dass die Uhr als Siegprämie winkte für denjenigen Hund mit einem Gewicht unter acht Pfund, der als erster in einer einzigen Minute mehr als fünfzehn Ratten totbiss. Der großzügige Spender der Uhr nannte sich einen wettbegeisterten Gentleman und entschiedenen Kämpfer für die Vernichtung der schädlichen Brut. Die Hunde sollten um halb zehn gewogen werden, damit der Kampf pünktlich um halb elf beginnen konnte. Für Tom war die Schrift nur ein Wirrwarr aus Strichen und Linien.

»Aber keine Sorge, Mr. Brassey«, fuhr Joe fort. »Es heißt, drüben im King's Head ist es immer brechend voll. Am besten, wir bringen die Viecher gleich rüber, was meinst du, Tom?«

Joe zog sich träge an dem rissigen Treppenfosten hoch und legte eine Hand auf den obersten Käfig. Kreischend drückten die Ratten ihre Schnauzen ans Gitter und entblößten ihre gelben Zähne. Tom wandte den Blick ab.

Mr. Brassey funkelte Joe böse an und wippte auf den Zehenspitzen.

»Die Uhr ist nicht verpfändet«, fauchte er ärgerlich. »Und selbst wenn, wär's egal. Die Uhr ist nur so was wie 'ne Kostprobe. Für die drüben im King's Head, ja, für die war sie vielleicht was Besonderes, aber das Publikum, das in *mein* Lokal kommt, gibt sich nicht mit solchen Kleinigkeiten ab.«

»Tatsächlich? Dann sind also hier nur feine Leute?«

»Nur erstklassige Gäste«, gab Mr. Brassey mit stolzgeschwellter Brust zurück.

»Richtige feine Herren, was?«

Tom hob die Hand. Er wusste aus Erfahrung, dass Joe den Wirt in eine Richtung drängen wollte, die dessen Eitelkeit gewiss nicht schmeichelte. Und Tom hatte keine Lust, einen Kunden zu verlieren.

»Sobald wir unser Geld haben, verschwinden wir«, sagte er, mundfaul wie gewöhnlich.

Mit einem wütenden Blick auf Joe wühlte Brassey in seiner Hosentasche.

»Hier«, sagte er und zählte mit großer Geste Münzen in Toms ausgestreckte Hand. »Einen Penny pro Paar.«

Tom nahm das Geld, steckte es in eine Innentasche seiner Segeltuchjacke und streckte ihm erneut die Hand hin.

»Einen Penny pro Tier. Wie abgemacht.«

»Für diese räudigen Viecher?« Brassey stieß Toms Hand zurück. »Ein halber Penny ist mehr als genug.«

Tom zuckte die Achseln. Er nickte Joe zu, der sich den ersten Käfig auf die Schulter hievte.

»Im King's Head kriegt ihr auch nicht mehr, das garantiere ich euch«, polterte der Wirt.

Joe schulterte den zweiten Käfig. Brassey verzog keine Miene, aber seine Füße in den feinen Schuhen wippten nervös. Mit einer

Kopfbewegung zu den beiden noch verbliebenen Käfigen ging Tom auf die Tür zu. Brassey klimperte mit den restlichen Münzen in seiner Tasche, als wären es glühende Kohlen.

»Schon gut, schon gut.« Der Wirt gab sich einen Ruck. »Ein Penny pro Stück, auch wenn das Halsabschneiderei ist. Ihr müsst allerdings später noch mal kommen, im Moment hab ich nicht so viel.«

Tom blieb im Flur stehen, die Augen zusammengekniffen.

»Heute Abend hab ich's«, versprach Brassey. »Kommt nach neun noch mal. Und wenn ihr schlau genug seid und euch 'ne goldene Nase verdienen wollt, nehmt ihr das Geld zum Wetten.«

Tom dachte einen Augenblick nach, dann nickte er. »Also bis heute Abend.«

»Los, mach schon. Stell sie ab«, drängte Brassey.

Joe grinste, machte aber keine Anstalten, die Käfige abzusetzen. Auf seinen Schultern ruckten sie ein wenig hin und her, weil die Ratten, sich gegenseitig drängelnd, nach Gleichgewicht suchten.

»Heute Abend. Erst das Geld, dann die Ware«, sagte Tom seelenruhig und stieß die Tür auf.

Brassey zögerte. Von oben hörte man ein scharrendes Geräusch. Sein Gehilfe schleifte im ehemaligen Salon Stühle über den Fußboden. Der Wirt verfügte zwar über ausreichend Tische und Bänke für seine Gäste, aber am Morgen hatte er seinen Gehilfen angewiesen, um eine Nische in der Wand eine niedrige Holzbalustrade aufzubauen. Brassey wollte nämlich dem Captain und seinen Begleitern alle Annehmlichkeiten einer Privatloge bieten. Der Captain war ein Gentleman von beträchtlicher Kultiviertheit. Bei seinem letzten Besuch hatte er hundert Guineen für einen Hund ausgelobt, der es schaffte, in einer Minute zwanzig Ratten zu töten. Man konnte allerdings nicht sagen, ob er sich im trüben, kalten Morgenlicht des folgenden Tages noch

an dieses großzügige Angebot erinnerte. Brassey leckte sich die Lippen. Über seinen gewölbten Bauch hinweg sah er gerade noch die Spitzen seiner blank polierten Schuhe. Draußen in der Gasse war es matschiger als sonst. Er reckte sich, quetschte sich mit dem Oberkörper durch die Tür und rief die Männer zurück.

Ohne die schweren Käfige gelangten Tom und Joe zügig durch Soho und in ihre Wohngegend zurück. Die neu gewonnene Last in ihren Taschen war jedoch nach ein paar fröhlich durchzechten Stunden in einer Schenke hinter der Strand schon ein wenig leichter geworden. Es war fast neun Uhr, als Tom in den dunklen Hof trat, den Bauch voll mit Bier und Roastbeef. Aus einem Kellerfenster drang das klagende Quietschen einer Fiedel. Tom hatte eine Unterkunft für sich allein, verfügte also über den Luxus eines eigenen Zimmers, doch es drängte ihn nicht dorthin zurück. Eine Frau hatte er sich nie gesucht, warum, wusste er auch nicht genau, außer dass er schon immer gern mit sich allein gewesen war. Zwar hatte ihm das Leben im Laufe der Jahre das eine oder andere Mädchen zugespielt, doch früher oder später hatte eine stärkere Strömung sie alle wieder mit sich fortgerissen. Anfangs, als er nach London gekommen war, hätte er wohl so manche Chance gehabt, aber irgendwie hatte er sie immer zu spät erkannt und nicht rechtzeitig zugegriffen. Im Umgang mit anderen war er unbeholfen und nervös und brachte keinen Ton heraus, und das leichtfertige Geplänkel, das den Mädchen die Wangen erhitzte und sie die Röcke heben ließ, brachte ihn derart aus der Fassung, dass ihm die Röte ins Gesicht schoss. Die anderen Burschen hielten ihn für einen Weichling. Die meisten von ihnen lebten mit einem Mädchen zusammen, seitdem sie zwölf oder dreizehn waren. In dem Haus im Flower Court, wo Tom gewohnt hatte, als er noch mit dem Alten zusammenarbeitete, teilten sich nachts an die neun Paare das Zimmer, und er hatte als

Einzig allein in einem Bett geschlafen. Es war schrecklich für ihn gewesen, aber wo hätte er sonst hingehen sollen? Tom bekam nicht mal eine ab, wenn die anderen ihrer Mädchen überdrüssig wurden und sie untereinander tauschten, nicht selten mehrmals bis zum Morgengrauen. Und so lag er im Dunkeln, lauschte dem Rascheln und Kichern und versuchte, auf seiner feuchten Strohmattmatratze eine Stelle zu finden, wo es nicht juckte und biss. Am Morgen zog er dann den Kopf ein, um den neugierigen Blicken der Mädchen auszuweichen.

»Du musst ihnen eine Tracht Prügel verabreichen«, hatte ihm einer der Burschen geraten. »Sie wollen's nicht anders. Die Weiber verknallen sich erst dann in dich, wenn du sie verdroschen hast, und solange die blauen Flecken ordentlich wehtun, denken sie an den Kerl, der sie ihnen verpasst hat.«

Tom hatte den Rat jedoch nie beherzigt. Er hätte es gewiss getan, wenn sich die Dinge anders entwickelt hätten, aber so weit war er nie bei einer gekommen. Wenn er glaubte, es sei an der Zeit, sie zu verprügeln, war sie schon auf und davon. Und so sparte sich Tom seine Fäuste lieber für die Abwasserkanäle auf. Damals, als ein erbitterter Konkurrenzkampf tobte, musste man schützen, was einem gehörte, sonst war es weg, eh man sich's versah. Der Rote Joe zum Beispiel. Als der jünger war, hatte er Hundekot für die Gerbereien gesammelt. Und er hatte seine Arbeit gut gemacht, wusste er doch, welche Gerber feuchten, dunklen und welche eher kalkigen Kot schätzten und bereit waren, etwas mehr dafür zu bezahlen. Er hatte so etwas wie eine kleine Werkstatt und mischte seine Beute je nach Kundenwunsch mit Lehm oder Mörtel und rollte daraus dicke kleine Zigarren oder formte lockere Klumpen – je nachdem, welche Mischung der Gerber für das dunkel glänzende Maroquin einer Herrenbrieftasche oder das zarte Kalbsleder eines Damenhandschuhs bevorzugte. Eine Zeit lang arbeitete er sogar mit den Be-

sitzern von Hundezwingern zusammen, bis die Gerber diesen Kot aufgrund seiner schlechten Qualität nicht mehr haben wollten. Es war ein richtiges kleines Unternehmen.

Doch es sollte nicht von Dauer sein. Als die Eisenbahn kam, platzte London bald aus allen Nähten, und auf einmal wurde die Arbeit knapp. So viele waren plötzlich hinter dem Hundekot her, dass sie sich um jedes kleinste bisschen prügeln, und manchmal lagen schon zwei oder mehr Kotsammler auf der Lauer, wenn sich ein Hund auch nur hinkauerte, um sich auf das zu stürzen, was er hinterließ. Auch die Gerber waren keineswegs auf den Kopf gefallen. Sie wussten, dass hundert Hundekotverkäufer auf einen Abnehmer kamen und einander das Geschäft streitig machten. Hatte Joe früher zwei Shilling für einen Eimer bekommen und mindestens einen Eimer pro Tag gesammelt, so konnte er, als die Iren wie ein Heuschreckenschwarm über die Stadt herfielen, von Glück reden, wenn er alle fünf Tage einen Eimer zusammenbrachte und dafür zehn Pence bekam. Da hatte er bereits neun Kinder. Wäre der Alte nicht gestorben und hätte Tom nicht einen Partner für seine Streifzüge durch die Kloaken gesucht, wäre Joe in ernsthafte Schwierigkeiten geraten. Das war ihm durchaus bewusst. Sie redeten zwar nicht darüber, wie sie überhaupt nicht viel redeten, aber Tom wusste, dass Joe ihm dankbar war. Joe war der Erste, der ihm jeden Gefallen tun würde, wenn er ihn darum bat. Aber Tom hatte es bisher nie darauf ankommen lassen. Und so merkwürdig es klang, er war Joe ebenfalls dankbar, auf seine Weise. Da er keine eigene Familie hatte, war Joes Familie die seine geworden, und er konnte sie besuchen, wann immer er wollte. Tom hatte sogar eine Weile bei ihnen gewohnt, bevor der Schneider mit seiner Familie eingezogen war und den von Tom genutzten Platz als Werkstatt beanspruchte. Einmal, als Tom in diesem überfüllten Zimmer in St. Giles saß, den Teller mit dem Abendbrot auf den Knien,

ringsum der Lärm und das Treiben der Familie, und beobachtete, wie Joes beide Jüngsten, zwei Mädchen mit dem leuchtend roten Haar ihres Vaters, die Ärmchen um seinen Hals schlangen und sein großes, mit Sommersprossen übersätes Gesicht mit Küssen bedeckten – da hatte es ihm zum ersten und einzigen Mal einen schmerzhaften Stich versetzt.

Sie waren jetzt natürlich alle groß, die Jüngste mindestens neun. Insgesamt elf Kinder, nicht mitgezählt diejenigen, die gestorben waren, Gott hab sie selig. Zwei Söhne arbeiteten bereits als Träger, von einem weiteren hatte man schon fast zehn Jahre lang kein Sterbenswörtchen mehr gehört. Manchmal nahmen sie Alfred und Jem, Joes fünftes beziehungsweise achtes Kind, mit hinunter in die Abwasserkanäle, wenn Not am Mann war. Joe hatte gehofft, einmal so etwas wie ein Geschäft an einen seiner Söhne vererben zu können, doch das schien inzwischen nicht mehr wahrscheinlich. Die Zeiten änderten sich schnell und keineswegs zum Besseren. An den Docks, wo Alf auf Arbeit für vier Pence die Stunde wartete und die Auftraggeber keine Fragen stellten, boten ganze Scharen von Männern jeglichen Gewerbes ihre Dienste an. Wie Kinder aufs Mittagessen warteten sie auf die einlaufenden Schiffe, hofften auf Glück und darauf, nicht hungrig zu Bett gehen zu müssen.

Die Nacht war klar, und über den tiefschwarzen Himmel zogen die Sterne wie Aschestaub. Tom spürte eine innere Unruhe, die ihn keinen Schlaf würde finden lassen. Langsam und ohne so recht darauf zu achten, wohin er lief, wanderte er zurück Richtung Soho. In seinem Kopf wirbelten Erinnerungen durcheinander, und erst eine Weile später merkte er erschrocken, dass er vor dem Torbogen zur Hawker Lane stand. Hinter ihm auf der Broad Street glänzte und funkelte das Golden Hind, dessen Glas-türen einladend offen standen. In Toms versteckter Jackentasche klimperten Münzen. Vor ihm schlug ein zerlumpter Junge mit

einem blauen Auge ein Rad und verlangte ein paar Pennys für seine Darbietung. Ein Fuß steckte in einem alten Schuh, dessen Oberseite, über dem Spann aufgerissen, von einem schmutzigen Band zusammengehalten wurde, der andere in einem alten Damentiefel. Ohne seine Bettelei weiter zu beachten, tauchte Tom ins Gassendunkel ein und steuerte auf das Black Badger zu.

Es war lange her, dass er sich einen Kampf angesehen hatte, doch seit damals, als er regelmäßig hierher gekommen war, hatte sich nichts verändert. An der langen Theke im Erdgeschoss saßen dicht gedrängt Männer aller Art, die rauchten, tranken und über Hunde debattierten. Auf Tischen und Bänken wurden Hunde vorgeführt, damit diejenigen, die Wetten abschließen wollten, sie begutachten, ihre Pfoten betasten, ihnen in die Augen und ins Maul sehen konnten. Ein Omnibusfahrer, den runden Hut schief auf dem Kopf, schlug mit der Faust auf einen wackeligen Tisch und funkelte einen Straßenhändler mit plüschigem Käppchen und grüner, senfgelb geblümter Halsbinde böse an. Auf den Knöpfen des sandfarbenen Kordwamses, das der Straßenhändler trug, prangte ein Fuchskopf, und unterm Arm hielt er einen Skyeterrier, der wie ein Fisch zappelte. Zwei Kutscher in vornehmer Livree standen an den Tresen gelehnt und suchten möglichst unauffällig den Schankkellner auszuhorchen, aufweiche Hunde der Wirt an diesem Abend wohl setzen würde. Dabei ließen sie sich auch von einer Gruppe Soldaten nicht beirren, deren Augen so rot waren wie ihre ungepflegten, aufgeknöpften Uniformröcke. Im Schankraum drängten sich Krämer und Eisenhändler, die sich einen Gehrock über ihre Arbeitskleidung gestreift hatten, Matrosen mit roten Mützen, graugesichtige Müllmänner und hohläugige Schneider. Tom stieß mit einem alten Mann in einem geflickten Rock zusammen, wie ihn Bauern trugen, nur dass sein ungekämmtes Haar rußverschmiert war.

Er habe, so erzählte er Tom, an diesem Vormittag seinen Mantel für zwei Shilling verkauft. Wenn die Hunde und die Götter ihm gewogen wären, würde er sich morgen einen besseren besorgen.

Im ersten Kampf ging es um die goldene Uhr, wobei sich Brassey darüber ausschwig, ob er sie beim Pfandleiher hatte auslösen müssen. Sie war die Siegprämie für denjenigen Hund, der am schnellsten fünfzehn Ratten totbiss. Die Männer tauschten sich flüsternd aus, befühlten mit derben Fingern die frischen Narben der Hunde und stellten mitunter nicht immer wohlmeinende Vergleiche mit gefeierten Siegerhunden an, die längst nicht mehr kämpften oder schon tot waren. Das wiederum empörte manche Hundebesitzer, deren Mantelhaare sich sträubten wie das Fell eines gereizten Katers, während sie überschwänglich die glorreichen Kämpfe ihrer Hunde beschworen. Das Hauptereignis des Abends, für das bereits hohe Wetten abgeschlossen wurden, sollte der Kampf eines Hundes namens Butcher gegen vierzig Ratten sein. Nach und nach erstarben die Gespräche. Geld wechselte den Besitzer, bisweilen hohe Beträge. Ein Straßenhändler, dessen Gesicht den Kartoffeln ähnelte, die er verkaufte, setzte zwanzig Pfund darauf, dass Butcher in drei Minuten vierzig Ratten schaffte. Auf einem Stuhl neben der Tür sitzend, einen elegant beschuhten Fuß über das Knie gelegt, strich Brassey über die Ärmel seiner speckigen schwarzen Jacke und zog eine große Uhr aus der Westentasche.

Allmählich wurden die Hunde unruhig. Einer, eine Bulldogge mit Augen so rotbraun wie rohe Leber, knurrte Tom an, als er vorbeiging, und zerrte unbändig an der Kette, als würde er ihm am liebsten die Kehle durchbeißen. Sein muskulöser Körper war mit bläulichen Narben übersät, und seine Stirn wölbte sich bedrohlich vor, als er die Zähne fletschte, die gelb und schmierig aussahen wie mit Talg überzogene Eisendornen. Geifer tropfte ihm aus dem Maul. Die weit auseinander stehenden Ohren an

seinem flachen Kopf waren zerbissen, eines fast in zwei Teile zerfetzt. Eine graue Maserung zierte das Fell in der tiefen Mulde zwischen den kräftigen Schultern. Der berühmte Butcher. Im Schatten des aussichtsreichsten Matadors stand ein listig dreinblickender Bullterrier, das eine Auge schwarz umrandet. Seine Beine waren krumm wie die eines Stallknechts. Er knurrte, ließ die Muskeln spielen und scharrte mit den Krallen tiefe Rillen in die schrundige Tischplatte. Das Bellen und Jaulen wurde immer lauter und übertönte bald das Stimmengewirr und das Klappern der Bierkrüge.

Nur ein Hund stand völlig reglos da, die Augen starr auf den mit Sägemehl bestreuten Boden gerichtet. Festgebunden mit einer Leine, die um ein Stuhlbein geschlungen war, schien er für den Radau um ihn herum taub zu sein. Tom beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Das glatte, weiße Fell und die eigenartigen rosa Ränder um Augen und Schnauze sowie der rosa Bauch verliehen dem Tier etwas Brutales und zugleich Zartes. Sein Schwanz war zerbissen. Unmöglich zu sagen, welcher Rasse es angehörte, aber es war eine Hündin mit dem stämmigen Körperbau eines Bullterriers und langen, feingliedrigen Beinen. Die Stirn ging wie bei einer Bulldogge direkt in die Schnauze über, aber die Ohren hatten nichts von einer Dogge. Sie passten überhaupt nicht zusammen und schienen nach völlig unterschiedlichen Vorlagen und aus unterschiedlichem Material gemacht: Das linke Ohr, von rosa Äderchen durchzogen wie die Maserung eines Blatts, war wachsam gespitzt, das rechte dagegen, pechschwarz und schartig, hing schlaff über dem rechten Auge. Was dem Tier ein durchaus verwegenes Aussehen verliehen hätte, wäre es nicht so scheu gewesen. Doch so hatte man den Eindruck von einem achtlos zusammengeschusterten Geschöpf. Aus einer Laune heraus schob Tom seine Stiefelspitze dem Tier unter die Schnauze und hob seinen Kopf an. Den Unterkiefer auf Toms Schuh, blin-

zelte die Hündin mit ihren rosa Augen und starrte ihn an. Tom hielt dem Blick stand.

»Ich weiß nicht, was der alte Narr mit diesem Vieh hier will«, krächzte eine heisere Stimme hinter einem Zinnkrug. »Jede Ratte, die auch nur ein bisschen was auf sich hält, wird den Köter zum Frühstück vertilgen und nicht mal satt werden dabei.«

Die Hündin blinzelte erneut, und ihr Kopf schien noch etwas schwerer auf Toms Stiefel niederzusinken.

»Der hätte eher 'ne Chance, wenn er selbst in den Ring steigen würde!«, pflichtete ein anderer höhnisch bei, während sich ein buckliger Alter mit koboldhaftem Gemurmel an Tom vorbeischoob und der Hündin einen heftigen Tritt in die Rippen verpasste.

»Hoch mit dir, du lausiger Köter«, zischte er und zerrte grob an der Leine. Der Hund rappelte sich auf. »Unnützes Klappergestell.«

»Du schmeißt das Handtuch, was?«, fragte der mit der heiseren Stimme. »Und ich hab schon befürchtet, das alte Badger ist auch nicht mehr das, was es mal war.«

Die koboldhafte Fratze des Alten schien wutverzerrt. Mit einem weiteren Ruck an der Leine spuckte er auf den mit Sägemehl bestreuten Boden und verschwand. Die Männer am Tresen kicherten in ihr Bier.

Ohne die warme, schwere Hundeschnauze fühlte sich Toms Stiefel kalt und dünn an. Er bahnte sich einen Weg zum Kamin, wo ein alter Mastiff ausgestreckt lag und rasselnd schnarchte. Die Wände waren mit Trophäen übersät. Zahllose schwarze Lederhalsbänder mit Ringen und Ösen aus Messing, gerahmte Stiche berühmter Kampfhunde, verstaubte Glasvitrinen mit ausgestopften, von Motten zerfressenen Hunden. Eine davon, die über dem Kaminsims angebracht war, sah sich Tom genauer an. Darin ausgestellt war ein Monstrum von Hund mit brauner Zeich-

nung und überheblichem Blick. Seinen dicken Hals schmückte eine abgewetzte gelbe Kette aus Edelsteinimitat, die an ein Damenarmband erinnerte, und zwischen den mächtigen Kiefern hielt er eine riesige ausgestopfte Ratte, deren Glasaugen vor Entsetzen weit aufgerissen waren.

»Das ist Beauty. Hast du mal'nen Kampf von ihr miterlebt?«, fragte ein Mann neben Tom. Er trug ein maulwurfgraues Wams, und sein kurz geschorenes, gleichfalls maulwurfgraues Haar sah an vielen Stellen aus wie abgewetzter Samt.

»Ein- oder zweimal, ja.«

»Aber beim Ausstopfen haben sie sie ganz schön vermurkst, stimmt's?«, fuhr der Mann gut gelaunt fort und zeigte seine Zahnlücken. »Der Kopf ist ja viel zu kurz. Was war das für ein Hund! Einmal, das ist jetzt schon Jahre her, kurz nachdem ich angefangen habe ...«

Tom erfuhr nicht, was der Mann angefangen hatte. Urplötzlich, als hätte sich eine Schleuse geöffnet, strömten die Männer aus der Schankstube hinaus. Tom folgte ihnen die abgetretenen Stufen der Treppe hoch. Oben angelangt, warf jeder einen Shilling in die Schachtel, die Brassey bereithielt. Tom bezahlte sein Eintrittsgeld und nickte Brassey zu, doch der Wirt bedeutete ihm nur mit einer hektischen Handbewegung, dass er weitergehen solle.

In dem Raum im oberen Stock waren die Fensterläden geschlossen, und die Lampen in den Ecken verbreiteten ein so grelles Licht, dass einem die Augen wehtaten. In der Mitte befand sich der Kampfplatz, eine runde, weiß gestrichene Holzarena, hüft-hoch und von zweieinhalb Meter Durchmesser. Ein Kreidekreis von etwa dreißig Zentimeter Durchmesser, der auf die nackten Holzdielen gemalt war, markierte den Mittelpunkt des Rings. Die Zuschauer lehnten sich an die Arenawände oder kletterten auf die Tische dahinter, um besser sehen zu können. Die Hunde winsel-

ten und sabberten. Es herrschte dichtes Gedränge, das Publikum war aufs Äußerste gespannt. Im allgemeinen Tumult schrie immer wieder jemand, dass der Kampf endlich beginnen solle.

Brassey blieb zunächst in der Tür stehen und trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Mit besorgtem Blick betrachtete er die unbesetzte Nische in der Wand, wo drei verschiedenartige Lehnstühle aufgestellt waren. Aber vom Captain und von seinen Freunden war weit und breit nichts zu sehen. Brasseys Gehilfe sah seinen Herrn erwartungsvoll an, doch der runzelte nur die Stirn. Erneut zog er seine Uhr heraus. Hinten im Raum hob ein Sprechchor an. Andere klatschten ungeduldig in die Hände. Nach einem letzten unwilligen Blick zur Treppe nickte Brassey seinem Gehilfen zu und schloss die Tür.

Als der erste Käfig hereingebracht wurde, johlten die Zuschauer vor Begeisterung. Der Junge stellte den Käfig mit großer Geste in der Kampfarena ab, umtänzelte ihn und versetzte so die Männer in einen wahren Fiebertaumel, bevor er die Falle aufklappte, als wäre er der Zauberkünstler beim Derby Day in Epsom. Einen Augenblick lang geschah nichts. Dann ergoss sich eine wahre Flut von Ratten in den Ring. Sie flitzten über den weißen Fußboden, um sich an der hintersten Wand zu einem wimmelnden Haufen zusammenzudrängen. Unbestreitbar große Tiere, dachte Tom mit einem Gefühl der Genugtuung. Der schwüle Geruch sommerlicher Aborte stieg von ihnen auf. Sobald die Hunde die Ratten witterten, gerieten sie ganz aus dem Häuschen, bellten wie wild und versuchten sich zappelnd aus den Armen ihrer Besitzer zu befreien. Der Lärm war ohrenbetäubend.

Brassey kletterte auf einen Tisch, bat schreiend um Ruhe und verkündete die Spielregeln des Hauses. Jedem Hund könne ein Sekundant zur Seite stehen, der sich aber nur innerhalb des markierten Bereichs des Kampfplatzes aufhalten dürfe. Wer einen

Hund oder eine Ratte berühre oder sich auf irgendeine Weise regelwidrig verhalte, dessen Hund werde sofort disqualifiziert. Die Zeitvorgaben seien genauestens einzuhalten. In strittigen Fällen obliege es dem Schiedsrichter zu entscheiden, ob eine Ratte noch lebe oder bereits tot sei. Als Brassey seine kurze Ansprache beendet hatte, schwoll der Tumult erneut an. Er nickte seinem Gehilfen abermals zu und nahm am oberen Ende der Arena Platz.

Im nächsten Moment sprang ein Mann mit einem großen Terrier in den Ring. Hund und Sekundant trugen einen borstigen Pelz von gräulicher Farbe. Der Hund wand sich so aufgeregt in den Armen des Sekundanten, dass der ihn nur mit Mühe festhalten konnte. Er murmelte dem Tier etwas ins Ohr. Dann packte er ihn um die Brust und kauerte sich nieder, den Hund zwischen den Knien. Dieser ließ die Ratten nicht aus den Augen, Geifer tropfte ihm aus dem Maul. Der Sekundant flüsterte ihm ein letztes Mal etwas zu, bevor er ihn losließ, worauf der Hund den Kopf herumwarf wie eine Schlange. Dann, mit einem kurzen Bellen, fast als wollte er sich räuspern, stürzte er sich auf den Rattenhaufen und stieß die Schnauze hinein. Als er den Kopf herauszog, hatte er eine große schwarze Ratte am Genick gepackt. Quiekend wie kleine Ferkel rannten die anderen Ratten hektisch im Kreis umher oder versuchten, sich zwischen den Fußbodendielen hindurchzuzwängen. Doch der Terrier achtete nicht weiter darauf, sondern biss mit einer schüttelnden Kopfbewegung einmal und dann noch ein zweites Mal so kräftig zu, dass Blut über die weißen Wände der Arena spritzte. Eingesperrt in seinen Kreidekreis, feuerte der Sekundant mit fuchtelnden Armen den Hund an weiterzumachen. Der Terrier warf den Kopf ein letztes Mal hin und her, bevor er die Ratte widerstrebend fallen ließ. Die Ratte zuckte, ihr Schwanz zitterte, dann blieb sie reglos liegen. An ihrem zerfleischten Hals schimmerte Blut, leuchtend wie frische Farbe.

Im nächsten Augenblick packte der Terrier schon sein nächstes Opfer. Diesmal war er schneller, schon schleuderte er die tote Ratte fort und stürzte sich auf eine neue. Die Zuschauer waren in höchster Erregung, der Sekundant schien außer sich. Schweiß tropfte ihm von der Stirn, während er seine Befehle brüllte, die borstigen Haare seines Pelzmantels standen hoch wie die Stacheln eines Stachelschweins. Währenddessen fuhr der Terrier mit seinem blutigen Gemetzel fort. Nur eines der Biester machte ihm zu schaffen. Die Ratte wehrte sich verzweifelt in seinem Maul, wand sich hin und her und verbiss sich in die Hundeschnauze. Irritiert durch diesen unerwarteten Widerstand, zögerte der Hund, jedoch nur einen Augenblick. Mit einem abrupten Schlenker des Kopfes schmetterte er die Ratte mit voller Wucht gegen die Wand der Arena. Als sie zu Boden fiel, hinterließ sie auf der weißen Fläche einen dunkelroten Fleck.

»Aus!«

Als der Sekundant mit den Fingern schnippte, setzte sich der Hund umgehend auf die Hinterbeine, das behaarte Maul blutverschmiert. Der Sekundant hob ihn über die Schranke und reichte ihn seinem Besitzer, der ihm über die Ohren streichelte und zärtlich den Kopf kraulte, während sich ein Kreis von Bewunderern um ihn scharte, um ihm und seinem Hund anerkennend auf den Rücken zu klopfen. Der Hund keuchte glücklich und leckte seinem Herrchen die Wangen. Fetzen von Fell und rohem Fleisch steckten ihm zwischen den Zähnen. Auf dem blutverschmierten Kampfplatz lagen die Rattenkadaver wie Dungfladen. Dazwischen beschnupperten die noch lebenden Ratten gelangweilt die Wände des Rings oder setzten sich auf die Hinterbeine, um sich mit den Vorderpfoten das Gesicht zu putzen.

Als das Getöse abebbte, blickte Tom auf seine Hände. Er hatte die Bretterwand des Rings so fest umklammert, dass deren

scharfe Kanten eine tiefe Spur in seine Daumenkuppen gegraben hatten. Seine Handteller glänzten schweißnass.

»Sieh mal einer an. Na, gefällt dir der Kampf?«

Brassey stand dicht neben Tom, die Hände vor dem Bauch gefaltet, die Beine gespreizt. Hinter ihm packte der Gehilfe die Rattenkadaver an den Schwänzen und warf sie in eine Ecke.

»Deine Ratten haben ja nicht gerade viel Widerstand geleistet, was?«, höhnte Brassey. »Hätten sich auch gleich hinlegen und sich selbst die Kehlen durchbeißen können. Wenn du dir einbildest, ich würde einen Penny pro Stück für ...«

Brassey unterbrach sich, abgelenkt von der aufkommenden Unruhe im Eingangsbereich. Plötzlich strahlten seine Äuglein und wurden kugelrund, erhellte sich seine finstere Miene zu einem süßlichen Grinsen. Er schob Tom beiseite und eilte den Neuankömmlingen entgegen.

»Captain!«, säuselte er wie ein junges Ding. »Freut mich, Sie zu sehen, mein lieber Freund. Herzlich willkommen auch Sie, Sir«, fügte er an einen zweiten, ihm unbekanntem Herrn gewandt hinzu. »Wir haben heute Abend ein paar sehr tüchtige Kampfhunde für Sie. Möchten Sie eine Wette abschließen?«

Der Captain nickte ungeduldig und reckte über Brasseys Schulter hinweg den Kopf in Richtung Arena. Der Offizier war ein Mann mittleren Alters, von gedrungener Statur, und ein dunkler Backenbart überwucherte seine schmalen Lippen. Er trug die höhnische Miene eines Menschen, der es gewohnt ist, unzumutbare Befehle zu erteilen, doch ansonsten deutete nichts darauf hin, dass er in Militärdiensten stand. So trug er auch keine Hauptmannsuniform, sondern einen schwarzen Rock samt hohem, gestärktem Kragen, der ihm, dem gereizt vorgeschobenen Kinn und seiner Gesichtsröte nach zu schließen, ausgesprochen unbequem war. Den Hals seines Freundes zierte ein noch höherer und noch steiferer Kragen, aber der Mann war so dünn und

sein Gesicht so schmal, dass man sich vorstellen konnte, er hätte ihn angelegt, ohne den Knoten seiner Halsbinde zu lösen.

Brassey führte die beiden zu ihrer Loge und neigte dabei den Kopf so tief, dass es Tom nicht überrascht hätte, auf seiner Stirn die Abdrücke seiner Jackenknöpfe zu sehen. Der Captain verlor kein Wort über den eigens für ihn hergerichteten Ehrenplatz. Stattdessen ließ er sich in einen der Lehnstühle fallen, legte die Füße auf die Bretterwand der Arena und verlangte schroff, man möge ihm die Hunde zur Begutachtung vorführen. Die Augen vor dem Qualm seiner Zigarre halb zugekniffen, besah er sich die Tiere eingehend. Eine Bulldogge, die ihm ein Mann verkaufen wollte, nahm er besonders gründlich in Augenschein und hielt dem Tier das glühende Ende seiner Zigarre an die Nase; einen Augenblick schnüffelte die Bulldogge daran, um dann vor Schmerz winselnd zurückzuzucken. Der Captain grinste.

»Rein mit ihm!«, befahl er.

»Für einen echten Kampfhund würde der ein Vermögen zahlen«, raunte jemand Tom zu. Es war der Mann mit dem maulwurfgrauen Rock aus dem Schankraum. »Der ist ganz verrückt nach dem Hundekampf. Verwettet bei einem einzigen Kampf mehr, als wir in einem ganzen Jahr verdienen.«

Der Captain betrachtete die Bulldogge offensichtlich nicht als einen potenziellen Sieger. Er ließ dem Hund nur wenige Minuten Zeit, bevor er ihn mit einer Handbewegung aus dem Ring scheuchte. Brassey trippelte eilig los, um den nächsten Kandidaten zu holen, einen böartigen kleinen Terrier, kaum größer als die Ratten, auf die er losgelassen werden sollte. Doch beim Publikum genoss er große Wertschätzung, und so johlten die Leute auf, als sie sein Winseln draußen auf der Treppe hörten. Tom hatte vorgehabt, selbst ein paar Shilling auf ihn zu setzen, aber plötzlich überkam ihn eine große Müdigkeit. Der Kopf tat ihm weh. Als der Hund in den Ring gehoben wurde, war das Ge-

töse so laut, dass Tom es nicht mehr aushielt. Der Captain in seiner Loge lehnte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Bretterwand und saugte gierig an seiner Zigarre. Tom schlüpfte hinaus. Draußen in der dunklen Gasse wehte ein leichter Wind. Es war kalt. Fröstelnd vergrub Tom die Hände in den Jackentaschen. Kurz bevor er die Compton Street erreichte, hatte er plötzlich das Gefühl, verfolgt zu werden. Er drehte sich um. Da setzte sich die Hündin mit den rosa geränderten Augen ein paar Schritte vor ihm hin und trommelte mit dem zerbissenen Schwanz Muster in den Straßenstaub. Das Tier gab keinen Laut von sich, blickte ihn jedoch in der Dunkelheit erwartungsvoll an, ein ausgefranstes Stück Seil um den Hals. Tom sah den Hund an. Aus der Compton Street hörte er das schrille, eulenhafte Krächzen einer Frau, die vor sich hin fluchte. Langsam nahm er eine Hand aus der Jackentasche und ließ sie herunterbaumeln. Die Hündin beobachtete ihn, ihr Blick glitt Toms Arm hinunter und wieder nach oben. Ihr gespitztes Ohr zuckte im Wind. Und dann, ganz lautlos, richtete sie sich auf, machte drei vorsichtige Schritte auf Tom zu und schmiegte die Schnauze in seine Hand. Sie passte genau hinein. So standen sie eine Weile im Dunkeln, und die Spürhaare der Hündin kitzelten Toms Finger. Dann bückte er sich und hob die fadenscheinige Leine auf, und gemeinsam machten sie sich auf den Heimweg.

V

Man hatte erwartet, dass der Krieg gegen die Russen einen, höchstens zwei Monate dauerte. Während in Southampton Soldaten aus dem ganzen Land zusammengezogen wurden, deren schmucke Uniformen mit den funkelnden Verzierungen wie die Inkarnation kriegerischer Herrlichkeit erschienen, überschlugen sich die Zeitungen mit Berichten über heldenhafte Schlachten an der Donau, und die Siege der napoleonischen Kriege hallten triumphal in der Gegenwart wider. Menschenmassen zogen wie im Fiebertaumel durch die Straßen, berauscht von nationalem Stolz.

Im Haus des Doktors in Clapham ging Polly ruhig und gelassen ihren täglichen Pflichten nach. Immer noch bildeten sich Grübchen auf ihren sommersprossigen Wangen, wenn sie ihr strahlendes Lächeln zeigte, Sie hatte kaum eine Vorstellung davon, wohin William geschickt worden war, und sie kannte auch nicht die Gründe für den Krieg, in dem er kämpfte; aber sie wusste, dass er seine Pflicht erfüllte und, sobald der Feldzug zu Ende war, zu ihr zurückkehren würde. Polly besaß die Gabe der Zufriedenheit. Es lag ihr nicht, lange über unangenehme Dinge nachzusinnen, es entsprach einfach nicht ihrem Naturell. Dabei hatte sie durchaus schon Not und Elend erlebt. Nach dem Tod ihres Vaters, als Polly noch klein war, stand die Bauernfamilie ohne einen Penny da, und noch vor ihrem elften Geburtstag musste sie die Schule verlassen und eine Stellung als Dienstmädchen antreten. Aber das Leben hatte sie nicht ängstlich und grüblerisch gemacht, und sie weigerte sich, es zu werden. Was hatte es

für einen Sinn, statt der Nacht den Tag herbeizusehen? Wenn es so weit war, würde William zurückkommen. Derweil hatte sie eine angenehme Stellung in einer freundlichen Familie, sie liebte die Kinder, sang, während sie das Kinderzimmer aufräumte, und lachte herzlich über das geradezu vorbildlich wutverzerrte Gesicht eines bemalten Spielzeugsoldaten und die unangebrachte Erhabenheit in den Knopfaugen eines ausgestopften Kaninchens. Alles, was tiefgründige Ernsthaftigkeit ausdrückte, rührte und amüsierte sie zugleich.

Auch über Williams Ernsthaftigkeit hatte sie stets nur gelacht. Sie hatte ihm die Furchen auf seiner Stirn glatt gestrichen und sich auf die Zehenspitzen gestellt, um ihn auf den zusammengekniffenen Mund zu küssen, bis auch er lachen musste und sie in die Arme nahm. Mit ihr, sagte er und zeichnete mit dem Finger die Rundung ihrer Wange nach, könne er nie lange unglücklich sein. Hätte sie ihn nicht mit einem Kuss zum Schweigen gebracht, hätte er ihr noch mehr gesagt. Er hätte ihr gesagt, dass er in ihrer Gegenwart aus sich selbst herausgehe und den Krämersohn mit den zwei linken Füßen, der sich alles viel zu sehr zu Herzen nahm, wie eine alte Haut abstreife. Bei ihr vergaß er, dass das Leben unvorhersehbar und grausam war, dass Väter starben und Glück nicht von Dauer war und dass alles, was sicher schien, plötzlich in unerreichbare Ferne rücken konnte. Er vergaß seinen Vorsatz, auf der Hut zu sein, sich stets abseits zu halten und auf festem Boden zu bleiben, der seinen Füßen vertraut war wie ein Paar alte Schuhe. Ja, wenn er mit Polly zusammen war, vergaß er, dass er überhaupt Füße hatte. Mit ihr wirbelte er, Purzelbäume schlagend, durch die Tage, so benommen vor unfassbarem Glück, dass er nicht mehr wusste, was oben und was unten war. Er hatte das Gefühl, als hätte er mitten im Winter ein Fenster aufgestoßen und dabei festgestellt, dass draußen auf der Wiese der Sommer eingekehrt war. Ihre Wärme erfüllte ihn wie

der Sonnenschein. Polly wiederum fühlte sich durch Williams bedächtigen Ernst sicher und geborgen. Sie hätte ihre Gefühle zwar nie in Gedanken oder Worte fassen können, aber sie begriff, dass sie durch seine Erdschwere am Boden gehalten wurde, so wie der Heißluftballon über dem Vergnügungspark in Cremorne mit Seilen gesichert war. Er würde sie nie davontreiben lassen.

In dem Monat, nachdem William in See gestochen war, trat Polly jeden Morgen kalter Schweiß auf Stirn und Unterarme, während sie die Kleinen herausputzte, und ihr war speiübel, bis sie sich in die Schüssel auf der Waschkommode erbrach. Als George mit vor Ekel verzerrtem Gesicht seinem Vater von diesem allmorgendlichen Ritual berichtete, rief der Doktor Polly in sein Sprechzimmer. Ihr Verhalten sei unentschuldig, meinte er streng, aber obwohl er aufrichtig hoffe, dass sie vor ihm und vor Gott Scham empfinde, könne man durchaus etwas gegen ihren Zustand tun. Der Doktor war auf Frauenheilkunde spezialisiert und hatte sich in eingeweihten Kreisen gewissermaßen das Renommee erworben, Frauen zu helfen, die in Schwierigkeiten steckten. Und er bot ihr seine Hilfe an.

Aber Polly lehnte höflich ab. Sie war überzeugt, dass sich alles zum Guten wendete. Es würde noch Monate dauern, bis ihre Schwangerschaft zu sehen war. Wenn der Krieg zu Ende ging – und alle sagten, dass er bald vorüber wäre –, würde William zurückkommen. Dann würden sie heiraten, ehe das Baby geboren wäre. Und glücklich sein. Darüber hinaus gestattete sie sich keine weiteren Gedanken. Abends saß sie im Kinderzimmer am Kamin, die Näharbeit müßig in ihrem Schoß, und lächelte in das feierliche Antlitz des ausgestopften Kaninchens. Sie wusste, dass sie ein furchtbares Risiko einging; das Kind zur Welt zu bringen konnte sie zugrunde richten. Doch das drang nur vage in ihr Bewusstsein, so wie sie dank des Globus im Kinderzimmer

wusste, dass die Erde nicht flach, sondern rund war, auch wenn ihre Vorstellungskraft dafür nicht ausreichte.

Es war ein wunderbarer Sommer. An den langen, blassblauen Abenden saß Polly mit den Kindern auf dem Sofa, bevor sie sie zu Bett brachte, legte die Arme um sie und erzählte ihnen mit leuchtenden Augen von dem Leben, das sie und William führen würden, sobald er zurückkehrte; von dem Heim, in dem sie wohnen würden, wenn er erst einmal aus der Armee entlassen war, von dem blumengemusterten Porzellan, das ihr Essgeschirr sein würde, und von den Namen, die sie ihren Kindern geben würden. Die Kinder des Doktors lauschten verzückt. Das vorige Kindermädchen hatte ihnen immer nur lehrreiche Geschichten erzählt, zum Beispiel von dem Mädchen, das auf die große Familienbibel gestiegen war, um an ein Regal zu kommen, und dann gestürzt und an seinen Verletzungen gestorben war. Pollys Geschichten enthielten keine Belehrungen. Immer und immer wieder wollten die Kinder hören, wie sich Polly und William in Kew Gardens kennen gelernt hatten, obwohl sie doch selbst dabei gewesen waren. Sie konnten gar nicht genug kriegen von dem schüchternen Soldaten mit den botanischen Skizzenbüchern unterm Arm, der George geholfen hatte, seinen Reifen aus dem Gebüsch zu befreien, und schamhaft errötete, als Polly ihm für diese Gefälligkeit dankte. Sie schütteten sich aus vor Lachen bei der Vorstellung, dass er, in Liebe entbrannt zu dem hübschen Kindermädchen, ihnen heimlich in das große Gewächshaus gefolgt war, bis er endlich den Mut aufbrachte, auf Polly zuzugehen und seinen Namen zu stammeln. Von dieser Version der Geschichte waren sie so begeistert, dass sie beschlossen hatten, einfach zu vergessen, dass es ja in Wirklichkeit Alice gewesen war, die den Soldaten beim Zeichnen im tropischen Gewächshaus entdeckt hatte. Sie war auf ihn zugestürmt, hatte den widerstrebenden William mitgezogen und darauf bestanden, dass

er ihnen die detailgetreuen, wunderschönen Zeichnungen in seinem Skizzenbuch zeigte.

»Und dann sagte George: ›Ach, übrigens ...‹«

»Polly!«, protestierte Alice. »Du hast versprochen, nichts auszulassen.«

Polly grinste. »Schon gut, Madame, nur keine Aufregung. Ich also zu ihm: ›Die Kinder sagen immer, ich hätte keinen blassen Schimmer von Pflanzern, darauf er: ›Ich kenne mich auch nur aus, weil ich einen guten Lehrer hatte.‹ Und ich wieder: Vielleicht könnten Sie es mir beibringen?‹ Darauf hastig er: ›O ja!«, und dann: ›Wenn Sie das wirklich möchten‹ – wie ein feiner Herr, nur eine Winzigkeit zu zögerlich, und dann wird er rot bis zu den Wurzeln seines goldblonden Haars.«

Alice klatschte in die Hände. »Genau. Und dann hat George gesagt: ›Übrigens, sie heißt Polly‹, und er darauf ...«

Sie sah George an, dann prusteten sie beide los und riefen im Chor: »*Polygalaceae*.«

Das Kichern der beiden Kinder hatte William völlig durcheinander gebracht. Das Wort war ihm herausgerutscht. Denn bei dem Namen Polly war ihm *Polygonaceae* eingefallen, der botanische Name für Knöterichgewächse, und *Polygalaceae*, das waren die Kreuzblumengewächse. Beide Pflanzengattungen waren klein und robust, sie wuchsen auf Wiesen und Brachland; die Blüten der Kreuzblumen waren von überraschender Anmut, mit zarten weißen Blütenblättern, die aus dem glockenförmigen Blütenkelch wie ein spitzenbesetzter Petticoat herauswuchsen. Polly hatte breite, kräftige Schultern und auseinander stehende, karamellbraune Augen mit Flecken, golden wie Blütenpollen, aber ihre Taille und ihre Handgelenke waren schmal und zierlich. Sie roch nach zerknitterter Bettwäsche, nach Gras und Salz und ein wenig nach Karbolseife.

Es war Polly, die William vorschlug, sie an ihrem freien Nach-

mittag vom Haus des Doktors abzuholen. Von da an verbrachten sie jeden Sonntagnachmittag zusammen, auch wenn Polly sich mit unbekümmerter Entschlossenheit gegen Williams Versuche sperrte, ihr ein paar botanische Grundbegriffe beizubringen. Sie weigerte sich, eine Blume als ein Gebilde aus Kelch-, Blüten-, Staub- und Fruchtblättern zu betrachten und sie entsprechend den Besonderheiten ihres Lebensraums und ihres Vorkommens, ihrer Blütezeit und Häufigkeit zu klassifizieren und zu katalogisieren. Eine dermaßen staubtrockene Betrachtungsweise verleide einem doch nur das Vergnügen, sich an ihrer Schönheit zu erfreuen, sagte sie. Für Polly war eine Blume ein Ding von vergänglicher Schönheit; man bückte sich, pflückte sie und steckte sie sich an einem heißen Sommernachmittag hinters Ohr, bis die Blütenblätter an der Wange welkten und der Blumenduft sich mit dem Duft der Haare und dem salzigen Schlafzimmergeruch der Haut vermischte. Dann schlug Williams Herz so heftig gegen die Rippen, dass er glaubte, sie würden im nächsten Augenblick wie Streichhölzer knicken. Gegen Pollys Argument kamen seine Bücher nicht an. Sie blieben geschlossen. Stattdessen spazierte er Hand in Hand mit Polly durch die Flussauen, und während sie das Gesicht wie eine Sonnenblume in den Himmel reckte, flehte er insgeheim, die Sonntags-sonne möge niemals untergehen.

An einem solchen verzauberten Sonntagnachmittag fragte William Polly, ob sie seine Frau werden wolle. In zwei Jahren, so schätzte er, würde er heiraten können. Seine Tätigkeit im Vermessungsamt war zwar öde und wenig abwechslungsreich, aber er hatte sich dort Kenntnisse angeeignet, die im Bauingenieurwesen zunehmend gefragt waren. Während sie so dahinspazierten, schmiedeten sie Pläne für ihr gemeinsames Leben. Sie richteten Zimmer ein, heizten Kamine an und dachten sich Namen für ihre Kinder aus. Zu Williams Freude bevorzugte Polly Blu-

mennamen für ein Mädchen: Viola, Margaret, Rose. Flohkraut, scherzte William. Gänsefüßchen. Ruhrkraut. Oder Kreuzblume, nach ihrer Mutter. *Polygala amarella*, Zwergkreuzblümchen. Polly lachte und zwickte ihn in die Nase. Meine kleine Kreuzblume, nannte er sie dann. Er verzehrte sich in Sehnsucht nach ihr, bis er kaum mehr atmen konnte, und zu seinem erstaunten Entzücken erwiderte sie seine zaghaften Annäherungsversuche mit einer Glut, die ihn nur noch mehr entflammete. Sie zogen sich in die entlegenen Winkel der öffentlichen Parkanlage zurück, wo niemand sie sehen konnte, während ihre Finger an seinen Knöpfen herumnestelten, sein atemloser Mund an ihrem Hals. Er konnte sie nicht in seine Unterkunft schleusen, denn die Xanthippe von Hauswirtin bewachte die Treppe mit der unbarmherzigen Strenge eines königlichen Gardesoldaten. Doch an manchen Sonntagen, wenn die Familie des Doktors aus dem Haus war, um einen Besuch zu machen, schlichen sie sich durch den dunklen Korridor und schlüpfen in Pollys schmale Bettstatt. Ihre Brüste leuchteten im Dämmerlicht. Meine Liebste, flüsterte er, wenn sie sich ihm entgegenreckte, ihr hochgestecktes Haar sich löste und sie sich auf die Lippen biss, um nicht laut aufzuschreien. Meine kostbare kleine Kreuzblume.

Der Sommer verging. Von der Front trafen Nachrichten ein, anfangs nur spärlich, dann jedoch überstürzten sie sich regelrecht. Zum ersten Mal überhaupt schickten mehrere Zeitungen, allen voran die *Times*, eigene Korrespondenten direkt an die Frontlinie, um von dort zu berichten. Sie gaben Zeugnis von einem kläglichen, dilettantisch organisierten Feldzug, den alte, unfähige Männer anführten und der aufgrund chronischen Nachschubmangels und grassierender Seuchen zum Scheitern verurteilt war. Noch bevor die Truppen Balaklawa erreicht hatten, fielen zehntausend Soldaten der Cholera zum Opfer. Die blutigen Schlachten von Alma und später Inkerman forderten

Tausende weitere Menschenleben, ohne die verbündeten Westmächte der Eroberung Sewastopols auch nur einen Schritt näher zu bringen. Der Krieg, der im Freudentaumel begonnen hatte, zog sich in den harten Winter hinein, ohne dass ein Ende abzusehen war. Er blieb in Schnee und Eis stecken und brachte unendliches Leid.

Nicht nur auf der Krim, auch in London war der Winter bitterkalt, es war der schlimmste Winter, den England seit Beginn der Wetteraufzeichnungen erlebte. Das Eis auf dem Serpentine wurde fünfzehn Zentimeter dick, und die Fischer mussten sich von den Wäscherinnen Sprengstoff erbitten, um die Eisdecke aufzubrechen. Als sich ihre Niederkunft näherte und der Doktor fürchtete, ihr Zustand könne nicht länger verborgen bleiben, rief er Polly erneut in sein Sprechzimmer. Stolz auf seine radikalen Grundsätze, hatte er beschlossen, Pollys Lage nicht ihrer Lasterhaftigkeit, sondern ihrer Dummheit zuzuschreiben. Polly war zwar ungebildet, aber von sanftem Gemüt, und die Kinder hingen an ihr. Wenn ihr Geliebter im Krieg gefallen war, wie der Doktor vermutete, konnte sie sich als Witwe ausgeben. Zwar würde er all seine Überredungskünste aufbieten müssen, aber er war zuversichtlich, dass seine Gattin Polly nach ihrer Entbindung erlauben würde, bei ihnen zu bleiben, solange die Kinder nichts von der Sache erfuhren. Er kannte eine Frau in Battersea, die eine Art Findelhaus leitete, wo der Säugling für ein geringes Entgelt unterkommen konnte. Nur wenige in ihrer Position durften auf solche Güte hoffen, doch Polly zeigte sich wenig überrascht von dem Vorschlag des Doktors und war einverstanden. Lachte das Glück nicht dem, der ihm vertraute? Am Ende ihres siebten Schwangerschaftsmonats fuhr sie mit der Kutsche zu dem bescheidenen Cottage ihres Bruders nach Kent, wo sie die letzten Wochen vor der Niederkunft verbrachte. Ihre Schwägerin, die selbst keine Kinder bekommen

konnte, bot mit missgünstiger Scheinheiligkeit an, das Kind nach der Geburt als ihr eigenes anzunehmen. Darüber konnte Polly nur lachen.

Sobald sie wieder reisefähig war, kehrte sie ins Haus des Doktors zurück und ging dort ihren gewohnten Pflichten nach. Sie wollte nichts von der Front hören. Schließlich schmolz in London der Schnee, und die ungepflasterten Straßen von Battersea weichten auf und wurden rutschig. Jeden Sonntagnachmittag stapfte sie durch den Matsch zu dem baufälligen Häuschen der Alten hinter den Bahngleisen. Nur selten ging sie mit dem kleinen William ins Freie. Sie wiegte ihn in ihrem Schoß, sog seinen süßen milchigen Geruch ein und konnte sich gar nicht satt sehen an ihm. Er blickte sie mit seinen karamellbraunen, goldgesprenkelten Augen an. Der süße kleine William. Ein kräftiges Baby, das so gar nichts von einer Blume an sich hatte. Nur wenn es schrie, wurde sein Gesicht purpurrot wie ein Waldfingerhut. Dann beruhigte sie ihn, schmiegte seine weiche Wange an ihr Gesicht und flüsterte ihm von jenem vollkommenen Glück ins Ohr, das sie beide erwartete, sobald sein Vater aus dem Krieg wiederkam. Er würde sie, seine beiden kostbaren Blumen, in die Arme schließen und fest an sich drücken. Er würde ihnen Sicherheit und Geborgenheit schenken.

Den ausgemergelten, gehetzten Mann, der Ende 1855 zu ihr zurückkehrte, erkannte Polly kaum wieder. Ihr Sohn war nun fast ein Jahr alt. William akzeptierte das Baby, ohne zu fragen, genau wie Polly es erwartet hatte. Manchmal saß er stundenlang an seinem Bettchen, während es schlief, und strich die Häkeldecke glatt. Aber als Polly sich auf Zehenspitzen stellte, um ihn zu küssen, sah er sie nur verständnislos an. Er redete kaum ein Wort. Er nannte sie nicht mehr seine Blume, seine kostbare Kreuzblume. Er sprach überhaupt nicht mehr von Blumen, obwohl er nach wie vor seine abgegriffenen botanischen Skizzen-

bücher in der Jackentasche bei sich trug. Auf dem Ledereinband eines dieser Bücher sah man einen verlaufenen dunklen Fleck. Manchmal, wenn sie ihn drängte, das Baby in den Armen zu wiegen, und er in das pausbackige Gesicht seines Sohnes blickte, erstarrte er und gab ihr mit einem panischen Ausdruck den Säugling schnell wieder zurück. Seine Wangenknochen ragten spitz wie Ellbogen aus dem Gesicht.

Am letzten Tag im Januar 1856 wurden sie getraut. Polly hatte alles arrangiert und ließ sich nicht entmutigen. Er brauchte Zeit, um sich an seine Rolle als Vater zu gewöhnen, tröstete sie sich und ihn. Er brauchte Ruhe und nahrhaftes Essen, um wieder Fleisch auf die Knochen zu bekommen. Vor allem aber musste er eine Arbeit finden, damit sie als Familie zusammenleben konnten. Die kleine Pension, die William von der Armee erhielt, reichte kaum für ihn allein, so dass Polly ihre Tätigkeit beim Doktor nicht aufgeben konnte. Sie redete ihm zu, sich eine Stelle als Kartograph zu suchen oder im Ingenieurwesen, wo er auf seinen Erfahrungen in Skutari aufbauen konnte. Heimlich schrieb sie einen Brief an Mr. Rawlinson, in dem sie ihn um Hilfe bat; die Zunge zwischen den Zähnen, malte sie mühsam die Worte aufs Papier. Er schrieb ihr mit ausgesuchter Höflichkeit zurück, er hege die größte Achtung vor ihrem Mann, aber da er selbst noch nicht genesen sei, könne er ihr im Augenblick nicht helfen. William zeigte sie den Brief nicht, denn sie wollte ihn nicht entmutigen oder enttäuschen. Er selbst unternahm nichts, dazu fehlte ihm offensichtlich die Kraft. Natürlich war er ausgeblutet. Er bewegte sich langsam und schlief wenig, wurde immer dünner, und manchmal, wenn sie mit ihm sprach, konnte er sie nur mühsam verstehen. Bald nach seiner Rückkehr aus Skutari bestand sie darauf, die Wunden an seinen Unterarmen zu säubern. Sie begutachtete sie nur flüchtig, legte frische Verbände an und meinte lediglich, dass seine Verletzungen wohl deshalb so

schlecht heilten, weil er insgesamt körperlich so schwach sei. Danach ließ sie ihn selbst die Verbände wechseln. In der Kinderstube der Graingers wurde ihre Stimme immer schriller, und nicht selten verlor sie die Geduld. Einmal gab sie George eine so heftige Ohrfeige, dass auf seiner Wange ein roter Abdruck ihrer Hand zurückblieb. Als sie ihn um Verzeihung bat, weinten sie beide.

Der Brief kam Ende Juni. Das Amt für öffentliche Bauvorhaben bot William eine Stelle in der Abwasserbehörde an. Mr. Rawlinson persönlich, ehemals Mitglied der Hygienekommission, habe William für den Posten wärmstens empfohlen, hieß es in dem Schreiben weiter. Das Anfangsgehalt betrage einhundertzwanzig Pfund im Jahr. Als William ihr davon erzählte, lachte und weinte sie zugleich und drückte seine Hand an ihre Wange. Er zog sie zurück und starrte auf die Tränen, die auf seinen Fingerknöcheln glänzten. Polly beachtete das gar nicht, sondern schlang die Arme um seinen reglosen Körper und küsste ihn. Einhundertzwanzig Pfund im Jahr! Was sollte mit einem Mann nicht stimmen, den man für so herausragend und bedeutend hielt, dass man ihm einhundertzwanzig Pfund im Jahr zahlte? Jetzt konnten sie es sich leisten, ein kleines Häuschen zu mieten und vielleicht sogar ein Mädchen für die schwere Arbeit kommen zu lassen. Sie würden geachtet sein; sie würden glücklich sein, wie sie es von jeher gewusst hatte. Die unbekanntenen dunklen Schatten, die in den vergangenen Monaten in den geheimen Winkeln ihres Herzens gelauert hatten, verschwanden mit einem Mal im Glanz des neu gewonnenen Lebensmutes. Sie hatte ihnen nie Beachtung geschenkt; jetzt vergaß sie sie ganz. All ihre Hoffnungen hatten sich ihr Recht zurückerobert. Der Grund dafür, dass sich William nach seiner Rückkehr so in sich selbst zurückgezogen hatte, war nur die Sorge um die Zukunft gewesen. Er war ein Mann von Ehre und Gewissen, und daher lastete die Ver-

antwortung für seine Frau und seinen Sohn gewiss schwer auf ihm; doch getragen von Achtbarkeit und einem festen, ansehnlichen Gehalt und getröstet durch die Fürsorge und Liebe seiner Frau und seines Sohnes, würde er bald wieder gesund werden. Leichten Herzens kündigte Polly ihre Stellung beim Doktor und zog mit ihrer Familie in ein Reihenhäuschen in Lambeth, das sie für achtzehn Pfund im Jahr mieteten.

VI

Hunde waren ein Fluch in den Abwasserkanälen, das wusste jeder. Als Kanaljäger hatte man zwei Regeln zu beherzigen: Man musste langsam und bedächtig gehen, und man durfte keine Hunde mitnehmen. Sicher, Hunde waren manchmal durchaus von Nutzen, wenn die Ratten es darauf abgesehen hatten, einen anzugreifen; aber welchen Nutzen hatte das, wenn man nicht mal dreißig Meter an sie herankam. Der Hund brauchte nur einmal zu schnüffeln, und schon waren die Ratten auf und davon. Und das Gebell der Hunde – und sie bellten immer, schon allein wegen der Dunkelheit und erst recht, wenn sie die Ratten witterten – hörte man noch eine Straße weiter, und dann hatte man, ehe man auch nur einen klaren Gedanken fassen konnte, die Polypen am Hals. Einen Hund mit in die Tunnel zu nehmen war, als würde man sich unter ein Gitter stellen und die Laterne wie einen Leuchtturm blinken lassen. Man beschwor den Ärger geradezu herauf. Der Rote Joe war sich klar darüber, dass auch Tom das wusste, er hatte es ihm ja schließlich beigebracht. Aber er machte trotzdem eine Bemerkung und warf dem Hund, der hinter Tom hersehlich, einen bösen Blick zu. Es war ein krätziger, ja fast schon altersschwacher Köter mit Ohren, die in verschiedene Richtungen abstanden, und einem so dünnen Fell, dass man die Haut durchscheinen sah. Er konnte einem nicht mal in die Augen schauen. Joe fragte sich, warum Tom ausgerechnet an diesem Hund einen Narren gefressen hatte. Als Joe die beiden vor ein paar Wochen zum ersten Mal gesehen hatte, musste er laut lachen: wie sie nebeneinander hergingen, beide mit hochgereck-

tem Kopf und offenem Mund, als wollten sie die Luft kosten. Wie die Schnäbel zweier abgestoßener Teekannen vor dem Einschenken. Jetzt lachte er nicht mehr.

Tom kauerte sich in den Schmutz und prüfte die Festigkeit des Käfigs in den Ecken, indem er den Daumen in die Maschen des Drahtgeflechts drückte.

»Wir nehmen sie nicht mit«, wiederholte Joe mit einem finsternen Blick auf die Hündin, die sich an Toms Bein schmiegte. Eins ihrer Ohren war schartig, ebenso ihr Maul, und dass sie den Kürzeren ziehen würde, konnte man förmlich riechen. Die Ratten würden sie in Stücke reißen, sobald sie sie entdeckten.

Tom zog eine Rolle Eisendraht aus seiner Hosentasche.

»Sie wird nicht bellen«, sagte er mit ruhiger Gewissheit und unwickelte die Scharniere des Käfigs mit dem Draht.

»Was du glaubst, spielt keine Rolle. Sie kommt nicht mit. Und damit basta.«

»Sie wird nicht bellen«, sagte Tom noch einmal und streichelte der Hündin den Kopf.

Joe hätte dem Köter am liebsten einen Fußtritt verpasst. »Sie bellen alle«, gab er störrisch zurück. »Das hast du mir selbst eingetrichtert, hast du's vergessen?«

»Sie nicht. Ich schwör's. Nicht mal ein Winseln, auch nicht in der dunklen Höhle unter der Queen Lane. Die ist still wie ein Grab.«

»Du meinst ...«

»Ich hab sie schon paarmal mitgenommen, Joe. Fünfmal seit Sonntag.«

»Was hast du?«

»Sie ist ein Rattenfänger. Ich wollte sehen, was sie taugt.«

Joe starrte ihn mit weit aufgerissenem Mund an.

»Und sie ist gar nicht übel«, fuhr Tom fort. Seine Mundwinkel zuckten, während er der Hündin einen Arm um den Hals legte

und ihr über die Schnauze strich. Die Hündin schmiegte den Kopf in Toms Achselhöhle und sah Joe mit ihren rosaroten Augen eindringlich an. »Wirklich nicht übel.«

Tom empfand Genugtuung über Joes Erstaunen, aber als er sagte, die Hündin sei nicht übel, hatte er nicht ganz die Wahrheit gesprochen. Denn sie war gut, sie war sogar ausgezeichnet. Hätte Tom es nicht mit eigenen Augen gesehen, er hätte es nicht geglaubt. Sie hatte ja auch ganz und gar nichts von einem Rattenfänger. Ratten zu jagen war etwas, das man einem Hund nicht beibringen konnte. Entweder er hatte Spaß daran oder nicht, so einfach war es. Wenn diese Hündin keine Lust dazu hätte, wäre nichts zu machen. Außerdem blieb sie bei ihm, und Tom hatte nichts dagegen. Er mochte die warme Kuhle, die ihr zusammengerollter Körper in der Decke hinterließ, und die Art, wie sie die Schnauze ohne viel Aufhebens in seine Hand schmiegte, wenn er mit dem Essen fertig war. Er liebte ihre Gesellschaft.

Eines Nachmittags, als die Hündin schon fast eine Woche bei ihm war, hatte Tom einen Käfig mit den Viechern in seine Wohnung bringen müssen, nachdem der Wirt des King's Head auf dem Cock Hill für die einhundert Ratten, die er bestellt hatte, nicht zahlen wollte. Als Tom die Tür aufstieß, hob die Hündin den Kopf vom Bett. Er stellte den Käfig auf den Boden und schnippte zur Begrüßung mit den Fingern, aber sie würdigte ihn keines Blicks. Ihre rosaroten Augen waren auf den Käfig geheftet, ihre geblähten Nüstern bebten. Auch die Ratten konnten die Hündin riechen. In dem voll gepackten Käfig fingen sie an zu kreischen und krabbelten wild durcheinander. Ihr schmutzstarrendes Fell drückte sich durch die engen Maschen des Drahtgeflechts. Tom schnippte noch einmal mit den Fingern, aber auch diesmal nahm die Hündin keine Notiz von ihm. Als wäre er Luft. Ganz langsam erhob sie sich auf die Vorderbeine und leckte sich mit ihrer rosa Zunge über die Schnauze. Ihr Blick war scharf und

konzentriert wie der eines Taschendiebs, und ein silbriger Speichelfaden tropfte ihr aus dem Maul, als sie mit fester Entschlossenheit von dem niedrigen Bett sprang und auf die sich im Käfig windenden Ratten zuschlich, den Bauch dicht über den gesplitterten Dielen. Staunend sah Tom ihr dabei zu. Und dann, ohne weiter nachzudenken, tauchte er seine Hand in den Käfig, zog eine Ratte heraus und warf sie quer durchs Zimmer. Es war ein Riesenvieh, dick wie der Oberschenkel eines Mannes, aber ungeheuer wendig, und es flitzte auf die Zimmerecke zu, in der ein zerschundener dreibeiniger Hocker stand. Doch die Hündin war schneller. Noch bevor die Ratte den Raum durchquert hatte, stürzte sich die Hündin auf sie und packte sie. Die Ratte versuchte, sich aus dem Maul herauszuwinden, doch die Hündin biss mit solcher Kraft zu, dass Tom das Krachen der Knochen hörte. Der Körper der Ratte erschlaffte schlagartig. Umstandslos legte die Hündin die Ratte zu Toms Füßen und wartete.

In dieser Nacht biss sie zwanzig der unverkauften Ratten tot. Und jedes Mal, selbst als Tom zehn auf einmal herausholte, machte sie sich absolut lautlos ans Werk. Dabei legte sie eine kühle Entschlossenheit an den Tag, die Tom noch bei keinem anderen Kampfhund gesehen hatte, ja nicht einmal bei den blitzschnell arbeitenden Schlachtern auf dem Smithfield-Markt. Es war die Entschlossenheit von Geschäftsleuten, jenen bebrillten Angestellten, die mit gestärktem Hemdkragen, angekettetem Hauptbuch und verkniffenem Mund auf ihrem Weg zu den Kontoren in der City täglich die London Bridge überquerten. Die Old Lady von der Threadneedle Street, dachte er bei sich und schmunzelte. Obwohl, Lady würde genügen. Als sie fertig war, nahm er Lady auf den Schoß, tauchte einen Lumpen in einen Wasserkessel, der neben dem erlöschenden Feuer langsam abkühlte, und wischte ihr sanft das Blut vom Gesicht. In jener Nacht ließ sie im Schlaf die Schnauze in seine Armbeuge gebettet.

Zwei Tage später nahm er sie mit in die Abwasserkanäle.

Sie wurden bald zu einer vertrauten Erscheinung, der Langarmige Tom und die sonderbare Hündin, die ihrem Herrn wie ein Schatten folgte. In den Schenken und Kaffeehäusern, die Tom aufsuchte, lag sie immer unter seinem Stuhl, das Kinn auf seinen Füßen. Auch wenn sich die anderen Gäste nicht für sie erwärmen konnten, gewöhnten sie sich doch an sie. Lady knurrte und bellte nicht wie andere Hunde, sondern blieb immer lautlos wie der Tod, aber sie war für andere ein hässlicher und abweisender Köter. Wenn man ihr zu nahe kam, wich sie zurück wie ein der Muttermilch frisch entwöhntes Kind und versteckte sich unter Toms Mantel. Nicht selten teilte Tom sein Essen mit dem Tier und schob ihm dabei die saftigsten Fleischbrocken zu. Manche sagten, eine so innige Zuneigung zu einem stummen Geschöpf sei ein sicheres Zeichen dafür, dass der Betreffende bald ins Gras beißen werde. Wenn es Tom erwischte, würden sie ihn vermissen, da waren sich alle einig. Tom war ein schweigsamer Bursche, ein Mann, der nicht viel Federlesens machte, aber er gehörte zu dem London, das sie bewohnten, wie der Gestank aus den Gullys. Wenn der Langarmige Tom seinen letzten Atemzug tat, ging eine Ära zu Ende. Keine Kanaljäger würden mehr in seine Fußstapfen treten, seine Spuren würden sich verwischen. Die Stadt veränderte sich und damit auch ihr Leben. So viel stand fest.

VII

Polly hatte nicht ganz Unrecht damit gehabt, dass eine geregelte Arbeit William gut tun würde, auch wenn es in dem allgemeinen Durcheinander, das in den Büros der Greek Street herrschte, wenig Gleichmaß gab und die Geldmittel keineswegs regelmäßig flossen, zumindest nicht für den Sektor der öffentlichen Bauarbeiten. Das Amt war gegründet worden, um aus dem London, das in Lärm und Verkehrschaos zu ersticken drohte, eine Stadt zu machen, in der Wasser, Luft, Menschen und Waren frei und ungehindert zirkulieren konnten. Das vorrangige Ziel war der Bau eines Kanalnetzes, das die Versorgung mit sauberem Trinkwasser und eine funktionierende Abwasserbeseitigung gewährleistete. Ein wahrhaft gewaltiger Plan. Aber das Parlament hatte es nicht für notwendig erachtet, die Behörde mit den finanziellen und administrativen Befugnissen auszustatten, um ein so groß angelegtes Projekt auch durchführen zu können. So verzettelte man sich in endlosen Auseinandersetzungen mit der Stadtverwaltung, die jede einzelne Ausgabe genehmigen musste. Es wurden Vorschläge unterbreitet, in Frage gestellt, zerredet und wieder zurückgezogen, um sie neu zu überdenken. Empfehlungen wurden mit Verweis auf die hohen Kosten, den zu großen Aufwand oder aus Prinzip, häufig aber auch nur aus Lust am Neinsagen blockiert. Sitzungen wurden einberufen, in denen die Beschlüsse vorausgegangener Sitzungen wieder über den Haufen geworfen wurden. Und wenn schließlich doch einmal ein Plan bewilligt wurde, blieb er im Sumpf politischen Taktierens stecken oder wurde in den sich endlos drehenden Mühlen der Bürokratie zerrieben.

Längst waren die leitenden Mitglieder der Behörde auch untereinander uneins. Die hitzigste Debatte entbrannte darüber, ob der städtische Abfall in Dünger umgewandelt werden sollte – ein Verfahren, das die Chinesen angeblich mit großem Erfolg praktizierten. Einhundertvierzig diesbezügliche Vorschläge wurden eingereicht und erwogen, und angesichts von Bazalgettes Einwänden gegen dieses Vorhaben wurden Stimmen laut, die vehement seine Absetzung forderten. Bazalgette jedoch bewahrte Ruhe und Besonnenheit. In der Greek Street wachte er tagtäglich darüber, dass die Messungen von Tiefe und Durchmesser, Druck- und Kräfteverhältnissen, Gezeiten und Gefälle gewissenhaft vorgenommen wurden, bis auf dem Papier seiner Zeichner die Vision einer gewaltigen neuen Stadt unterhalb der alten Gestalt annahm: einer großartigen unterirdischen Metropole, umgrenzt von ehernen Wällen mit Hunderten von kilometerlangen Gassen und Straßen aus Rohrleitungen, die wiederum Ströme aus noch gewaltigeren Röhren kreuzten und zu fünf mächtigen Hauptadern – drei nördlich und zwei südlich der Themse – zusammenliefen, deren pfeilergestützte Deckengewölbe hoch waren wie Kathedralen. Die vier Pumptürme bildeten die Kirchtürme dieser Stadt. Sie ragten sogar noch über das Straßenniveau hinaus; am gewaltigsten die Pumpstation in Abbey Mills, ein Königspalast im Stil der venezianischen Gotik. Es war eine prächtige, glanzvolle Stadt, die mit dem primitiven Labyrinth, das William kannte, so wenig zu tun hatte wie die weiß verputzten Hausfassaden an den neuen Plätzen in Belgravia mit den schmutzigen Schweinekoben und Keramikmanufakturen in Notting Dale. Nur dass diese Stadt allen zugute kam. Es würde Trinkbrunnen geben, aus denen kostenlos frisches Wasser sprudelte. Niemand würde mehr die stinkende Brühe trinken müssen, die er mit dem Eimer aus einem Gemeindegarten geschöpft hatte. Es würde keine offenen Abwas-

serkanäle mehr geben, die die Behausungen der Armen überfluteten und das Erdreich und die Luft vergifteten. Keine gärenden Senkgruben mehr, keine offenen Gullys, in denen die Cholera und ihre heimtückischen Verwandten auf Opfer lauerten. Sie würden fortgeschwemmt werden wie die menschlichen Exkremente, die mit der unaufhaltsamen Gezeitenströmung ins Meer flossen. Die Seuchen würden verschwinden, wie sie in Skutari verschwunden waren. Es wäre wie ein Wunder, wenn William noch an Wunder geglaubt hätte. In gewisser Weise tat er es aber doch noch. Sein Glaube an einen barmherzigen und liebenden Gott war zwar erkaltet wie Asche in der verlöschenden Glut, aber in seinem Innern brannte noch ein schwaches Flämmchen, das sein Blut erwärmte und vom irdischsten aller Erlöser am Leben erhalten wurde: der Sanitärtechnik.

Wenn in Bazalgettes Vision die Zukunft lag, an die William glaubte, so waren die verrottenden Abwasserkanäle, an deren Erneuerung sie arbeiteten, sein Refugium in der Gegenwart. Nach kaum zwanzig Monaten Abwesenheit von London schien es ihm, als hätte sich die Bevölkerungszahl der Stadt seither verdoppelt, ja verdreifacht. Laut den Statistiken, die der Behörde vorlagen, hatte London rund zweieinhalb Millionen Einwohner, vielleicht sogar mehr. Für William war diese Zahl genauso unbegreiflich, als hätte man ihm die Unendlichkeit des Meeres in Gallonen beziffert. Aber er spürte, dass sie mit der Wirklichkeit übereinstimmte, und war überwältigt. Der Lärm und Gestank des Verkehrs, wenn er den Fluss überquerte, die schweren, mit Ballen oder Fässern beladenen Fuhrwerke, die sich neben offenen Einspannern, vierrädrigen Karossen, Leichenwagen, Mietdroschken, Abdeckerkarren, Barclay's Rollwagen, Schweine- und Schafherden und Fußgängern drängten, verwirrten ihn und wühlten ihn innerlich auf. Trotz des Opiums, das Polly ihm zum Schlafen verabreichte, sickerten das

infernalisches Chaos und Getöse der Stadt in das Grauen seiner Träume. Wäre es nicht um der Abwasserkanäle willen gewesen, hätte er seine Arbeit, den langen Fußmarsch nach Soho und wieder zurück durch das Gedränge und Geschrei der Straßen, die harschen Anweisungen der leitenden Ingenieure und die gehetzte Ungeduld der Schreiber nicht ertragen. Die anderen Vermesser beklagten sich bitter über den Gestank im Untergrund und beschränkten sich bei ihren hastigen Ausflügen in das Kanalnetz auf die allernotwendigsten Messungen. Die zu ihrer Führung abgestellten Ausspüler, die ansonsten im Auftrag der Gemeinde die Kanäle reinigten, brachten den in ihr Territorium eindringenden Herrschaften entweder nur Verachtung entgegen oder ließen sich von ihnen einschüchtern, jedenfalls waren sie heilfroh, wenn sie wieder verschwanden. Bei Mr. May war das anders. Er trieb sich so lange in den Kanälen herum, bis die Ausspüler des Wartens müde wurden. Schon bald wurde die Regelung getroffen, dass man ihn allein ließ, nachdem man ihn in den richtigen Kanalabschnitt gebracht hatte. Ein Seil markierte die Strecke zum nächstgelegenen Ausgang hinter ihm; einer der Ausspüler blieb oben, um Bescheid zu geben, falls das Wetter umschlug oder sonst eine Gefahr drohte. Nach ihrem Umzug nach Lambeth hatte Polly vorgeschlagen, William solle doch in dem überwucherten Erdreich hinter ihrem Häuschen einen Gemüsegarten und Beete für die Blumen anlegen, die er immer so geliebt hatte – ein Refugium voller Duft und Farben, das sich von den dunklen, stinkenden Abwasserkanälen unterschied wie Schnee von Ruß. Sie brachte einen Samenkatalog mit nach Hause und legte ihn abends neben seinen Teller. Er schlug ihn nicht einmal auf. Er konnte es einfach nicht. Ein Garten war unmöglich, vollkommen unmöglich. Die dunklen, stinkenden Abwasserkanäle dagegen zogen ihn geradezu magisch an.

Anfangs waren die Kanäle nur ein geheimes Reich der Finsternis, wo er sich ins Fleisch schneiden konnte. Die Intensität seiner Sucht, sich mit dem Messer zu verletzen, erschreckte William und widerte ihn an, aber er war machtlos dagegen. Der Drang war stärker als er und nahm immer weiter zu, bis William bald völlig davon beherrscht wurde. Verstand und Gefühl waren ausgelöscht bis auf das drängende Verlangen nach der Klinge, die sein Fleisch entflamte. Und so sehr er sich davor fürchtete, so sehr verzehrte er sich danach. Wo immer er arbeitete, versteckte er ein Messer unter einem lockeren Backstein in der bröckelnden Mauer, um jederzeit eines zur Hand zu haben. In seinem Lederbeutel trug er heimlich eine Bandage bei sich. Polly blieb dies natürlich nicht immer verborgen. Sie tadelte ihn sanft und neckte ihn wegen seiner Achtlosigkeit im Umgang mit den Werkzeugen, aber da er stets beharrlich schwieg, wechselte sie rasch das Thema. Sie wollte nicht in ihn dringen und alles verderben. An den Tagen, an denen er mit einer Bandage um den Arm nach Hause kam, war er wieder der William, den sie von früher kannte. Er war liebevoll, ja sentimental. Dann streichelte er ihre Wangen und nannte sie seine kleine Kreuzblume, und in seinen Augen standen Tränen. Er hob seinen Sohn auf seinen Schoß, küsste sein goldblondes Haar und achtete darauf, nicht zusammenzuzucken, wenn sich das Kind selig in seine Arme schmiegte. An diesen Tagen waren sie glücklich.

Hinter seinem Rücken nannten die anderen Ingenieure William den König der Kloaken. Obwohl sie wussten, dass er peinlich auf Sauberkeit achtete, hielten sich einige demonstrativ die Nase zu, wenn er in den Korridoren an ihnen vorüberging. Es war ein harmloser, jedoch nicht von Zuneigung getragener Spott. Man hielt May für hochmütig und nahm es ihm übel. Wäre William von hohem Stand gewesen, hätte man seine Zurückhaltung zweifellos respektiert und für angemessen erachtet;

aber vom Sohn eines einfachen Krämers mit so kühlem Stolz behandelt zu werden, das konnten sie einfach nicht hinnehmen. Viele, die in der Greek Street arbeiteten, hatten Verbindungen zur Armee, und bald machten Gerüchte von einem alles andere als tapferen Militärdienst im Krimkrieg, von einer unehrenhaften Entlassung, ja sogar von einer Fahnenflucht Williams die Runde. Zu Beginn seiner Tätigkeit bei der Behörde waren Williams Ruf und Ansehen dank Robert Rawlinsons persönlicher Empfehlung makellos gewesen. Jetzt legten sich die Gerüchte wie eine klebrige Staubschicht über ihn und trübten dieses Bild. William war sich dessen bewusst; und aus Angst, noch mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, zog er sich immer weiter zurück. In seiner schmalen holzgezimmerten Arbeitsnische saß er stets mit tief gesenktem Kopf über den Schriftstücken, und wann immer sich die Möglichkeit bot, flüchtete er sich in die Einsamkeit der Abwasserkanäle. Zumindest an seiner Arbeit konnte niemand etwas aussetzen. Seine Inspektionen waren gründlich und genau, seine Vorschläge wohl überlegt. Zur großen Genugtuung seiner Kollegen wurde ihm schon bald die gesamte Last der Routineinspektionen aufgebürdet. Von da an verbrachte er einen Teil des Tages geduckt unter der Granitdecke der Stadt.

Die Monate vergingen. Und noch immer verspürte er diesen unstillbaren Drang, sich zu verletzen. William merkte, wie sich die Sucht in ihm aufbaute, wie sie sich schleichend und bedrohlich zwischen seinen Rippen ausbreitete. Wenn sich die Schwärze wie Tinte zwischen den feinen Verästelungen seiner Lunge verteilte und ihre Knöchel in das weiche Fleisch seines Halses drückte, verkroch er sich in die unterirdischen Kanäle. Er hätte andere, leichter zugängliche Orte finden können, wo er sein Verlangen hätte stillen können, ohne entdeckt zu werden. Zum Beispiel in dem einzigen, gefliesten Wasserklosett in der Greek Street oder in der miternächtlichen Stille seines Hauses in Lambeth, wenn Polly

und das Kind schliefen. Aber es zog ihn immer in die Tunnel. Hier waren die moralischen Wertmaßstäbe außer Kraft gesetzt. Hier galten nicht die strengen und unveränderlichen Verhaltensregeln der Menschen oben, die direkt über ihn hinwegeilten und deren Füße den Granitboden über seinem Kopf berührten. Die strikten Grenzen zwischen richtig und falsch, Ehrlosigkeit und Wohlanständigkeit verwischten und verflüchtigten sich hier im Untergrund. Die Dunkelheit nahm ihn auf, ohne Fragen zu stellen oder ihn zu verurteilen, sie umfing ihn in stummer Umarmung. Die Dunkelheit kannte keine Neugier und keine Erinnerung. Hier gab es nur Stille, Einsamkeit und Sicherheit und jene unvergleichlich großartige Explosion des Selbstgefühls, wenn das Messer ins Fleisch eindrang.

Es war ein warmer Abend im Mai, als William wieder einmal in den Untergrund taumelte. Die Stadt döste vor sich hin, strahlte in sanftem, lilafarbenem Licht, der fahle Himmel durchwirkt von Gold und Hellrosa. William bemerkte nichts davon, als er zum Abwasserkanal in der King Street hastete. Sein Speichel schmeckte sauer, bitter und metallisch. Er atmete in kurzen, quälenden Stößen. Die Muskeln in seinem Gesicht zuckten. Der Einstiegsschacht in der Dean Street war verschlossen gewesen. Minutenlang hatte er sich vergeblich bemüht, den Deckel anzuheben, hatte die Finger durch das Eisengitter gezwängt und versucht, es zu öffnen. Jetzt packte ihn die Schwärze, stieß ihm die Ellbogen in die Brust und wühlte in seinen Eingeweiden. Sie riss ihm die Arme auseinander und presste sich bis in die Fingerspitzen hinein, drückte mit solch entsetzlicher Gewalt gegen seine schmutzigen Nägel, dass sich William vor Verzweiflung in die Finger biss. Der Blutgeschmack in seinem Mund versetzte ihn in einen solchen Taumel, dass er glaubte, laut aufschreien zu müssen. Er fing an zu rennen. Die Schwärze überflutete seinen Kopf, und er sah nur noch den nächsten Pflasterstein und wiederum

den nächsten. Sein Herz nahm den wild hämmernden Rhythmus seiner Stiefel auf. Das Metallgehäuse seiner Laterne schlug ihm schmerzhaft gegen den Oberschenkel, doch er spürte es kaum. Er rannte, schneller, immer schneller. Um die nächste Ecke. Und da war sie, die Baracke der Ausspüler, die wie ein Schilderhäuschen dastand. William besaß den Generalschlüssel. Seine Hand zitterte so sehr, dass sie kaum seine Rocktasche fand. Der Schlüssel hatte sich im Futter verfangen. In blinder Verzweiflung und rasender Hast riss William den Schlüssel heraus und steckte ihn mit zittriger Hand ins Schloss. Die Tür ging auf. William stolperte fast in die Öffnung, seine Füße ertasteten kaum die Eisensprossen, die in die Wand eingelassen waren. Sofort überfiel ihn der Gestank, der Gestank nach Kot und Meer und maroden Backsteinen, den er gierig einsog. Tränen drängten ihm zwischen den zusammengepressten Lidern hervor, als er durch die Dunkelheit hastete, die ihn sanft umfing. Endlich hatte er die Stelle erreicht; er lehnte sich an die feuchte Wand und tastete nach dem Messer. Das Wasser stand hoch, es reichte ihm fast bis zu den Knien. Doch das spielte jetzt keine Rolle. Er würde nicht lange bleiben. Seine Hände zitterten nicht mehr. Mit ruhiger Hand schnitt er sich. Für einen unendlichen Augenblick stand sein Herz still, gebannt von der vollkommenen Schönheit der Ekstase, dann hämmerte es los. Blut sickerte aus seinem Arm. Frohlockend ließ William das Messer sinken, den Griff mit der Faust umklammernd. Die Schwärze verharrte noch kurz wie das Echo eines Schreis in der Luft, ehe sie sich auflöste. William war wieder er selbst. Er war frei.

Wenig später entzündete er die Laterne, um sich auf den Rückweg zu machen. Dieser Teil des Kanalnetzes war ihm nicht vertraut. Und bald merkte er, dass er sich verlaufen hatte, was ihn jedoch nicht weiter beunruhigte. Der Abwasserkanal in der King Street besaß mehrere Ausgänge. Einige waren erst vor kur-

zem mit einer Falltür versehen worden, die im Notfall von innen geöffnet werden konnte. Eine solche Tür musste er jetzt nur noch finden. Das Wasser stieg immer höher, doch er watete stetig und ohne Panik weiter, während er sich vorsichtig über den unebenen Boden tastete. Das Laternenlicht glitzerte auf der dunklen Wasseroberfläche. An einer Abzweigung angelangt, hielt er nur kurz inne, bevor er den Weg einschlug, der ihm am wahrscheinlichsten schien. Nach etwa zehn Minuten stieg der Weg im Tunnel an. Zu seiner Verwunderung stank es hier deutlich weniger nach Exkrementen; stattdessen spürte er ein salziges Aroma und einen sanften Hauch zirkulierender Luft. Auch hallte das Echo von Williams Stiefeln nicht mehr von den engen Tunnelwänden wider. Er musste ganz nah an der Oberfläche sein. William hob den Kopf und suchte das Tunnelgewölbe nach einem Ausgang ab. Doch er entdeckte nur einen schwarzen steinernen Bogen, als ob der Tunnel hier endete. Hinter diesem Bogen musste sich ein Gitter befinden. William kroch darauf zu, die Laterne hoch über dem Kopf haltend.

Nirgends ein Gitter. Doch William hatte bereits vergessen, wonach er suchte, denn was sich seinem Blick bot, schlug ihn derart in Bann, dass er staunend innehielt. Vor ihm erstreckte sich eine gewaltige Kammer, etwa neun Meter lang, mit einer Decke so hoch wie in einer Kathedrale. Die Kammer hatte keinen Boden. William sah vor sich nur eine ausgedehnte schwarze Wasserfläche, glatt und makellos glänzend wie polierter Schiefer, etwas abgerückt von den Wänden und doch mit ihnen ein vollkommenes Rechteck bildend. Zu beiden Seiten glitt murmelnd das Wasser in hauchfeinen, silbernen Bahnen den porösen Backstein hinunter. Auf der einen Seite dieses Sees bestand die Mauer aus grauen Granitplatten, in denen Glimmer funkelte wie winzige Sterne. Auf der anderen ragte eine mächtige Backsteinwand empor, so gleichmäßig mit Salpeter überzogen, als wäre sie aus flüssiger

Bronze gegossen; abgeschrägte gotische Bogen wölbten sich über gemauerten Fenstereinlassungen. Aus der wie Glas schimmernden Wasserfläche ragten acht steinerne Pfeiler empor, achteckige Säulen so schlank und silbrig wie Birkenstämme, deren Äste sich sechs Meter über dem Wasser zu einem Baldachin aus Bogen zusammenschlossen. Aus diesen Bogen wiederum erwuchsen Stalaktiten, die wie Gehänge aus makellosem Elfenbein im Schein der Laterne weißgolden schimmerten.

William stockte der Atem. Bis auf das Flüstern des Wassers herrschte in der Kammer absolute Stille. Eine unwirkliche Szenerie. Vollkommen unreal. William stand wie verzaubert da und wusste, er blickte in sein eigenes Herz. Nie mehr würde er an diesen Ort zurückkehren, das war gewiss. Wenn er ihn suchte, würde er ihn nicht wiederfinden, oder er hätte sich verändert und wäre ihm damit verloren in einer Weise, die er nicht ertragen könnte. Aber er wusste auch, dass er diesen Ort, der durch seine Existenz seine eigene Existenz erst möglich machte, für immer in sich bewahren würde.

Im Laufe der Monate, die sich zu einem und noch einem Jahr aneinander reihten, wurden die Tunnel für William immer lebenswichtiger: Sie wurden für ihn zu dem einzigen Ort, wo die Welt beständig war. Er unternahm keinen Versuch, die Kammer wiederzufinden. Es genügte ihm zu wissen, dass es sie gab. In den Tunneln konnte er leichter atmen. Er hatte nie verstanden, warum sich einige seiner Kollegen vor dem Gestank dort unten ekelten. Für ihn war der Geruch in der kalten Reinheit der Finsternis unendlich erträglicher als die Luft auf den Straßen darüber. Der Geruch in den Kanälen war klar und unvermittelt. Der Pesthauch der Exkreme auf den Straßen hingegen zählte zu den vielen Feinden, die den Menschen auflauerten, um sie zu peinigen. Er vermischte sich mit den stinkenden Nebelschwa-

den, den Ausdünstungen der Körper, der Fabriken und des Abfalls, verband sich mit dem geballten Verkehrsgetümmel und dem nie endenden Getöse und Geklapper, dass einem Hören und Sehen verging. In den Kanälen schwamm Dreck, lauerten die unwägbaren Gefahren der Gezeiten und des Wetterumschwungs, doch über allem herrschte eine gewisse Ordnung. In den Kanälen bildeten Höhe, Spannweite und Gefälle den Maßstab, an dem sich ein Mensch messen lassen musste. Wer nie in die Eingeweide der Hauptstadt hinuntergestiegen war, konnte sich einen solchen Ort nicht vorstellen, selbst wenn er sein Leben lang in London gelebt hatte. Und wer sich hier unten allein in der Dunkelheit aufhielt, für den war London nicht mehr vorstellbar.

Williams Tätigkeit bestand zum größten Teil aus eintönigen, sich wiederholenden Verrichtungen, doch diese Regelmäßigkeit befriedigte und tröstete ihn. Nach und nach erschloss sich ihm die Anlage des alten Kanalisationsnetzes und dessen weit verzweigtes Labyrinth aus Venen und Arterien. Und langsam – so langsam, dass er es sich selbst nicht einzugestehen wagte – ließ auch der Drang nach, sich Verletzungen zuzufügen. Es vergingen zwei Wochen, dann drei, ohne dass er sich schnitt. Die Zeit verrann fast unmerklich, und die innere Ruhe, die ihn erfüllte, wenn er sich selbst verletzt hatte, hielt länger vor: einen Tag, dann mehrere Tage, manchmal eine ganze Woche. Zu Hause in Lambeth gelang es ihm sogar, beinahe aufmerksam dem Geschwätz seiner Frau zuzuhören und mit dem kleinen William zu spielen, ohne auf dessen kindliche Wünsche barsch und abweisend zu reagieren. Dank des beruhigenden Laudanums fand er nachts einen sanften und traumlosen Schlaf. Wenn sich Polly auf seine Seite rollte, schrie er nicht mehr laut auf vor Angst, sondern schmiegte sich in die Rundung ihres Körpers und schlief weiter.

In den Büroräumen der Greek Street hallte ihm kein Gerede seiner Kollegen mehr wie ein verzerrtes Echo in den Ohren. William versuchte sich an freundlichen Bemerkungen, und seine Lippen formten dabei die passenden Worte. Er lächelte, zaghaft vielleicht, aber im richtigen Augenblick. Für ein herzliches Verhältnis war es zu spät, aber die frostige Kälte, die seine Kollegen bisher im Umgang mit ihm an den Tag gelegt hatten, erwärmte sich mit der Zeit auf Zimmertemperatur. May war ein komischer Kauz und würde es immer bleiben, darin waren sich alle einig. Aber seine Vergangenheit – die wirkliche wie die ihm unterstellte – war nun nicht mehr Gegenstand heimlichen Getuschels. Er war ein tüchtiger Bursche, unbescholten und höflich. Was von ihm verlangt wurde, das tat er, ohne zu murren oder viel Aufhebens zu machen. Er war es zufrieden, Aufgaben zu übernehmen, die andere scheuten. Nach einem Jahr gehörte er zum Inventar wie die schmalen, längs unterteilten Fenster, die auf den Soho Square mit seinen graugrünen Büschen zeigten; die anderen Mitarbeiter der Behörde würden ihn gewiss vermissen, wenn er eines Tages nicht mehr da wäre, wie sie auch die Fenster vermissen würden. Doch solange er hier an seinem Platz war, schenkte man ihm nicht weiter Beachtung.

Anders Bazalgette. Bei mehr als einer Gelegenheit hatten Williams Sorgfalt und Sinn fürs Detail die Aufmerksamkeit des leitenden Ingenieurs erregt, und er verfolgte seine Tätigkeit mit Interesse. Die Mehrzahl seiner Mitarbeiter war durchaus qualifiziert, fast alle hatten eine bessere Ausbildung und verfügten über größere theoretische Kenntnisse im Ingenieurwesen als May. Aber keiner, der unter seiner Leitung tätig war, ob als Ingenieur oder als Vermesser, kannte die Abwasserkanäle Londons in ihrem jetzigen verwahrlosten Zustand genauer als May. Aus den Aufzeichnungen ergab sich, dass May bis Ende 1857 mindestens fünfmal so viel Zeit im Kanalnetz verbracht hatte wie jeder an-

dere Vermesser. Seine Mauerproben, die das Ausmaß des Verfalls dokumentierten und, aus verschiedenen Tunnelabschnitten und unterschiedlicher Höhe entnommen, in Kisten verpackt und mit sauberer Handschrift sorgfältig etikettiert waren, füllten fast einen ganzen Raum im vierten Stock. Als sich Bazalgette der Frage zuwandte, welcher Backstein und welcher Mörtel am wenigsten wasserdurchlässig waren, ließ er seinen Sekretär einen Tisch in dem besagten Raum aufstellen, damit er dort, die Proben vor sich ausgebreitet, arbeiten konnte. Ohne fließendes Wasser war keine Dränage möglich, so viel stand fest. Aber ebenso wenig – zumindest nach Bazalgettes Ansicht – konnte man ohne Backsteine und Mörtel Hauptkanäle für eine Stadt mit fast drei Millionen Einwohnern bauen. Für das Abwasser der einzelnen Straßenzüge ließen sich Rohre aus lasiertem Ton verwenden, aber diese Abwässer mündeten zwangsläufig in einen Hauptstrang mit einem Fassungsvermögen von mehreren Millionen Litern Wasser täglich. Um sicherzustellen, dass eine solche Durchflussmenge bewältigt werden konnte, entwarf Bazalgette bereits in seinen allerersten Plänen Hauptkanäle, die dreieinhalb Meter breit und bis zu vier Meter hoch waren. Nirgendwo auf der Welt konnte eine Rohrleitung in solchen Dimensionen gebaut werden. Stein war teuer und unzuverlässig. Lediglich Backstein und Mörtel verfügten über die erforderliche Festigkeit sowie die notwendige bauliche Anpassungsfähigkeit. Doch gewöhnlicher Mauerziegel und Mörtel waren porös. Sie absorbierten Wasser und feinste Partikel, die sie rissig und brüchig werden ließen; allmählich lösten sie sich auf und bewirkten, dass die Kanäle verstopften. Ihre Instandhaltung wäre kostspielig und würde die Leistungsfähigkeit des Kanalnetzes schwer beeinträchtigen. Also musste eine andere Lösung gefunden werden. Experimente mit Portlandzement hatten alle Erwartungen übertroffen. Bazalgette hatte bewiesen, dass dieses Material nicht nur die Grund-

lage für einen Wasser abweisenden Mörtel bildete, sondern dass der so hergestellte Mörtel erhärtete, ohne auszutrocknen. Blieb nur noch ein Problem. Zu Frühjahrsbeginn 1858, als die noch zartgrünen Schneeglöckchen am Soho Square im eisigen Wind fröstelten, rief Bazalgette May und zwei Ingenieure in sein Büro und übertrug ihnen unter Lovicks bewährter Leitung die Verantwortung für die Entwicklung eines kostengünstigen, wasserundurchlässigen Backsteins.

William starrte auf das Abendessen, das vor ihm auf dem Tisch stand, und wischte sich die feuchten Handflächen an den Knien ab. Obwohl er nur ein Baumwollhemd trug, schwitzte er unter den Achseln, und der dünne Stoff klebte ihm am Rücken. Er hatte keinen Appetit. Der Fisch glänzte auf dem Teller, schlaff und mit offenem Maul, als machte auch ihm die Hitze zu schaffen.

»Woran denkst du?«

William blinzelte gedankenverloren, dann lächelte er seine Frau an.

»Ich dachte gerade über blaue Staffordshires nach«, sagte er entschuldigend.

»Lass mich raten. Das ist doch nicht etwa eine Backsteinart?«

»Ich fürchte, doch.«

Polly kicherte und ließ sich vorsichtig in einen Stuhl aus Bugholz sinken. »Das hätte ich mir denken können«, meinte sie kopfschüttelnd. »Deine Staffordshire-Ziegel sind womöglich blau wie Saphir und ein wahres Weltwunder, aber ich habe in den vergangenen Monaten so viele Backsteine gekauft, dass ich mir ein ganzes Haus damit bauen könnte.« Schwer atmend lehnte sie sich zurück und fächelte sich Luft zu. »Sieh dir das an! Wie oft habe ich dem Mädchen schon gesagt, dass sie die Zimmerecken sauber fegen soll. Neun Pence pro Woche, und sie wird der Spinnen trotzdem nicht Herr!«

Polly machte im Sitzen eine ärgerliche Handbewegung zu dem Spinnennetz an der Decke. Haarsträhnen klebten ihr an den verschwitzten Wangen. In der drückenden Hitze waren ihre Gelenke an Händen und Füßen, ja sogar ihre Wangen angeschwollen, und wie sie so auf dem harten Stuhl saß, sah sie aus wie eine ausgestopfte Puppe. Seit sechs langen Wochen blickten die Bewohner der Stadt jeden Morgen zu dem erbarmungslosen weißen Brennofen am Himmel hoch und sehnten sich den Sonnenuntergang herbei. Kein Lüftchen regte sich. Durch die geöffneten Fenster wehten nur die schweren säuerlichen Ausdünstungen von einer Million Körpern aus tausend windstillen Gassen und Höfen herein und der noch penetrantere Gestank des braunen fauligen Flusses. Die Dampfschiffe quälten sich durch die trübe, stinkende Brühe, ihre Schaufeln wirbelten die gärenden Untiefen auf und schleuderten den stinkenden Schlamm an die Steinfassaden der Brücken und Häuser. Die Fußgänger hielten sich Taschentücher vor den Mund oder wickelten sich ihre Halsbinde vors Gesicht und versuchten, möglichst nicht zu atmen. Jedermann fürchtete die Cholera, deren Gifthauch sich über der Stadt verdichtete wie Novembernebel. Wer konnte, war längst aus London geflüchtet.

Auf Pollys neuem Kleid zeichneten sich unter den Achseln dunkle Flecken ab, und am Hals hatte sie eine wunde Stelle, weil der Kragen scheuerte. Sie rieb mit den aufgedunsenen Fingern darüber. Das Kleid hatte mehr gekostet, als sie sich eigentlich leisten konnten, aber sie war ja jetzt eine achtbare Frau. Sie konnte einfach nicht mehr dieselben Sachen tragen wie während ihrer Zeit als Dienstmädchen. Außerdem hatte sie dem hübschen gestreiften Stoff nicht widerstehen können. Sie strich ihn liebevoll glatt.

Aus dem oberen Stock hörte sie ein leises Wimmern, als sich der kleine William im Schlaf hin und her wälzte, auf der Suche nach einem kühlen Fleckchen auf dem Laken.

»Unser kleines Engelchen hat immer noch Bauchweh«, sagte Polly und lauschte, den Kopf leicht geneigt. »Godfrey's Cordial, dieses Laudanum-Präparat, hat bei George immer gewirkt, besonders wenn ich ein wenig Mohnpulver daruntergemischt habe, aber unser Kleiner mag es einfach nicht.«

Ihr Mann schwieg. Die Schwüle lastete auf dem Raum. Sogar die weiß getünchten Wände schwitzten, es hatten sich bereits feuchte Flecken gebildet. Als er endlich den Mund aufmachte, sprach er so leise, dass Polly es nicht verstand.

»*Dianthus barbatus.*«

Polly beugte sich ihm entgegen. »Was hast du gesagt, Liebster?«

»*Dianthus barbatus.*« Er ließ die Worte langsam auf der Zunge zergehen. Dann hob er den Kopf und sah sie an. »Sweet William.«

Für einen kurzen Moment sah Polly ihn mit ihren großen karamellfarbenen Augen an. »Du hast es nachgeschlagen!«

»Ja.«

»Sweet William. Du hast es nachgeschlagen!« Ein Lächeln erstrahlte auf ihrem Gesicht und wärmte ihr das Herz. Sie hatte die Hoffnung schon aufgegeben, dass er den Namen jemals in seinen Botanikbüchern suchen würde. Die abgegriffenen Lederbände standen unangetastet ganz oben im Regal, mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Wie dumm war sie doch gewesen zu glauben, dass er es vergessen hatte! Die Arbeit für die Baubehörde hatte ihn vollends in Anspruch genommen, das war alles. Und außerdem hatte es damit überhaupt keine Eile gehabt. Der kleine William wurde im kommenden Februar drei Jahre alt. Wenn er alt genug war, dass man ihm erzählen konnte, wie sein Papa darauf bestanden hatte, ihnen beiden, seinen entzückenden Blumen, den wissenschaftlichen Namen zu geben, musste man ihm ja nicht verraten, dass er mit dem seines Söhnchens etwas spät dran gewesen war.

»Den ganzen Namen kann ich mir unmöglich merken«, erklärte sie überglücklich und ließ den Kopf zurücksinken. Der Schweiß rann ihr den Hals hinunter. »Ich werde ihn einfach Di nennen.«

»Di genügt vollkommen.«

Noch immer lächelnd strich Polly über ihr seidiges Kleid und schloss die Augen. William schob seinen Teller beiseite und betrachtete nachdenklich seine Frau. Ihr gerötetes Gesicht glänzte, und ihr kastanienbraunes Haar war an der Stirn dunkel wie Mahagoni. Es war unerträglich heiß. Ohne ein Wort nahm er einen alten Strohhut, der neben der Tür aufgehängt war, und fächelte ihr damit Luft zu. Sie berührte ihn am Arm, murmelte etwas und legte den Kopf in den Nacken, um den kühlenden Lufthauch zu genießen. Ihre geschlossenen Lider waren fahl wie Austern und mit feinen blauen und violetten Äderchen überzogen. Er fächelte ihr so lange zu, bis ihr Kopf wegsank und sie leise zu schnarchen begann. Dann nahm er seine botanischen Skizzenbücher und setzte sich damit auf die Türschwelle hinter dem Haus.

Der inzwischen tiefblaue Himmel war von rosa- und goldfarbenen Spitzenbändern durchzogen, die von der Silhouette der hoch aufragenden dunklen Schornsteine zerteilt wurden. Zwischen der Hausschwelle und dem ein wenig abseits liegenden Abort erstreckte sich der Hof. Der Erdboden war von der Sonne festgebacken und von Unkraut überwuchert – hauptsächlich von Schöterich und Labkraut, die im Spätfrühling geblüht hatten, jetzt aber verdorrt und ausgebleicht waren. In den Ecken hatte sich Ruß gesammelt, der aussah wie schwarzer Schnee. William zeichnete mit einem Stock ein Liniengitter in den Staub. Aus diesem gelblichen Londoner Lehm stellte man die zumeist sandfarbenen Backsteine her, deren schwarze Tupfer dadurch entstanden, dass sich die Asche, mit der der Lehm vermischt war, in

den Stein einbrannte. Gelbe Mauerziegel waren zwar billig und konnten in unbegrenzter Menge fabriziert werden, für Abwasserkanäle jedoch waren sie viel zu weich. Sie saugten die Feuchtigkeit auf wie ein Schwamm. Die Backsteine mussten entweder von hoher natürlicher Dichte sein wie die blauen Staffordshires, die teuer und nur in begrenzter Zahl lieferbar waren, oder man musste eine Technik erfinden, um gewöhnliche Backsteine so zu lasieren, wie es Mr. Doulton in der Keramikmanufaktur in Lambeth mit den Tonröhren gelungen war. Doch wie konnte man lasierte Backsteine, die gewöhnlich nur für dekorative Zwecke verwendet wurden, billig und in der erforderlichen Menge herstellen? Hawke, der neue Mann, behauptete, das sei nicht möglich; und ohnehin seien die Backsteine aus dem Londoner Lehm bestens geeignet, sofern man sie nur etwas länger als normal brannte. Schließlich gebe es in der Stadt Ziegeleien in Hülle und Fülle, und für Bazalgettes Plan würden Dutzende Millionen Backsteine benötigt. William hatte ihm widersprochen. Seiner Meinung nach gab es nur eine Ziegelei, die dazu in der Lage war – eine Fabrik in Strowbridge, die weltweit als erste makellos lasierte Porzellanbadewannen produzierte. Für diese Leistung war der Hersteller bei der Weltausstellung 1851 mit der Goldmedaille ausgezeichnet worden, und entsprechend groß war inzwischen die Nachfrage von Krankenhäusern und Heimen nach diesen Wannen. Um der Nachfrage gerecht zu werden, hatte die Firma eine patentierte Herstellungsmethode entwickelt – zehn miteinander verbundene Brennöfen, verteilt über eine Fläche von fast einem Hektar, die dank ihrer raffinierten Bauweise und eines ausgeklügelten Systems von Rauchgaskanälen trotz ihres großen Volumens nur wenig Brennstoff benötigten und somit die Herstellung Hunderter Badewannen pro Woche ermöglichten. Wenn man nur einige Brennöfen mehr in Betrieb nehmen und die gesamte Produktion auf Backstein umstellen würde ...

Tapsende Schritte auf den Fliesen im Flur holten ihn in die Wirklichkeit zurück. Es war längst dunkel geworden, doch der Vollmond, der am Firmament glänzte, warf silberne Streifen auf den Hof. Wenn Polly fragte, würde er sagen, er habe über den Garten nachgedacht, beschloss er hastig. Das würde sie freuen. Aber als er sich umdrehte, stand sein Sohn vor ihm und sah ihn mit schläfrigen Augen an, den Daumen im Mund. Auf seinen sommersprossigen Wangen hatten Tränen salzige Spuren hinterlassen.

»Hallo, kleiner Mann«, murmelte William und breitete die Arme aus. Der Junge ließ sich hineinfallen, und als William aufstand und ihn hinauftrug, war der Kleine fast schon wieder eingeschlafen. Der Mond ergoss sein glänzendes Licht über das Bettchen. William legte seinen Sohn hinein und deckte ihn zu. Seine Lider haben die gleiche Maserung wie die seiner Mutter, dachte William, so zart und weit verzweigt wie die Äderung eines Blattes. Muster, wie er sie schon mit einem Stock in die Erde geritzt oder in seine Kladde in der Greek Street gezeichnet hatte, Muster wie ...

Nachdenklich strich er über die Innenseite seines Unterarms und ertastete die Wülste unter dem dünnen Baumwollstoff des Ärmels. Er hatte keine offenen Schnittwunden mehr, nur verblässende Narben und rosafarbene Linien dort, wo sich der Schorf abgelöst hatte. Gewiss, es gab viele Tage, an denen er sich hilflos und unsicher fühlte und sich vorsichtig und mit steifen Armen bewegte, als würde er Wasser in einem flachen Gefäß transportieren, das jeden Moment herausschwappen konnte. Aber er hatte nicht mehr das Gefühl, sich aufzulösen. Berührte er nachts Pollys heiße, feuchte Haut, dann erbeben seine Lenden. Hielt er seinen Sohn in den Armen, spürte er fast bis in die Fußsohlen eine schmerzliche, liebevolle Zuneigung. Untersuchte er die Machart eines Backsteins, dehnte und streckte sich sein Geist.

Wenn er an seinen besten Tagen still dasaß, empfand er fast so etwas wie Zufriedenheit. Und an schlechten Tagen, wenn er merkte, dass das Gefäß zu zittern anfang und überzuschwappen drohte, verkroch er sich in den Abwasserkanälen und blieb dort, bis es vorüber war.

Seit fast einem Monat hatte er sich nicht mehr geschnitten. Er wagte es kaum zu hoffen, aber irgendwo in seinem Hinterkopf regte sich der Gedanke, dass sein Blut vielleicht doch endgültig von aller Schwärze gereinigt worden war. Beim letzten Mal hatte ihn die Intensität des Erlebnisses weit über alles hinausgetragen, was er bis dahin gekannt hatte, und er hatte sich der wohligen Ekstase der Erlösung vollkommen hingeegeben. Die Zeit war vergangen wie im Flug. Als dann das warnende Scheppern des Kanaldeckels ertönte, dauerte es einige Minuten, bis er wieder in die Gegenwart zurückfand. Sein ganzes Sein war durchdrungen von einer weißen, reinen Ruhe, in der sich die Buchstaben seines Namens in einer unendlichen Abfolge ständig wiederholten. Er war William. Sein laut pochendes Herz bekräftigte es: *William – William – William*. Er war in Sicherheit. Er stand auf und tastete nach dem Messer in seinem Schoß, aber es war nicht da. Es lag auch nicht in der Nische. Er erinnerte sich an nichts, aber es musste ihm aus der Hand ins strömende Wasser gefallen sein. Es war unwichtig. Er fühlte sich ruhig und gefasst. Als er wieder oben war, drückte er dem dankbaren Ausspüler einen Shilling in die Hand und ging langsam nach Hause. Erst sehr viel später fiel ihm ein, dass er die Arme baden musste. Er tat es rasch, fast ohne richtig hinzusehen, und betupfte die Wunden mit Jod. Als er jedoch den Wattebausch wegnahm und einen flüchtigen Blick auf die gelb gefärbte Haut warf, war es nicht das Antiseptikum, das ihm den Atem raubte. Er musste mehrmals blinzeln und den Kopf schütteln, um Klarheit zu gewinnen, aber das Bild vor seinen Augen verschwand nicht. Unverkennbar, die schräg auf-

und abwärts verlaufenden Schnitte auf seinem Arm ergaben ein präzises Muster. Hastig wusch und verband er sich den Arm. Er würde ihn nicht wieder ansehen. Er würde nicht mehr daran denken. Es hatte nichts zu bedeuten. Die Schnitte liefen an den Endpunkten einfach nur zusammen, mehr nicht. Es war reiner Zufall, dass er sich nicht parallel verlaufende oder kreuzende Linien, sondern tief und deutlich den Buchstaben »W« in die Haut geritzt hatte.

Es vergingen zwei weitere Wochen, bevor die mörderische Hitze endlich nachließ. Doch bis dahin hatte sie der sanitären Verwaltung der Hauptstadt einen ähnlichen Ruf eingetragen wie der Aufstand in Bengalen ein Jahr zuvor der britischen Verwaltung Indiens. Die Zeitungen nannten es einfach nur noch »Der Große Gestank«. Tag um Tag, Woche um Woche hatte der Hadesstrom der Themse in der erbarmungslosen Sonne gebrodelt und seine giftigen Ausdünstungen auf direktem Weg in das Unterhaus geschickt. Man behauptete, wer diesen Brechreiz verursachenden Geruch einatmete, werde ihn sein Leben lang nicht wieder vergessen. Die zur Themseite liegenden Fenster des Parlaments wurden mit Tüchern verhängt, die mit einer Chlorkalklösung getränkt waren, aber gegen den bösartigen Geruch vermochte es nichts auszurichten. Der Gestank drang durch die Mörtelritzen und die bemalten Holzvertäfelungen und stieg durch die Keller nach oben. Jemand hatte gesehen, wie der Innenminister aus dem Parlament eilte, die Wangen bleicher als das Taschentuch, das er vor den Mund gepresst hielt. Das Parlament konnte den miserablen Zustand des städtischen Abwassernetzes nicht länger ignorieren. Noch in der Woche vor der Sommerpause wurden Bazalgettes Vorschläge in vollem Umfang genehmigt. Seine Behörde erhielt alle Befugnisse, um unverzüglich zur Tat zu schreiten. Und was das Wich-

tigste war: Das Parlament genehmigte drei Millionen Pfund, die innerhalb der nächsten vierzig Jahre durch eine sämtlichen Bewohnern Londons auferlegte Sondersteuer wieder hereingeholt werden sollten.

London würde nie mehr sein wie zuvor.

VIII

Nach diesem schrecklichen Sommer änderte sich in den Tunneln alles, allerdings nicht gerade zum Besseren. Eine Zeit lang, als die Hitze noch wie eine schmutzige Decke über der Stadt hing, herrschte eine gespenstische Ruhe. Die Menschen waren angespannt, erschöpft, gequält von Durst und der Angst vor der Cholera. Erwachsene Männer brachen auf der Straße zusammen, unfähig, einen Schritt weiterzugehen. Gesunde Kinder erkrankten plötzlich und starben. Tagelang gab es kein Wasser, obwohl für alle Fälle die Schwengelpumpe ununterbrochen entriegelt blieb. Und über allem lag der üble Fäkaliengestank des Flusses, den man so wenig abschütteln konnte wie Läuse. Er schlüpfte durch alle Hemdfasern und drang durch die Poren der Haut. Er setzte sich in Haar und Bart fest, nahm jeden Zoll des Körpers in Besitz, bohrte sich in Ohren, Augen und Nase, so dass man ihn unaufhörlich mit sich herumtrug, ohne ihn je loszuwerden. Vielen Leuten blieb nichts anderes übrig, als aus dem Fluss zu trinken, weil sonst kein Wasser vorhanden war. Es regnete keinen Tropfen.

Tom und Joe nahmen Lady fast jeden Tag mit in die Tunnel. Dort unten war es zwar auch nicht viel kühler, aber zumindest konnte man atmen, ohne dass einem der Gestank das Frühstück wieder hochkommen ließ. Über dem vertrauten Fäulnisgeruch des Wassers hinweg roch die Luft angenehm nach feuchtem Mauerwerk und Dunkelheit. Die Ratten waren von der Hitze ganz irre und ließen sich wie kleine Kinder in die Käfige dirigieren, aber im Badger liefen die Geschäfte mau. Eine Weile schloss

Brassey den Laden sogar ganz; das Wetter, so meinte er, habe sowohl den Männern als auch den Hunden die Lust am Töten vergällt.

Die Ratten, die sie nicht verkaufen konnten, überließ Tom Lady. Die Hitze schien ihr nichts auszumachen. Sie ging wie immer systematisch vor und lernte schnell. In jenem Sommer brachte Tom ihr alles bei, was er wusste. Er zeigte ihr, an welcher Stelle hinter dem Kopf sie die Ratte packen musste, damit sich ihre Zähne durch die Kehle der Ratte bohrten und sie sie mit einem einzigen Biss töten konnte. Er lehrte sie, beim Loslassen den Kopf so zu schütteln, dass die tote Ratte ein Stück weit weggeschleudert wurde und nicht mehr im Weg war. Sämtliche einschlägigen Tricks. Und jeden Abend wusch er ihr das Maul mit Pfefferminzwasser aus, damit sich kein Geschwür bildete, und fütterte sie mit milchgetränktem Fleisch zur Stärkung ihrer Muskeln. Während Toms Hand auf ihrem Kopf ruhte, lag sie auf seinen Beinen und hechelte, die Zunge so rosa wie die Augen. Wenn er sie zum Schlafen aufs Bett legte, war seine Hose feucht von ihrer Wärme.

Schließlich, als die Tage kürzer wurden, kam endlich der Regen. Als die Tropfen auf die braune Brühe des Flusses niederprasselten, strömten die Menschen aus ihren engen Gassen und Höfen auf die schlammigen Straßen. Bösartig wie die Ratten waren sie, kratzten, balgten und stießen sich und wussten dabei nicht einmal, wohin sie wollten, dennoch konnte nichts sie davon abhalten, draußen herumzulaufen. In den Abwasserkanälen ging es fast ebenso geschäftig zu. Tom traute seinen Augen kaum. Der Regen hatte sie noch eine Weile fern gehalten; bei diesen heftigen Güssen konnte man unmöglich hinuntersteigen. Aber sobald die Fluten zurückgingen, waren plötzlich alle möglichen Menschen dort unten zugange, Tag und Nacht. Holzverschlänge mit Dächern aus Ölzeug wuchsen über Gitterrosten und

Schachtdeckeln empor. Oft fing Tom das Echo menschlicher Stimmen auf und musste sich in die Dunkelheit zurückziehen oder einen anderen Weg einschlagen. Auch konnte man sich nicht mehr darauf verlassen, dass einem die Ausspüler aus der Patsche halfen. Früher wussten die Ausspüler genau, auf welcher Seite sie standen; da kamen sie und die Kanaljäger noch einigermaßen gut miteinander aus. Einer der alten Vorarbeiter drüben in Bermondsey war als junger Bursche sogar selbst einmal Kanaljäger gewesen. Erst als sein Alter Herr starb und das Geschäft nicht mehr so gut lief, wechselte er, verlockt von einem festen Einkommen, zu den Ausspülern. Im Grunde genommen waren sie beide gar nicht so verschieden, dachte Tom, denn beide verdienten sich ihren Lebensunterhalt damit, dass sie die Tunnel kannten wie ihre Westentasche und herausholten, was darin stecken blieb; und weil sie keine Konkurrenten waren, gab es auch keinen Grund, sich gegenseitig Ärger zu machen. So wie die Ausspüler den Kanaljägern halfen, indem sie dafür sorgten, dass die Tunnel nicht verstopften oder einstürzten, halfen umgekehrt diese auch ihnen, indem sie den Abfall beseitigten und die Zahl der Ratten in Grenzen hielten. Klar, die Reinigung der Abwasserkanäle hatte den Vorzug, eine legale Tätigkeit zu sein, andererseits gehörten die Ausspüler gewiss nicht zu der Sorte, die besonders gesetzestreu waren. Wenn es darum ging, sich zu entscheiden, ob man sich auf die Seite eines Kanaljägers oder die eines Polypen stellte, wusste ein vernünftiger Ausspüler, was er tun musste.

Bis jetzt. Etwas von der feinen Gesellschaft, mit der die Ausspüler neuerdings Umgang pflegten, war ihnen zu Kopf gestiegen. Oder vielleicht lag es an den Zeitungen, die sich überschlugen mit Berichten über die glorreichen Errungenschaften der Zivilisation und was sonst nicht alles. Es gab eine Zeit, da musste man nur auf die Polypen und die Kerle auf dem Wasser achten.

Jetzt waren die Ausspüler schlimmer als beide zusammengenommen. Die Kerle in den Booten und die Polypen kamen einem nur dann auf die Schliche, wenn man sich entsprechend blöd anstellte. Wenn sie die Laterne vom Fluss aus oder durch ein Gitter hindurch bemerkten oder einen beim Rein- oder Raussteigen erwischten. Aber die Ausspüler waren direkt mit unten im Tunnel. Wenn einer von ihnen etwas Verdächtiges hörte, ging er der Sache nach. Und jeder Ausspüler, der sein Geld wert war, kannte die Tunnel genauso gut wie Tom oder Joe. Wenn so einer sich vornahm, einen aufzustöbern, und die Zeit dazu hatte, saß man in der Patsche. Das Einzige, was man machen konnte, war, langsam und gleichmäßig zu gehen und zum Allmächtigen zu beten, dass die Ausspüler, wenn man ihnen zu nahe kam, mit ihren feinen Herren beschäftigt waren. Kein Ausspüler hätte es gewagt, diese feinen Pinkel mit nichts als einer Laterne allein zu lassen. Die würden ja Zeter und Mordio schreien.

Etwa um die Zeit, als die Sternschnuppe auftauchte, die man Donatis Komet nannte, wurden der Hinkende Gil und zwei seiner Leute erwischt und bekamen drei Monate in Millbank aufgebracht.

»Der Himmel hell erleuchtet wie bei Moses & Son, auf jeder Brücke und an jeder Straßenecke haufenweise Leute, und was tut er?«, spottete Joe, als er die Neuigkeit hörte. »Da hätte er auch gleich ins Parlament latschen und nach dem Weg fragen können.«

Tom lachte, aber ihm war nicht ganz wohl dabei. Es kribbelte ihm im Nacken, wie immer, wenn etwas nicht stimmte. Und tatsächlich wären sie eine Woche später unter Newgate fast selbst erwischt worden. Sie standen in der großen Höhle, der Brutstätte der Ratten, und hatten die Käfige offen und alles bereit. Es blieb kaum noch Zeit, den Korb in den Schatten zu ziehen, da kamen auch schon die Ausspüler, schwenkten ihre Laternen hin und her und leuchteten auch noch den entlegensten Winkel aus.

Bestimmt hätte man sie beide entdeckt, wenn den in einer Ecke zusammengedrängten Ratten nicht plötzlich eingefallen wäre, sich wie ein Schwarm wild gewordener Bienen auf die Eindringlinge zu stürzen.

»Diese dummen Viecher haben keinen Schimmer, wer ihr Freund und wer ihr Feind ist«, meinte Joe trocken, als er und Tom wieder oben auf der Straße waren. »Kommen ausgerechnet uns zu Hilfe. Man könnte fast glauben, sie wären versessen darauf, abgemurkst zu werden.«

Doch danach wurden beide vorsichtiger. Sie sprachen zwar nicht darüber, aber jeder wusste, was der andere dachte. Stück für Stück schlossen sich die Abwasserkanäle wie Muscheln, und man konnte nichts dagegen unternehmen. Ein, zwei Jahre würden sie sich vielleicht noch durchschlagen können, aber so wie die Dinge sich entwickelten, mit den Kanaltoren, den feinen Herren und den Ausspülern im Genick, war es nur eine Frage der Zeit, bis es aus und vorbei war. Für Joe wäre das nicht so schlimm. Er kannte ein paar Leute von früher, als er noch Hundekot gesammelt hatte, vielleicht würde er Arbeit in den Gerbereien finden, und sei es auch nur, dass er Häute schleppte. Aber Tom war zu alt. Er hatte für seine Verhältnisse gutes Geld verdient, insbesondere mit den Ratten, aber es lag den Kanaljägern nicht im Blut, mit ihrem Ertrag zu haushalten oder sich etwas für schlechte Zeiten zurückzulegen. Man stieg hinunter in den Kanal, man nahm, was man kriegte, man gab es aus, und wenn der Magen und die Taschen leer waren und der Hauswirt bezahlt werden wollte, stieg man eben wieder hinunter. Die Kanaljäger hatten in dem Glauben gelebt, dass die Kanäle immer da sein würden, bereit, ihre Schätze dem zu überlassen, der das Spiel beherrschte. Nun sah es ganz danach aus, dass sie sich verrechnet hatten.

Immerhin, Tom hatte Lady. Am Abend des Tages, als man in Vauxhall die Puppe des verhassten Guy Faux verbrannt hatte,

nahm Tom sie ins Black Badger mit. Als er Brassey ankündigte, selbst einen Hund in den Ring zu schicken, zuckte der Wirt nur die Achseln. Er hatte andere Dinge im Kopf. Es wurde nämlich gemunkelt, an diesem Abend werde der Captain nach langer Abwesenheit wiederkommen. Hastig kritzelte er Ladys Namen auf einen schmutzigen Fetzen Papier und nickte in Richtung einer leeren Bank.

»Sie ist gut«, sagte Tom leise.

»Tatsächlich?«, meinte Brassey gleichgültig. Sein Blick war auf die Tür gerichtet. »Also, bring sie rauf, wenn es so weit ist. Wenn's genug Zuschauer gibt, kann sie von mir aus in den Ring.«

»Ist der rosa Köter dort nicht die Hündin von dem alten Jeremiah?«, fragte ein Mann und zeigte mit dem Finger auf Lady, als sich der Schankraum langsam füllte. Mit seinem schmuddeligen hohen Kragen und dem zerschlissenen Gehrock wirkte er wie ein miesepetriger Pfaffe, der schon einmal bessere Zeiten erlebt hatte. Sein Gesicht war blau gemasert wie ein Stilton-Käse.

Sein Kumpel, ein Straßenhändler, der nach verdorbenem Fleisch stank, schüttelte den Kopf, während er Ladys Pfoten drückte.

»Nicht möglich. Jerry ist vor mehr als drei Monaten hopsgegangen. Jedenfalls hatte sein Hund nicht ein Fitzelchen Fleisch auf den Knochen. Der hier sieht zwar komisch aus, aber ich sag dir, der hat ordentlich Saft in den Schenkeln ...«

Dabei warf der Straßenhändler einen verstohlenen Blick über die Schulter und senkte die Stimme zu einem Flüstern.

Ein wenig später eilte Brassey zur Tür hinüber. Der Captain war eingetroffen. Wieder wurde er von seinem schmalgesichtigen Freund begleitet, der an diesem Abend noch dürrer und fahler aussah als zuvor, fand Tom.

»Hoffentlich hast du heute ein paar richtige Mörderhunde hier, Jem. Ein bisschen frisches Blut.« Der Captain grinste und

zeigte dabei seine Zähne. »Ich möchte nicht noch einmal enttäuscht werden.«

»Aber Captain, wieso denn enttäuscht? Bei den fantastischen Hunden, die wir diesmal für Sie haben?«, säuselte Brassey und drehte den halslosen Kopf hin und her. »Ganz bestimmt nicht.«

Er grinste wie eine Kröte übers ganze Gesicht. Als er jedoch herumwirbelte, um seinen Gehilfen beim Kragen zu packen, erstarb dieses Grinsen urplötzlich, als hätte man Salz darauf gestreut. Wenn der Raum oben nicht in zwei Minuten offen sei, zischte er dem Jungen ins Ohr, könne er was erleben.

Mit trippelnden Schritten geleitete Brassey den Captain zu seiner Loge. Doch der wollte sich nicht setzen. Stattdessen kletterte er in die Manege, angefeuert von seinem Begleiter, der spitze Schreie ausstieß und sich wie eine Dame kurz vor einem Ohnmachtsanfall ein Taschentuch vor den Mund hielt. Der Captain schob Brasseys Gehilfen beiseite und begann, die Ratten nacheinander am Schwanz aus dem Käfig zu ziehen. Der Omnibusfahrer warnte ihn, sich vorzusehen, dass er nicht gebissen werde, aber der Captain schenkte ihm keine Beachtung. Als eine Ratte sein Bein hochklettern wollte, packte er sie und schleuderte sie durch die Luft.

»Weg mit dir, du Drecksvieh«, knurrte er wütend und versetzte der Ratte noch in der Luft einen Fußtritt, so dass sie quer durch den Ring flog und mit einem dumpfen Knall an der gegenüberliegenden Wand aufprallte. Die Zuschauer johlten vor Begeisterung. Daraufhin verneigte sich der Captain, trat noch nach zwei weiteren Ratten, die an seinem Hosenaufschlag schnüffelten, stieg aus dem Ring und schnippte mit den Fingern.

»Also los!«, donnerte er mit gerötetem Gesicht und lehnte sich so weit über die Bretterwand, dass die Gaslampen seine dunklen Augen aufblitzen ließen. »Fangen wir an!«

Der erste Hund bot nicht gerade eine Glanznummer, ebenso wenig wie der zweite. Wütend rief der Captain zwei verlässliche Hundebesitzer zu sich und verlangte, dass sie ihre Tiere antreten ließen. Zögerlich schüttelten die beiden den Kopf und meinten, ihre Hunde seien zurzeit nicht ganz auf der Höhe und solch großen Ratten noch nicht gewachsen. Die Miene des Captain verfinsterte sich. Er griff sich den Spazierstock seines Freundes und hieb mit dem silbernen Knauf auf die ziellos umherhuschenden Ratten ein. Nicht lange, und er traf eine am Schädel, worauf das Tier durch den Ring taumelte und schließlich zusammenbrach.

»Herr im Himmel! Wenn selbst *ich* das kann ...«, zischte er seinem Freund zu, der kichernd die Blutspritzer auf seinem Gehstock begutachtete. Dabei streckte er die Zungenspitze zwischen den Zähnen heraus, als wollte er das Blut ablecken.

Besorgt schickte Brassey einen weiteren Hund in den Ring. Dieser verzog die Schnauze zu einer böartigen Fratze, näherte sich seiner Beute aber nur zaudernd, und als ihm eine Ratte ins Gesicht sprang, zuckte er wie ein verschrecktes Kind zusammen und lief Schutz suchend zu seinem Sekundanten. Der klatschte wütend in die Hände und brüllte den Hund an, er solle endlich kämpfen, aber all seinen Bemühungen zum Trotz konnte er in dem Tier keinen Blutdurst wecken, es blieb ängstlich. Zwar unternahm es ein paar matte Vorstöße, aber die Ratten hatten es eingeschüchtert, und sie wussten es. Gemeinsam gingen sie nun gegen den Hund vor.

Zornig trat der Captain gegen die Brüstung und verlangte, der Sache ein Ende zu machen. »Du verschwendest meine Zeit, Brassey! Jedes Damenkränzchen wäre aufregender gewesen.«

»Aber nicht doch, mein Freund«, meinte der Wirt beschwichtigend. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. »Nur die Ruhe. Es hat ja noch gar nicht richtig angefangen.«

Der Captain lachte höhnisch auf und griff nach seinem Hut. Hinter ihm fingerte sein Begleiter an seiner Halsbinde herum, während ein einfältiges Grinsen um seine Mundwinkel spielte.

»Komm, Henry«, brummte der Captain. »So eine drittklassige Arena werden wir uns nicht wieder antun.«

Endlich fand ein *echter* Kampf statt. Die Zuschauer verstummten, um alles genau zu verfolgen.

»Meine Herren, bitte, meine Herren. Überstürzen Sie nichts.« Brasseys Äuglein irrten hektisch umher. »Ah, Tom! Hier, meine Herren, hier haben wir eine Hündin, der Sie Ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Sie hat noch nie zuvor gekämpft.«

Der Captain knurrte wütend und trat seinen Stuhl um.

»Zumindest nicht hier«, fügte Brassey hastig hinzu. »Aber im Borough ist sie ein Ass. Richtig berühmt ist sie dort. Ein *Phänomen*. Stimmt's, Tom? Ihr zwei seid berühmt im Borough.«

Er zupfte Tom heftig am Ärmel. Tom erwiderte nichts, stattdessen streichelte er Ladys Ohren. Sie rieb den Kopf an seiner Hand.

»Ein Phänomen?«, fragte der Captain verächtlich. »Diese Promenadenmischung?«

Verhaltenes Gelächter hallte durch den Raum. Brassey schluckte, und seine Froschaugen traten noch weiter hervor. »Aber gewiss. Hab selbst schon eine Menge Geld auf sie gesetzt, schon oft.« Er leckte sich die Lippen, als er beflissen den Stuhl des Captain wieder aufstellte und das Sägemehl von der Sitzfläche wischte. »Komm schon, Tom. Zeig dem Captain, was für ein Prachtstück sie ist.«

Der Captain zögerte. Dann warf er mit einem Achselzucken seinen Hut auf den Stuhl und verschränkte die Arme vor der Brust. Er setzte sich nicht.

»Also gut, zeig es mir, mit deinem Bastard«, meinte er gelangweilt. »Das Gemetzel soll beginnen.«

Eine neue Ladung Ratten wurde in den Ring gebracht. Ganz ruhig löste Tom die Leine von Ladys Hals und umfasste mit beiden Händen ihre Schnauze. Sie blickte ihn mit ihren rosafarbenen Augen unverwandt an. Dann hob er sie über die Brüstung.

»Was soll das?«, zischte Brassey mit puterrotem Gesicht. »Du machst doch den Sekundanten, oder? Du musst mit in den Ring.«

Aber Tom schüttelte den Kopf. »Nein. Sie mag das nicht.«

»In drei Teufels Namen, Mensch ...«

Ohne auf den Wirt zu achten, setzte Tom Lady sanft auf den Boden. Die Leute im Publikum murmelten und schüttelten die Köpfe. Der Captain sah finster drein. Einen Augenblick lang hielt Tom die Hündin ganz ruhig fest, die Hände um ihren Brustkorb gelegt, die Finger zwischen ihren Rippen. Ungeduldig klopfte der Captain mit dem Fuß auf den Boden und trommelte mit den Fingern an die Bretterwand. Brassey ballte die feuchten Hände zu Fäusten und schloss die Augen. Dann richtete Tom sich auf und faltete die Hände, ohne seinen Hund aus den Augen zu lassen. Auch Lady stand ruhig da und blickte aufmerksam auf den kreischenden Haufen Ratten. Sie sah klein aus und sehr rosa.

Und dann, ohne einen Laut, machte sie sich ans Töten. Eine Ratte nach der anderen biss sie tot, noch eine und noch eine, fast ohne Atempause. Das Publikum starrte mit offenem Mund. Der Captain hatte aufgehört zu trommeln und umklammerte den Rand der Bretterwand. In seinen Augen leuchteten Gier und Freude. Es dauerte nur wenig mehr als eine Minute, bis ein Dutzend verendender Ratten mit blutrotem Genick im Ring lag und der weiß gestrichene Boden mit Blutspritzern übersät war. Als das Ende des Kampfes ausgerufen wurde, stapelten sich die toten Ratten wie schmutzige Sandsäcke an der Wand. Leise rief Tom Lady zu sich. Gehorsam setzte sie sich, jeder Muskel gespannt, den Blick auf die wenigen Ratten geheftet, die noch am Leben waren.

Einen Augenblick herrschte erstauntes Schweigen, dann brachen die Rufe los. Der Captain schlug mit der Faust donnernd an die Bretterwand. Seine Augen funkelten, und sein Atem kam in hechelnden Stößen wie bei einem Hund.

»Mehr!«, befahl er. »Gebt ihr mehr Ratten!«

Frenetisch nahm das Publikum den Befehl auf. *Mehr! Mehr!* Fäuste mit Münzen wurden geschwenkt. *Mehr! Hier! Mehr!*

»Warum eigentlich nicht!«, krächte Brassey und tänzelte entzückt umher, als er den Geldschein erspähte, den der Freund des Captain in der Hand hielt. »Der Köter soll noch mal antreten.«

Tom beugte sich in den Ring hinab und hob Lady heraus. Protestrufe erschollen. »Das reicht«, sagte er seelenruhig.

»Aber Tom ... Tom, komm schon, noch mal zwanzig Stück ...«, sagte Brassey.

»Sie hat genug«, erwiderte Tom entschlossen.

»Was für eine Kampfmaschine«, meinte der Captain leise, zu Tom hinübergebeugt. Er streckte die Hand aus, um Lady über den Kopf zu streicheln, doch da fletschte die Hündin lautlos die Zähne. Worauf der Captain mit einem schalen Lächeln in die Tasche griff, um sich eine Zigarre herauszuholen. »Eine wirklich gute Kampfmaschine.«

»Hab ich's nicht gesagt?«, fuhr Brassey triumphierend dazwischen und hielt dem Captain ein brennendes Zündholz hin. »Ein Phänomen. Und Tom will sie hier bei mir regelmäßig kämpfen lassen, stimmt's, mein Freund? Regelmäßig.«

Der Captain sog den Rauch ein und lehnte sich an die Bretterwand, so dass Brassey beiseite treten musste.

»Ich bin auf der Suche nach einem Hund«, sagte er zu Tom.

Tom schwieg. Der Captain schürzte die Lippen und blies eine Kette makelloser Ringe in die Luft.

»Wenn deine Hündin in einer Minute fünfzehn Ratten töten kann, gebe ich dir fünfzig Guineen für sie.«

»Hundert.«

Der Captain verschluckte sich am Rauch. »Einhundert Guineen?«, stieß er hustend hervor. »Bist du verrückt geworden?«

»Das ist mein Preis.«

Der Captain musterte Tom von oben bis unten. Das Haar des Kanaljägers war zu klumpigen Strähnen verkrustet, und seine alte Jacke dünstete den Gestank der Kanäle aus. Nur Gott allein wusste, wie übel der Geruch für die Hündin sein mochte, die ihre Schnauze in sein Revers gesteckt hatte. Einhundert Guineen! Der alte Gauner wollte ihn wohl auf den Arm nehmen? Ein Landstreicher wie er musste doch schon mit fünfzig Guineen der glücklichste Mensch auf Erden sein.

»Ganz unmöglich«, erwiderte er mit einem Achselzucken. »Fünfzig ist das Äußerste, was ich zahle.«

Auch Tom zuckte die Achseln, »Einhundert«, sagte er noch einmal.

Einen Augenblick starrten sich die beiden Männer an. Tom zeigte sich völlig ungerührt, während das eine Auge des Captain zuckte und sich auf seinen Wangen zwei rote Flecken bildeten.

»Fünfundsiebzig«, sagte der Captain schließlich.

Tom zog eine Augenbraue hoch. »Gute Nacht, Brassey«, sagte er ruhig und nickte dabei über die Schulter des Captain hinweg dem Wirt zu.

»Nun komm schon, Tom«, drängte Brassey, der den Captain nervös beäugte. »Fünfundsiebzig Guineen ...«

»Gute Nacht«, sagte Tom erneut.

Der Captain musste ein paar Riesenschritte gemacht haben, denn er war schon an der Tür, als Tom sie öffnen wollte.

»Achtzehn in einer Minute.«

»Für einhundert Guineen?«

»Für einhundert Guineen.«

Tom überlegte einen Augenblick und streichelte dabei zärtlich Ladys Ohr. Dann nickte er.

»Morgen Abend?«

Tom schüttelte den Kopf. »Das Tier braucht Ruhe.«

Der Captain grinste höhnisch, hielt aber den Blick auf Lady geheftet, als wäre sie ein saftiges Steak.

»Ich dachte, sie ist ein *Phänomen*.«

»Sie haben sie ja erlebt.«

»Ein Phänomen ohne Mumm in den Knochen«, gab der Captain barsch zurück und fuchtelte mit der brennenden Zigarrenspitze der Hündin vor der Schnauze herum. »Du glaubst, für so etwas zahle ich einhundert Guineen?«

»Dann lassen Sie's eben«, erwiderte Tom achselzuckend.

Der Captain kaute auf seiner Zigarre, um schließlich einen Schwall Rauch auszustoßen. »Na gut, na gut«, gab er wütend nach. »In einem Monat, von heute an.«

»Einhundert Guineen«, wiederholte Tom langsam, als wollte er sich die Worte auf der Zunge zergehen lassen.

»Einhundert Guineen.« Der Captain blickte die Hündin finster an, aber die Gier legte einen sanften Zug um seine Mundwinkel. »Sie täte gut daran zu beweisen, dass sie es wert ist.«

Einhundert Guineen. An jenem Abend trug Tom Lady, die sich an seine Brust schmiegte, den ganzen Weg nach Hause. Einhundert Guineen. Achtzehn in einer Minute waren ein harter Brocken, aber nicht unmöglich, nicht für Lady. Sie war kein gewöhnlicher Hund. Tom würde seine einhundert Guineen bekommen, daran bestand kein Zweifel. Wen kümmerte es jetzt noch, wenn man der Königin von England unten in den Tunneln einen Palast baute? Er würde dort nicht mehr hinuntersteigen müssen, selbst wenn er noch ein Dutzend Jahre zu leben hätte. Einhundert Guineen! Der Gegenwert für Abertausende von Ratten, für jahrelanges Rattenfangen, sofern das überhaupt

möglich war – für einen einzigen Hund. Jemand hatte ihn mitleidig angelächelt, damals, als er Lady vor dem Badger aufblas. Wer hätte gedacht, dass jemand wie er ein solches Glück haben würde? Einhundert Guineen. Einhundert Guineen! Es war geradezu ein Wunder.

In seiner Unterkunft teilten sich die beiden eine Schüssel Eintopf. Da rührte sich in ihm auf einmal ein Gefühl der Angst. Vielleicht war es falsch gewesen, auf einem Monat zu bestehen. Das gab dem Captain genügend Zeit, es sich anders zu überlegen, sich für einen anderen Hund zu begeistern. Tom schluckte schwer und nahm noch einen Bissen Brot. Andererseits kamen Hunde wie Lady nicht jeden Tag vorbeispaziert. Und er hatte Zeit, sie noch ein wenig mehr für den Kampf zu trainieren, damit ihm das Geld auch sicher war. In ein paar Wochen würde er seine hundert Guineen bekommen – einhundert Guineen! –, und der Captain, ja, der Captain würde Lady bekommen. Toms Hand wanderte wie von selbst zu der Stelle auf ihrem Bauch, an der sie gern gekratzt wurde. Sie räkelte sich wohligh und schloss die Augen. Beim Captain würde sie ein gutes Leben haben. Ein Einhundert-Guineen-Hund würde fürstlich leben und nur das beste Fleisch erhalten. Er versuchte zu vergessen, wie der Captain Lady angesehen hatte, mit einer Gier, als würde er sie am liebsten fressen. Sehr wahrscheinlich würde er sie in seinem eigenen Bett schlafen lassen, damit sie vor Dieben sicher war. Einhundert Guineen. Er musste erkannt haben, dass sie der geborene Kampfhund ist.

Soße tropfte von der Schüssel auf die blanken Dielen. Tom zitterten die Knie. Es war ihr Gewicht, sie war zu schwer für seine alten Beine. Er stellte die Schüssel ab, und Lady streckte sich wie eine Katze zufrieden in seinem Schoß aus. Im Kerzenlicht wirkte sie rosafarbener denn je. Sie sah eigenartig aus, dachte er, und plötzlich verspürte er ein seltsames Würgegefühl, als wäre ihm

ein Stück Fleisch in der Kehle stecken geblieben. Er schluckte angestrengt, aber das Gefühl ließ nicht nach. Jetzt kitzelte es ihn auch noch in der Nase, und er rieb sie unwirsch an seinem Ärmel. Er hatte nie jemanden gebraucht, sein ganzes Leben nicht. Das Alleinsein war er gewohnt. Ihm war es immer recht gewesen, niemand zu haben, der von ihm abhängig war oder ihm zur Last fallen konnte. Für solche Dinge war er inzwischen zu alt. Und Lady, ja, Lady würde in der Welt ihren Weg machen. Nicht lange, und auch sie würde ein schmuckes goldenes Halsband tragen wie dieser ausgestopfte Siegerhund im Badger, vielleicht sogar zwei. Sie würde ein so luxuriöses Leben führen, dass sie nie aufhören würde, an ihr altes Herrchen in seiner schäbigen Unterkunft über dem Hinterhof in St. Giles zurückzudenken. Wahrscheinlich war es ihr ganz recht, ihn loszuwerden. Sie war zur Siegerin geboren, und er wünschte ihr alles Gute. Er hoffte wirklich, dass sie ihn nicht vergaß, den alten Tom, der ihr den Weg bereitet hatte. Er würde sie nicht vergessen. Niemals würde er sie vergessen. Er schlang die Arme um sie, so fest, dass sie im Halbschlaf nach ihm schnappte und sich aus seiner Umarmung wand. Er rührte sich nicht, bis die flackernde Kerze heruntergebrannt war und sich die letzte Wärme ihres Körpers aus seinem Schoß verflüchtigt hatte.

IX

Wir haben fünfzig Ziegeleien direkt hier in London, und Sie erzählen mir, wir müssten unsere Backsteine *wo* holen?«

»In Strowbridge, Sir. Das liegt in ...«

»Wie oft muss ich Sie in dieser Angelegenheit noch ermahnen, Vernunft an den Tag zu legen?«, fuhr Hawke ihn an. »Haben Sie denn eine Vorstellung, was es kostet, aus diesem Strowbridge Backsteine nach London befördern zu lassen?«

»Natürlich, Sir. Hier, ich habe dazu detaillierte Berechnungen angestellt.«

Hawke griff nach dem Stoß Papiere, den William ihm hielt. Nachdem er einen flüchtigen Blick auf das erste Blatt geworfen hatte, schlug er abweisend mit dem Handrücken darauf, und seine Miene verfinsterte sich. William biss sich auf die Lippen, ließ sich aber nicht einschüchtern. Hawkes Ärger war bedauerlich, da er nicht nur sein Vorgesetzter war, sondern beim Amt für öffentliche Bauvorhaben über beträchtlichen Einfluss verfügte, trotzdem glaubte William, in dieser Sache Recht zu haben. Bazalgette persönlich hatte die hohe Backsteinqualität festgelegt, gegen die sich Hawke so heftig sträubte. Bei allen Versuchen, die durchgeführt worden waren, hatten sich die Backsteine aus Strowbridge geradezu als ideal erwiesen. Und im Laufe der vergangenen Monate hatte William den Eindruck gewonnen, dass Hawkes Wutausbrüche, so häufig und überzeugend sie auch sein mochten, vielleicht doch nicht das widerspiegelten, was er in Wirklichkeit dachte. Es war Hawkes Aufgabe, gegenüber dem Amt für jeden ausgegebenen Penny Rechenschaft abzulegen und

dafür zu sorgen, dass möglichst Kosten sparend und wirtschaftlich gearbeitet wurde. Einschüchterung war zweifellos ein nützliches Mittel bei solchen Verhandlungen. Aber ein Mittel, mit dem man nur begrenzt weit kam. Die Vorarbeiten für die ersten Ausschachtungen der Kanäle waren bereits abgeschlossen. Deshalb mussten noch vor Weihnachten die Verträge mit den Ziegeleien unter Dach und Fach sein. Hawke mochte brüllen und toben, früher oder später würde er einsehen müssen, dass ein Vertrag mit der Ziegelei in Strowbridge ebenso unumgänglich wie gerechtfertigt war, auch wenn er höher zu Buche schlug, als es Hawke gefiel.

»Die Berechnungen sind im Anhang ausführlich nachzulesen«, sagte William gelassen. »Mr. Lovick versicherte mir, dass sie so exakt sind, wie man es zu diesem Zeitpunkt erwarten kann.«

Hawke starrte William wütend an und hielt ihm dann den Stapel Papiere vor die Nase.

»Das ist unmöglich! Es gibt hier in London Ziegeleien, die verlangen für das gleiche Material nur halb so viel. Oder sogar noch weniger. Etwa die Ziegelei Alfred England, um nur eine zu nennen. Sie werden diesen Unsinn mit Strowbridge bleiben lassen und eine hiesige Ziegelei beauftragen, und zwar die von Alfred England, verdammt noch mal, oder ich Sorge dafür, dass Sie sich vor dem Ausschuss verantworten müssen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Er knüllte die Schriftstücke zu einer Kugel und warf sie in den Papierkorb. William widerstand dem Drang, sie wieder herauszufischen.

Ein Muskel in Hawkes Wange zuckte, als er sich über seinen Schreibtisch beugte. »Haben Sie vielleicht die Absicht, Mr. May, dieses Projekt zum Scheitern zu bringen? Oder möchten Sie womöglich aus einem Vertrag mit Strowbridge persönlichen Vor-

teil ziehen? Ist es das? Sie sind beteiligt, stimmt's? Mit wie viel, May? Ein paar hundert? Mehr, nicht wahr? Einige tausend?«

William verschlug es den Atem. Er sah ein, dass Hawke gezwungen war, ihn bei Entscheidungen dieser Art unter Druck zu setzen, um sicherzustellen, dass das Geld des Amtes ordnungsgemäß verwendet wurde, aber eine solch niederträchtige Beschuldigung vorzubringen und nicht nur Williams Sachverstand, sondern auch seinen guten Ruf und seine Ehre anzuzweifeln! Die Wut kochte in seiner Brust. Aber gleichzeitig war er sicher, dass Hawke genau darauf spekulierte – dass er die Beherrschung verlieren würde. Doch diesen Gefallen würde er ihm nicht tun. William ballte die Fäuste und holte tief Luft.

»Gewiss haben Sie davon Kenntnis, Sir«, erwiderte er ruhig, »dass der Ausschuss klar und eindeutig verfügt hat, sämtliche Verträge ausschließlich nach Maßgabe der Materialqualität abzuschließen. Und wie wir in der Vergangenheit bereits wiederholt erörtert haben, genügt keine Londoner Ziegelei den von Mr. Bazalgette festgelegten Anforderungen.«

»Wollen Sie sich über mich lustig machen, Sie unverschämter Kerl?«, sagte Hawke. »Alfred England soll nicht in der Lage sein, Backsteine herzustellen?«

»Die richtigen Backsteine herzustellen, Sir.«

»Dann, verdammt noch mal, ist es Ihre Aufgabe, ihm zu zeigen, wie man das macht!«

»Das ist ganz unmöglich, Sir. Das Verfahren, nach dem Strowbridge Backsteine produziert, ist nämlich durch ein Patent geschützt.«

»Durch ein Patent? Als ob das ein Hinderungsgrund wäre ...!« Hawke fuhr sich ungläubig mit der Hand über die Stirn, bevor er sich ein leises, kühles Lächeln jener Art erlaubte, die Lehrer gegenüber hoffnungslos beschränkten Schülern an den Tag legen. »Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. May. Patente sind ... nun, sagen

wir, es gibt keinen Grund, weshalb sie unsere Projekte behindern sollten. Sie haben diese Ziegelei besucht, oder? Und Sie kennen die Methoden, nach denen dort gearbeitet wird. Na also. Alfred England ist eine alteingesessene und angesehene Firma und bereit, uns äußerst günstige Bedingungen anzubieten. Wenn wir die Techniken von Strowbridge übernehmen, müssen wir eben die notwendigen Vorkehrungen treffen, um nicht direkt – wie soll ich sagen – gegen das Patentrecht zu verstoßen. Patente, Mr. May, sind bekanntlich nur schwer zu schützen. Wenn das das einzige Hindernis ist ...«

»Ich fürchte, so einfach ist es nicht, Sir«, sagte William. »Selbst wenn wir das Patent missachten, was meiner Meinung nach ein Verstoß gegen Recht und Gesetz wäre, besteht die Schwierigkeit, dass die Backsteine in Strowbridge mit einer ausgeklügelten Technik gebrannt werden, zu deren Vervollkommnung man Jahre gebraucht hat. Und selbst wenn wir in der Lage wären, diese hochkomplizierte Methode zu kopieren, wäre es in der Zeit, die uns zur Verfügung steht, gewiss unmöglich, ausreichend Backsteine der erforderlichen Qualität herzustellen ...«

»Genug!« Hawke schlug mit der Faust auf seine ledergebundene Kladder, wodurch mehrere Papierstapel bedenklich ins Wanken gerieten. Ganz langsam beugte sich Hawke über den Schreibtisch, bis seine Nase fast die von William berührte. Hawkes dunkle Augenbrauen glänzten frisch geölt. Er roch streng nach Schweiß und Wirtshaus.

»Hören Sie mir gut zu, May«, stieß er knurrend hervor. Speichel sammelte sich in seinen Mundwinkeln. »Ich habe versucht, vernünftig mit Ihnen zu reden. Seit Monaten schon versuche ich, vernünftig mit Ihnen zu reden. Aber das war natürlich Zeitverschwendung. Denn wer kann hoffen, mit einem Geistesgestörten vernünftig zu reden? O ja, ich weiß alles über Sie. Haben Sie etwa geglaubt, man könnte Ihnen nichts anhaben, weil Raw-

linson den Mund gehalten hat? Nun, es tut mir furchtbar leid, dass ich Sie enttäuschen muss. Sie merken, ich weiß alles. Alles. Sie haben im Krimkrieg den Verstand verloren, nicht wahr, Sie erbärmlicher Feigling? Sie dämlicher, geistesgestörter, blödsinnig glotzender Irrer. Verdammt sollen Sie sein, Sie Wahnsinniger, man sollte Sie einsperren und den Schlüssel wegwerfen. Sie glauben wohl, ich weiß nicht, was Sie dort unten in den Kanälen treiben, wenn Sie meinen allein zu sein? Sie sind eine Missgeburt, May, ein Fehlgriff der Natur. Hören Sie? Sie widern mich an. Sie widern jeden vernünftigen, gottesfürchtigen Christen an. Die Vertreter der Baubehörde zum Beispiel. Was, meinen Sie, würden die denken, wenn sie von Ihren Perversionen wüssten? Glauben Sie tatsächlich, dass Sie dann hier weiterarbeiten könnten? Ja?«

Hawkes Gesicht war so nah, dass William die dunkel glänzenden Pünktchen seiner Poren erkennen konnte, die wie Nadelstiche aussahen. William verschränkte die Hände. Er sagte nichts. Er fühlte sich bleich, kalt und substanzlos wie Rauch. Mit einem Ruck wich Hawke wieder zurück. Seine Stimme war jetzt schneidend scharf.

»Morgen werden Sie Alfred England aufsuchen. Sie werden ihn in allen Einzelheiten darüber unterrichten, welche technischen Verbesserungen er in seinen Fabriken hier in London vorzunehmen hat, um den von Mr. Bazalgette so hoch geschätzten Backstein herzustellen. Und Sie täten gut daran, dafür zu sorgen, dass alles zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt wird, denn wenn die Ausschreibung stattfindet, werden Sie persönlich die Qualität von Englands Produkten bestätigen. Sie werden nicht das Angebot von Strowbridge befürworten. Sollten Sie das tun, werde ich mich gezwungen sehen, der Baubehörde alles mitzuteilen, was ich weiß. Wirklich alles. Und danach – nun, es ist wohl kaum zu erwarten, dass die Behörde Sie dann weiterhin beschäftigt. Oder

Ihnen irgendeine andere respektable Tätigkeit anbietet. Das wäre völlig undenkbar, meinen Sie nicht auch? Es besteht wenig Hoffnung für die Zukunft eines Mannes, dessen Charakter so schweren Schaden genommen hat. Sie werden alles verlieren.«

Mit grimmigem Hohn verzog Hawke den Mund und wischte sich imaginäre Stäubchen von den Ärmeln. William starrte ihn an, das Gesicht aschfarben. Worte wirbelten ihm durch den Kopf und verschwanden wieder, ohne dass seine Zunge, seine Lippen sie erkannt hätten.

»Ich denke, unsere Unterredung ist damit beendet. Aber ich möchte Ihnen noch versichern, dass ich zu meinem Wort stehe.« Hawke konnte sich ein Grinsen kaum verkneifen. »Es wäre nicht ratsam, mich auf die Probe zu stellen. Guten Tag, Sir.«

William konnte sich nicht erinnern, wie er wieder zu seiner Arbeitsnische gekommen war, und auch nicht an die Stunden, in denen er wie gelähmt dagesessen und auf die Wand gestarrt hatte. Mechanisch glitten seine Finger Zahlenkolonnen entlang und über Schnittzeichnungen hinweg, aber seine Bleistiftnotizen verschwammen ihm vor den Augen, und er wusste nicht mehr, was sie bedeuteten. Angst und Selbsthass gärten in ihm wie Hefe in einem Teig, breiteten sich in ihm aus, bis er kaum noch atmen konnte. Er hatte sich fast in Sicherheit geglaubt. Seit Wochen hatte er sich nicht mehr geschnitten. Der Oktober war beinahe vorüber. Es war ein trockener Herbst gewesen. Der unaufhörliche Verkehr hatte das herabgefallene Laub zu kupferfarbenem Staub zermahlen, und am frühen Nachmittag ergoss sich das Sonnenlicht wie geschmolzene Butter über die rußige Hintertreppe in Lambeth. Doch William bekam kaum etwas davon mit. Jetzt, da Bazalgettes großes Projekt umgesetzt wurde, herrschte in den Büros in der Greek Street lebhaftes Treiben. Jeden Tag gab es Anfragen zu beantworten, Berechnungen zu erstellen und Verträge zu schließen. Häufig saß William schon vor

sieben Uhr morgens an seinem Schreibtisch und kehrte erst spätabends nach Hause zurück. Und er hatte wieder angefangen, sonntags zu zeichnen. Dafür hatte er sich ein in weiches Gerbleder gebundenes Skizzenbuch gekauft, in dem er mit Tinte und Wasserfarben die Blumen festhalten wollte, die im Gestrüpp entlang der Bahngleise wuchsen. Auch für den kleinen William hatte er eine in Leinen gebundene Kladde besorgt sowie ein Sortiment von Farbstiften, damit sich sein Sohn zu ihm setzen und, die Zunge zwischen den Zähnen, ebenfalls an den gezackten Blüten und Blättern versuchen könnte. Ende September hatte William ein paar unbrauchbar gewordene Blätter Florpost mit nach Hause genommen und darauf zunächst zaghaft, dann aber mit wachsender Begeisterung begonnen, den Plan für einen Garten zu zeichnen. Natürlich würden sie darin Gemüse anpflanzen, aber das war nicht sein Hauptanliegen. Lieber beschäftigte er sich mit dem sonnigen südlichen Streifen des Hofes. Dort würden er und sein Sohn für Polly Blumen züchten. Für Polly und das Baby. Denn Polly war wieder guter Hoffnung. Nachts, wenn sie neben ihm schlief, legte William sanft die Hand auf die Schwellung ihres Bauchs und entwarf im Geist die Wiege, die er dem Baby zimmern wollte. Der kleine William hatte nie eine Wiege gehabt. In dem Findelheim in Battersea, so hatte ihm Polly erzählt, hatten die Säuglinge nebeneinander in Obstkisten gelegen wie Äpfel. Aber dieses Baby würde eine Wiege bekommen, eine Schaukelwiege mit einem Vorhang und einer kleinen Bettdecke, eine Wiege wie aus einem Märchen. Und wenn William nach Hause kam, würde die Wiege vor dem prasselnden Kaminfeuer stehen, und Polly würde lächeln und den Finger an die Lippen legen, weil in diesem Traum von Wiege das Baby schlief, den winzigen rosa Mund zu einem winzigen rosa Lächeln verzogen. Und alles würde so sein, wie es sein sollte. Wie sie es sich erträumt hatten.

Das Kaminfeuer im Zimmer der Vermesser war niedergebrannt, und ächzend fiel die Asche durch den Rost. Es war so kalt, dass sich Williams Hände an den Knöcheln blau gefärbt hatten. Er war mutterseelenallein. Hawkes gemeine Worte gingen ihm unablässig durch den Kopf, dunkle, ungreifbare Schatten, die ihn ganz irre machten. Er musste sich ihnen stellen, das wusste er, während er zitternd in seiner kalten Nische saß. Er musste sie zu fassen bekommen, sie seinem Willen unterwerfen, sonst würde er alles verlieren. *Sie werden alles verlieren.* Doch so eindringlich er sich diese schreckliche Beschwörungsformel auch immer wieder vorsagte, sie entglitt ihm, so dass er ihre Wahrheit nicht festhalten konnte. Sein Geist war fest versiegelt. Sein Herz zog sich zusammen, wurde hart wie eine Walnuss und weigerte sich, diese Wahrheit in sich eindringen zu lassen. William sah das und verfluchte sich für seine Schwäche. Er wusste bereits, dass er wie ein Unbeteiligter seinen unausweichlichen Untergang beobachten und nichts dagegen unternehmen würde. Nichts dabei empfinden würde. Er ballte die Fäuste und presste die Knöchel gegen die Oberschenkel, als die Schwärze ihn auszufüllen begann, langsam zuerst wie schwebende Rußpartikel und dann mit einer unaufhaltsamen Flut von solcher Heftigkeit, dass sie ihm die Organe in der Brust zerquetschte und ihm das Mark in den Knochen vergiftete. Sie presste sich ihm auf die Augen, bis nur noch Dunkelheit um ihn war, und erfüllte seinen Kopf mit einem unablässigen, gnadenlosen Kreischen. Er konnte nicht mehr atmen. Die Schwärze lähmte seine Lungen und schnürte ihm mit ihren sehnigen Tentakeln die Kehle zu. Auf seinem Schreibtisch lag ein Messer zum Aufschneiden von Zeitungen. Seine silberne Klinge blitzte, ein Streifen vollkommenen Lichts in blinder Dunkelheit. Das Messer war stumpf, auf einer Seite jedoch gezackt, so dass man nur fest genug andrücken und unbarmherzig sägen musste ...

Danach war er, so vermutete er später, unzählige Stunden ziellos in der Stadt umhergeirrt. Ihn schmerzten die Füße, und die Hosenaufschläge waren voller Staub. Kurz vor Sonnenaufgang kehrte er in sein Haus in Lambeth zurück, um sich ein frisches Hemd überzuziehen. Die Ärmel des alten hingen in blutigen Fetzen herab. Er knüllte es zusammen und versteckte es in dem schmalen Wäscheschrank unter der Treppe. Polly und das Kind waren noch nicht wach. In der Küche goss er Wasser in eine Schüssel. Die zerfetzten Wunden an seinen Armen waren schmutzverkrustet und mit Baumwollfasern verklebt, aber seine Hände zitterten nicht, als er sich säuberte und verband, ehe er leise das Haus wieder verließ. Er fühlte sich ruhig und sehr klar.

Es versprach ein weiterer schöner Tag zu werden. Die Sonne war eine frisch gewaschene Zitrone vor einem blassblauen Himmel, und braune Blätter schwebten wie schrumpelige Hände von den tief hängenden Zweigen der Platanen. Als er die Themse überquerte, erblickte er flussabwärts die ersten eisernen Streben der neuen Westminsterbrücke, die auf das sonnenerleuchtete Band des Flusses dicke schwarze Linien zeichneten. Jenseits davon, entlang eines riesigen, parallel zum Nordufer ausgehobenen Grabens, drängten sich zahllose Gerüste, Holzbaracken und Aushubhaufen aus Erde und Lehm aneinander, und über diesem gewaltigen Chaos thronte ein riesiger Kran, der seinen mächtigen Arm triumphierend in die Höhe reckte. Die ganze Londoner Innenstadt befand sich im Belagerungszustand, in den Straßen gab es überall Barrikaden und Befestigungen, wo man den Schlamm wegkarrte, um an dessen Stelle die Fundamente für neue und bessere Gebäude zu setzen, für schnellere Eisenbahnen, für geradere, breitere Durchgangsstraßen. Der Fortschritt war nicht aufzuhalten. Er bohrte sich unermüdlich durch den Londoner Lehm, drängte durch den Schlamm nach oben in Säulengänge und Türme, nach unten in Tunnel und verschüttete Paläste. Der

Mensch konnte nur hoffen, sich diese Energie nutzbar zu machen, sie so zu verfeinern, dass sich die Turmspitzen triumphal in den Morgenhimmel reckten und die Tunnelschächte solide und verlässlich waren, für immer und ewig. Dass, wenn die armseligen Geschichten über gewöhnliche, vergeudete Leben längst aus dem Menschheitsgedächtnis gelöscht waren, diese Türme und Tunnel noch stehen würden. Und dass, auch wenn es der-einst keine anderen Zeugen mehr gab, diese Türme und Tunnel auf ihre Weise Zeugnis davon ablegten, dass selbst der kargen Saat eines unwürdigen Lebens etwas abgerungen werden konnte, das zur Ehre gereichte.

Alfred England war von großer Statur, mit breiten Schultern und einem wild wuchernden Backenbart, hatte aber eine unnatürlich hohe Stimme und wirkte sehr fahrig. Bei ihren Begegnungen an jenem Tag und auch danach veränderte sich sein Gesichtsausdruck in einem Fort, als wollte er erst einmal mehrere Möglichkeiten erproben, bevor er sich für einen bestimmten entschied.

Hawke hingegen erging sich in schmieriger Jovialität. Er schlug William kumpelhaft auf die Schulter, als er England und ihn miteinander bekannt machte, und sprach in einschmeichelndem, vertraulichem Ton von der Zusammenarbeit, die er zwischen den beiden herzustellen hoffte. William schüttelte dem Ziegeleibesitzer widerwillig die Hand. Er hatte gehofft, vorher noch einmal mit Hawke sprechen und dadurch ein solches Treffen vermeiden zu können, aber Hawke hatte sich ihm – sei es mit Absicht oder nicht – entzogen und sich frühzeitig allein auf den Weg zu England gemacht. Er ließ William eine Kutsche schicken, um ihn von der Greek Street abzuholen. Auf den Straßen nach Süden herrschte großes Gedränge, so dass es dem ständigen Rufen des Kutschers und dem energischen Tritt des Pferdes zum

Trotz nur langsam voranging. In der Kutsche war es staubig und roch streng nach abgestandenem Schweiß. William setzte sich breitbeinig auf die Bank, als das Gefährt durch die Victoria Street holperte und gefährlich ins Wanken geriet, weil es einem Schaf ausweichen musste, das seiner vor der Westminsterabtei grasenden Herde entwischt war. Er fühlte sich eiskalt und absolut ruhig. Sein verbundener Unterarm pochte tröstlich. Englands Ziegelei würde bei der Auftragsvergabe nicht berücksichtigt werden. Sie war spezialisiert auf die Art von billigen Backsteinen, wie sie Spekulanten bevorzugten, um in Windeseile die niedrigen Häuserzeilen hochzuziehen, die sich in die schmalen Lücken neben Fabriken und entlang der Bahngleise drängten und deren dünne Mauern das Regenwasser und den Ruß gierig wie ein Schwamm aufsogen.

Über einem zweiflügeligen, schmiedeeisernen Tor war die Inschrift England & Son angebracht. Der Pförtner, der ihnen öffnete, stellte gähnend die halb zerkauten Überreste seines Mittagessens zur Schau. William griff sich einen gelben Backstein von einem Stapel neben einer Mauer, um ihn in der Hand zu wiegen. Er war leicht und porös wie Bimsstein. Der Haufen bestand offenbar vorwiegend aus Hartziegeln und Backsteinen, die mit zu hoher Temperatur gebrannt worden waren, während des Brennens Risse bekommen oder sich verformt hatten. Auf dem Hof herrschte eine merkwürdige Stille. Einige Arbeiter schleppten Paletten mit Backsteinen zu einem überdachten Wagen, der am anderen Ende des Hofes stand, und aus den Schloten der Brennöfen quoll schwarzer Rauch. Aber von einem geschäftigen und lärmenden Treiben, wie William es von florierenden Fabriken kannte, war hier nichts zu merken. An eine Mauer gelehnt, beobachteten zwei breitschultrige, ungepflegt aussehende Männer mit dem muskulösen Körperbau von Brauereipferden, wie sich William einen Weg über den unebenen Hof bahnte. Einer der

beiden hielt hinter dem Rücken eine Pfeife versteckt. Durch das trockene Wetter war der Schlamm zu tiefen Furchen gehärtet, und die riesigen Stapel Backsteine auf dem schrundigen Untergrund sahen unwirtlich und trostlos aus wie verlassene Behausungen.

»Schlechte Geschäftslage? Meine Güte, nein!« Alfred England warf Hawke einen nervösen Blick zu, worauf dieser die Stirn runzelte und kaum wahrnehmbar nickte. »Unsere Backsteine erfreuen sich ungebrochen großer Nachfrage. Schließlich sind wir die Firma England & Son. Wir genießen in London mit den besten Ruf. Allerdings haben wir unsere Produktion gedrosselt, damit wir uns voll und ganz auf die Bestellung des Amts für öffentliche Bauvorhaben konzentrieren können.« Der Ziegeleibesitzer räusperte sich. »Schließlich erwarten Sie doch von uns, dass wir so schnell wie nur möglich liefern.«

William hatte plötzlich das Bild einer Schwangeren vor Augen, die mit der einen Hand den dicken Bauch hält und an der anderen einen kleinen Jungen hat. Ihre Hände waren rau von der Arbeit und von der Anstrengung des Lebens. Polly. Und seine Mutter. Beide, ganz unterschiedliche Menschen und doch ununterscheidbar, wie das Bild, das ihm sein Lehrer einst gezeigt hatte, auf dem sowohl ein Vogel als auch ein Hase zu sehen waren, je nachdem, was von beidem man erkennen wollte. Er hatte es seinem Vater nie verziehen, dass er gestorben war, obwohl er den verzweifelten Überlebenskampf dieses Krämers mit eigenen Augen beobachtet hatte. Die anderen in dem kleinen Ort hatten es ebenfalls gesehen. Sie waren einhellig der Meinung, der Krämer habe im Unterschied zu manch anderen, die sie namentlich benennen konnten, seinen Tod auf vorbildliche Weise geregelt. Und so hatte sich seine Familie noch in ihrer Armut einen Rest ihrer alten Ehrbarkeit bewahrt. Als sie nicht mehr umhinkonnten, nach der helfenden Hand der Mildtätigkeit zu greifen, hatte man sie zwar

durchaus herablassend, aber keineswegs strafend behandelt. Bei Polly würde das nicht so sein. Die Schande würde ihr anhaften, Schicht um Schicht, wie Trauerschleier, würde ihr Leben verdüstern und aller Welt zeigen, dass sie auf immer eine Ausgestoßene, eine Unberührbare war. Alles, was zur Kenntnis zu nehmen sie sich geweigert hatte, würde den anderen längst bekannt sein. Man würde ihren Mann einen Feigling schelten, einen Irren, eine tödliche Gefahr für sich selbst und – die Kluft war schmal, kaum breiter als ein kleiner Schritt – für andere. Denn wer wusste schon, welche schreckliche Dinge dieser Geistesgestörte im Sinn hatte, der sich mitten unter ihnen verbarg? Die von Hawke ausgestreuten Gerüchte würden sich wie ein Lauffeuer verbreiten und in den Londoner Salons und Clubs willkommener Anlass sein für allerlei Anspielungen und Andeutungen. Rechtschaffene Leute würden ihnen aus dem Weg gehen, bebend vor selbstgefälligem Abscheu. Ihr gnadenloser Absturz in die Armut würde die gerechte Strafe sein, ihre Schande Gottes Wille. Was dann? Wohin würden sie gehen? Was würden sie tun?

Bevor William dem Ziegeleibesitzer antwortete, bat er insgeheim Polly um Gnade und Vergebung.

»Mr. England, es besteht keine Möglichkeit, einen Vertrag zwischen Ihrer Firma und der Baubehörde abzuschließen. Denn dies würde sowohl gegen den Buchstaben als auch den Geist des Vorhabens verstoßen, das die Baubehörde zum Wohle einer gesunden Zukunft Londons geplant hat. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe und wünsche Ihnen für Ihre zukünftigen Unternehmungen viel Glück. Und nun mögen Sie mich bitte entschuldigen, ich fürchte, ich muss umgehend in die Greek Street zurück.«

William hatte sich die Worte im Voraus nicht zurechtgelegt, er wusste nur, dass er seine Haltung unmissverständlich klar machen wollte. Erst als Hawke keine Regung zeigte, merkte er, dass

er eigentlich einen tätlichen Angriff von ihm erwartet hatte. Aber Hawke blieb ganz ruhig im staubigen Strahl des Sonnenlichts stehen, das durch das hohe Fenster hereinfiel. Er hatte das Gesicht von William abgewandt und die Schultern vor Zorn oder Entsetzen hochgezogen. Es war England, der aufsprang, mit hüpfenden und zuckenden Gliedern wie eine Marionette, die sich in ihren Schnüren verheddert hat. Auf seinen aschfarbenen Wangen zeichneten sich rote Flecken ab, und er fuhr sich mit den Fingern durch das buschige Haar, bis es zu Berge stand.

»Was ist es denn, was Sie von mir wollen? Wollen Sie noch mehr, ist es das? Sie ... Blutsauger, Sie alle beide! Halten Sie mich etwa für ...?«

»Seien Sie still, Sie Narr!« Hawke schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch, und seine Miene war angespannt vor kaum unterdrücktem Zorn.

Plötzlich flog krachend die Tür zu dem Büro auf; auf der Schwelle erschien ein stämmiger Vorarbeiter mit einer Schürze aus Segeltuch, die dicken Arme über der Brust verschränkt. Seine Hemdsärmel hatte er weit nach oben gerollt, so dass man die verblassten, bläulichen Muster von Tätowierungen sehen konnte, wie Matrosen sie tragen. William machte einen Schritt auf die Tür zu. Der Vorarbeiter stellte sich in Positur, versperrte den Durchgang und räusperte sich.

»Gibt's hier irgendwelche Probleme, Mr. England, Sir?«

Hawke knurrte wütend. Seine Nasenflügel bebten vor Verachtung. Langsam, ohne England auch nur eine Sekunde aus dem Blick zu lassen, ballte er die Hand, hob sie langsam immer höher und presste schließlich die Knöchel an die Mundwinkel.

Der Fabrikant strich sich die Rockaufschläge glatt. Dabei zitterten ihm die Hände, aber langsam kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. »Keine Probleme, Briggs«, sagte er. Seine Stimme

klang belegt, und er räusperte sich, bevor er fortfuhr: »Obschon ich denke, dass es dienlich wäre, wenn Sie im Vorzimmer blieben, bis ich die Angelegenheit mit Mr. Hawke geklärt habe. Es könnten sich Fragen ergeben, zu denen ich gern Ihre Meinung hören würde.«

»In Ordnung, Sir.«

Die Tür schloss sich wieder. William verneigte sich. »Wenn Sie mich entschuldigen möchten, meine Herren ...«

»Wir sind hier noch nicht fertig.« Es war nun Hawke, der den Weg zur Tür verstellte. »Sie scheinen die Misslichkeit Ihrer Lage nicht erkannt zu haben, Mr. May«, sagte er mit sanfter, fast freundlicher Stimme, aber seine Augen zuckten dabei wie die einer Schlange. »Meiner Meinung nach haben wir in unseren Verhandlungen einen entscheidenden Punkt erreicht. Eine falsche Wendung an dieser Weggabelung wäre für Sie fatal, fürchte ich.«

England ließ William nicht aus den Augen und trommelte leise auf die polierte Schreibtischplatte.

»Es wäre schiere Torheit, diesen Raum zu verlassen, Mr. May«, flüsterte Hawke. »Ich empfehle Ihnen, denken Sie an Ihren Ruf und an Ihre Verantwortung gegenüber Ihrer Familie. Es gibt für Sie kein Zurück mehr.«

William sah Hawke unverwandt in die Augen, dann drehte er sich zu England um und tippte sich an die Hutkrempe. »Guten Tag, meine Herren.«

Vielleicht war es die Erkenntnis, verloren zu haben, was Hawke bewog, dass er wie angewurzelt stehen blieb. Aber wahrscheinlich war es einfach nur Verblüffung. Im Vorzimmer erhob sich der Vorarbeiter halb vom Stuhl, den Nacken gereckt wie ein ungeduldiger Jagdhund, aber schließlich kam von seinem Herrn und Meister keinerlei Anweisung. Er konnte nur zusehen, wie Williamforsch an ihm vorbei hinaus auf den Hofschritt.

In den folgenden Tagen wartete William darauf, von der Baubehörde vorgeladen zu werden. Im Bauch spürte er förmlich, wie das Unheil unabwendbar heraufzog. Er begegnete Hawke nur einmal, bei einer Sitzung des Ausschusses, auf der der Fortgang der Ausschachtungsarbeiten unter der Heide von Hampstead besprochen wurde. Unmittelbar vor Ende der Zusammenkunft schob Hawke Lovick bewusst auffällig einen hastig beschriebenen Zettel zu, den Lovick ungelesen in seine Jackentasche steckte. Als William kurz danach in dem schattigen Korridor an Hawke vorbeiging, schüttelte dieser nur grinsend den Kopf.

Und so wartete William. Die Tage wurden zu Wochen, und noch immer war nichts vom Bauamt zu hören. Lovick und seine Ingenieurskollegen behandelten ihn wie stets mit nachsichtigem Desinteresse. Bis spät in die Nacht arbeitete er an der Vorbereitung seiner offiziellen Empfehlung an Bazalgette, das Amt möge das Angebot der Ziegelei Strowbridge annehmen. Er sammelte Proben, berechnete Messungen und entwarf Schnittzeichnungen. Er besichtigte nach wie vor regelmäßig die Kanäle. Zu Hause beschriftete er seine botanischen Zeichnungen und vervollständigte die Pläne für die Gartengestaltung. Aber er spürte keinen Drang, sich zu schneiden. Eine Ruhe hatte sich seiner bemächtigt, eine Ruhe, die ihn sowohl erleichterte als auch verblüffte. Er wurde dünn und blass, aber er verzweifelte nicht. Er sah zu, wie Polly immer runder und in ihren Bewegungen langsamer wurde und sich streitbar wie eh und je über die Faulheit des Mädchens beklagte, das ihr im Haus half. Sein Herz machte einen Sprung, als er bemerkte, wie füllig das Haar seines Sohnes geworden war und dass seine Handgelenke, vom Säuglingsspeck befreit, aus den Ärmeln seines Jäckchens herausragten, und er empfand tiefe Scham und stilles Bedauern. Aber die schreckliche Schwärze kam nicht. Zuerst traute er ihrem Fernbleiben nicht, er suchte nach ihr, wie die Zunge nach dem Schmerz tastet, der von

einem faulen Zahn ausgeht. Auch früher war es schon vorgekommen, dass die Zeit wie im Flug verrann und die Schwärzeta-ge-, manchmal sogar wochenlang fernblieb. Schließlich war sie dann doch gekommen, dunkler und abartiger, je länger sie ausgeblieben war. Aber noch immer ließ sie auf sich warten. William wagte es kaum zu glauben – vielleicht würde er ausgerechnet in dem Moment, da Hawke seinen Hinterhalt legte, endgültig frei sein.

X

Nur ein Narr hätte etwas auf das Wort eines Mannes wie des Captain gegeben, und Tom war kein Narr. Deshalb nahm er, wann immer es der Wasserstand erlaubte, Lady mit hinunter in die Tunnel. Und wenn abends im Badger ein Rattenkampf stattfand, ging er hin, um im Auge zu behalten, wie es um seine Vereinbarung stand. Er sprach nicht mit dem Captain, anfangs jedenfalls nicht, aber er achtete darauf, dass der andere seine Anwesenheit registrierte. Dabei war es keineswegs so, dass Tom etwas sagte oder tat, um gezielt Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Fürs Erste genügte es, wenn der Captain ihn im Publikum wahrnahm und merkte, dass er dazugehörte, Teil einer fest gefügten Ordnung war, in der Fäuste mehr zählten als feinsinnige Argumente, und die Durchsetzungskraft von Gesetz und Gewissen etwa so groß war wie die Wahrscheinlichkeit, dass die Sonne den Londoner Nebel durchdrang. Eine Ordnung, bei der ein Außenseiter gut daran tat, nichts in Frage zu stellen.

Auch wenn Tom den Schliff und die Bildung eines Gentlemans entbehrte, so war doch sein Geruchssinn scharf wie eh und je. Bald schon sah er sich in ein Gespräch mit den Begleitern des Captain verwickelt, die staunend über den zwischen Tom und dem Captain geschlossenen Handel debattierten. Und wenig später gab der Captain ihnen allen eine Runde aus, um das Geschäft zu besiegeln, und der sonst so wortkarge Tom ließ sich überreden, Geschichten von besonders blutigen Rattenkämpfen zu erzählen, was den Begleitern des Captain Schauer des Entsetzens und der Erregung über den Rücken jagte. Und wiederum

ein wenig später, als die ersten Kämpfe vorüber waren und sich die Herrschaften, erschöpft vom Bluttausch und ihrer eigenen Verwegenheit, schwitzend und mit stierem Blick in ihren Stühlen zurücklehnten, ließ sich Tom zu der Bemerkung hinreißen, dass das Leben eines Kanaljägers, tief unten in den Tunneln, an Gefährlichkeit alles in den Schatten stelle, was ein Mensch oben auf der Straße jemals erleben könne.

Sofort wurden die Augen der Gentlemen noch größer, und begierig auf mehr hoffend, beugten sie sich vor.

»Na sicher«, meinte der Captain und entblößte dabei die Zähne. »Ich möchte wetten, dort unten geschieht alles, was man sich an üblen Sachen ausmalen kann. Morde und noch Schlimmeres.«

Tom zuckte die Achseln. »Man erlebt schon ziemlich merkwürdige Dinge.«

»Erzähl uns davon«, forderte ihn der Captain auf, teils schmeichelnd, teils drohend.

»Derlei werden Sie nicht hören wollen«, erwiderte Tom.

»O doch«, insistierte der Captain, blickte auf die gespannten Mienen seiner Begleiter und ließ dabei verlockend die Münzen in seiner Tasche klimpern. »Und ob wir das hören wollen.«

Und so begann Toms einträgliches Geschäft mit Geschichten aus dem Leben eines Kanaljägers. Plötzlich sprudelten aus dem Mann, der sein ganzes Leben nie auch nur eine Silbe zu viel gesprochen hatte, die Worte so ungezwungen und sorglos heraus wie bei einem Marktschreier. Geschichten von Niedertracht und Grausamkeit – genau das, wonach die feinen Herren gierten – , Geschichten, die ihre Augen funkeln ließen und denen sie keuchend und mit offenem Mund lauschten. Und je schauerlicher die Geschichte, umso mehr keuchten sie und umso mehr Münzen glitten aus ihren Taschen. Tom tat ihnen gern den Gefallen. Weshalb sich haarklein an die Wahrheit halten, wenn die feinen

Herren zufrieden waren? Also erfand er bei manchen wirklichen Vorkommnissen da und dort ein paar Einzelheiten hinzu und ließ der Fantasie ein wenig freien Lauf. Tom erzählte von Männern, die man, an Händen und Füßen gefesselt, bei Newgate in die Kanäle geworfen habe, wo grimmige Heerscharen von Ratten ihnen bei lebendigem Leibe das Fleisch von den Knochen fraßen, bis nur noch ihr Skelett und zwei zernagte Stücke Seil übrig waren. Er erzählte von einer Schenke, die nur einen Steinwurf von der ihren entfernt lag; dort sei Männern, die ihre Kumpel an die Polizei verpiffen hatten, im Keller der Garaus gemacht worden. Ihre Leichen habe man durch eine Falltür im Kanal verschwinden lassen, so dass man nie wieder etwas von ihnen hörte oder sah. Er erzählte vom Themseabschnitt beim alten Grinacre in Southwark, wo im Wasser haufenweise Leichenteile trieben, die Medizinstudenten nach der Sezierung der Toten dort in die offenen Kanäle warfen. Und diese fast wahre Geschichte schmückte er noch aus, indem er von Mördern berichtete, die, um ihre Verbrechen zu vertuschen, ihre Opfer zerstückelten und ebenfalls in diesen Kanalabschnitt warfen, wo sie sich mit den übrigen Leichenteilen vermischten.

»Und die Mörder, die Leute, die ... diese entsetzlichen Verbrechen begangen haben – bestimmt hat man sie gefasst, als die Leichen entdeckt wurden?«, wollte atemlos ein Gentleman wissen und leckte sich dabei die Lippen.

»Die meisten werden nie entdeckt«, erwiderte Tom seelenruhig. »In den Tunneln gibt es Tausende Verstecke, Sir, wenn man sich auskennt. Stellen, wo man eine Leiche so verbergen kann, dass keiner sie findet. Wenn Sie mal dort runtersteigen, werden Sie sehen, dass in den Löchern des Mauerwerks überall Knochen stecken und was sonst noch alles, was nie wieder auftaucht.«

»Gütiger Himmel«, meinte der feine Herr. »Und das alles direkt unter unseren Füßen. Das ist ja schlimmer als die Schrecken

der Hölle.« Er schüttelte sich in wohligem Abscheu und ließ eine Münze in Toms ausgestreckte Hand fallen.

Tom nickte. Weshalb hätte er erwähnen sollen, dass bei den seltenen Gelegenheiten, wenn er oder der Rote Joe im Tunnel auf eine Leiche stießen, sie sofort die Flussfischer benachrichtigten, die die Leiche in Rotherhithe ans Ufer brachten, weil es dort für einen solchen Fund mehr Belohnung gab als sonst wo in der Stadt. Tom schätzte, dass die Gentlemen so etwas wohl weniger gern hören würden.

Als Toms grausige Fantasien schließlich erschöpft waren und der Alkohol die Zungen der Männer immer schwerer und ihre Trinkgelder immer schmaler werden ließ, machte er sich mit den Münzen, die in seiner Tasche eine feine Melodie anstimmten, auf den Nachhauseweg. Stets war es für ihn ein kleines Vergnügen, wenn er die Tür zu seiner Unterkunft öffnete und Lady dort auf der Decke liegen sah. Die Hündin ihrerseits schien sich keineswegs so sicher zu sein, ob es ihr Freude bereitete, Tom wiederzusehen. Ihre Augen waren so rosa, und sie warf einen so matten Blick über die Schulter, dass man fast meinte, sie würde weinen, und oft stahl sie sich von ihm fort und legte sich auf die morschen Dielen, als wollte sie seiner Berührung ausweichen. Selbst wenn er sie in die Arme nahm, drehte sie den Kopf von ihm weg und reckte die Schnauze in die Luft wie eine Gans, um ihm zu zeigen, dass sie ihm gram war.

Und dann, ganz plötzlich, spielte sie nicht weiter die Beleidigte, sondern legte das Kinn auf seine Schulter, so dass ihn ihre Spürhaare am Ohr kitzelten und der zerkaute Stummelschwanz gegen sein Bein trommelte. Er hielt sie fest an die Brust gedrückt, bis der Schlag ihrer beider Herzen den gleichen Rhythmus fand und zu einem einzigen wurde.

XI

Drei Tage bevor der Vertrag mit Strowbridge unterzeichnet und der Baubehörde zur Genehmigung vorgelegt werden sollte und nur neun Tage vor Weihnachten wurde William zu Lovick bestellt. Es war kurz nach zehn Uhr morgens. Draußen schneite es, die schmutzigen Flocken lösten sich vom Nebel wie abblätternde alte Farbe. Eine Weile starrte William auf die dünne Holzwand seiner Arbeitsnische, unfähig, sich zu bewegen. Einige Wochen zuvor hatte er einen Artikel aus *The Builder* daran geheftet und dessen Satzesatz mit schwarzer Tinte unterstrichen. *Auf Gedeih und Verderb hat die Hauptstadt ein Unternehmen von unvergleichlicher Größe in Angriff genommen.* Jeden Tag, wenn er sich an den Schreibtisch setzte und diese Worte las, durchströmte ihn ein stiller Stolz bis zu den Fußsohlen. Jetzt aber verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Langsam, mit zitternden Knien, stand er auf und machte sich, die Hände in den Taschen vergraben, auf den Weg durch das vertraute Labyrinth von Räumen zu Lovicks großem Büro. Trotz des Feuers, das in den Kaminen knisterte, war es kalt in den schmalen Zimmern, und die Luft kam ihm dünn vor wie auf einem hohen Berg, so dass er nur flach und mühsam atmen konnte. Voller Wehmut blickte er auf die unordentlichen Papierstapel ringsum, die auf den Schreibtisch gesenkten Köpfe, die umherhastenden Schreiber und Boten. Diese Räume würde er nie wieder betreten.

Als William schließlich eingelassen wurde, war Lovick nicht allein. In seiner Gesellschaft befand sich ein kleiner, stämmiger Herr mit rundem, rosigem Gesicht und einer rosa schimmern-

den Glatze, die von einem feinen Haarflaum umkränzt wurde. In diesem kindlich wirkenden Gesicht sah seine Nickelbrille aus, als hätte er sie sich von einem netten Onkel erbettelt.

»Ah, May.« Lovick hüstelte. Offensichtlich war ihm die Situation peinlich. »Setzen Sie sich, setzen Sie sich.«

William nahm Platz und starrte auf seine Knie. Nun, da er hier war, wollte er das Verhör so schnell wie möglich hinter sich bringen. Die Schande funkelte über seinem gebeugten Nacken wie das Fallbeil einer Guillotine.

»May«, sagte Lovick erneut. »Zuerst einmal möchte ich Ihnen im Namen des Ausschusses für die ausgezeichnete Arbeit danken, die Sie geleistet haben. Das Folgende soll keineswegs bedeuten, dass ich oder Mr. Bazalgette an Ihrer Arbeit irgendetwas auszusetzen hätten.«

William nickte, die Hände zu Fäusten geballt. Wenn es nur schon vorbei wäre, flehte er still. Wenn es nur vorbei wäre.

»Wie Sie wissen, May, wurden Sie uns von Mr. Rawlinson wärmstens empfohlen, einem Gentleman, den ich auf das Höchste schätze. Ich habe an Ihrer Arbeit nichts entdeckt, was der hohen Meinung, die er Ihnen gegenüber hegt, widersprechen würde. Dennoch ...«

Jetzt kam es. William stockte der Atem.

»Dennoch sind wir besorgt, dass die ... dass die Strapazen Ihrer Tätigkeit Sie erschöpft haben könnten. Das ist Dr. Feather.« Dabei deutete Lovick auf den Herrn am Fenster, der nickte, wodurch sein Körper von den rundlichen Schultern bis hinunter zum Bauch in eine wellenartige Bewegung versetzt wurde. »Ich habe ihn gebeten, Sie zu untersuchen. Und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn dabei nach Kräften unterstützten. Dr. Feather? Ich denke, es ist alles so vorbereitet, wie Sie es gewünscht haben. Sollten Sie Hilfe benötigen, brauchen Sie nur zu rufen.«

Damit erhob sich Lovick und verließ den Raum. Stumm blickte William zu dem Arzt hoch. Für einen Scharfrichter sah er ungewöhnlich sanft aus mit seinem runden Gesicht, das – Zeugnis eines genießerischen Lebenswandels – rosig glänzte und so sehr zum Lächeln aufgelegt war, dass sich auf den Wangen Grübchen gebildet hatten. Diese Fröhlichkeit erschien William wie ein Hohn auf seine erbärmliche Schande. Hinter dieser glitzernen Brille war nichts, worauf er hoffen durfte, nichts als die Gewissheit, dass man ihm Schmerz zufügen wollte. Im Auftrag des Ausschusses würde der Arzt das finden, worum man ihn gebeten hatte. In schwungvoller Handschrift würde aus Hawkes Drohungen ein offizieller Bericht werden. Hawke hatte gesagt, er wisse von den Selbstverstümmelungen. Instinktiv umfasste William die Unterarme und presste die Hemdsärmel auf das versehrte Fleisch. Wenn der Arzt erst einmal die Narben sah, würde seine Diagnose keiner weiteren Begründung mehr bedürfen.

Doch der Arzt wollte sich Williams Arme gar nicht ansehen. Stattdessen setzte er sich auf die Kante von Lovicks Schreibtisch, ließ eines seiner stämmigen Beine unbeholfen baumeln und begann Fragen zu stellen. In den Fragen selbst konnte William kein schlüssiges Muster erkennen – sie reichten von der Bitte um eine genaue Beschreibung seiner täglichen Verrichtungen bis hin zu den Namen der europäischen Hauptstädte, von einer kurzen Schilderung seiner persönlichen Verhältnisse bis zu seiner Meinung über den Aufstand in Indien und der Chronologie der Bücher des Alten Testaments. Auf jede Frage folgte ein langes Schweigen, eine Pause, in welcher der Arzt, die Stirn in dicke Falten gelegt, Williams Antworten abwägte, bevor er sich in einem kleinen ledergebundenen Buch Notizen machte. Jede Antwort erfuhr die gleiche Aufmerksamkeit und wurde mit gleicher Sorgfalt notiert. William hielt die Jackenärmel unverwandt an die Arme gedrückt, und es gelang ihm, mit fester Stimme zu ant-

worten, obwohl er doch die ganze Zeit nur daraufwartete, dass der Arzt mit dem Bleistift auf seinen Unterarm tippte und ihn aufforderte, die Ärmel hochzurollen.

Doch es geschah nichts dergleichen. Die Frage des Arztes, ob sich William gern im Freien aufhalte und womit er sich dabei beschäftige, führte zu einer heiteren Abschweifung, während deren sich der Arzt zu seiner besonderen Vorliebe für die *Orchis hircina*, die Bocksriemenzunge, bekannte, die in den Sanddünen neben dem Garten seines Elternhauses in Sussex wuchs.

»Sie hat natürlich keinen besonderen Duft, ja, sie schien mir sogar immer etwas faulig zu riechen. Wenn man jedoch die Natur als Schauspiel sieht ...«

Als William gestand, dass auch er sich als Junge auf die Lauer gelegt habe, um den bezaubernden Augenblick nicht zu verpassen, da die Orchidee ihre langen, gerippten Lippen nacheinander von der Knospe löste, nickte der Arzt begeistert. Und als William sein Skizzenbuch aus der Jackentasche zog, um ihm seine Zeichnungen der *Spiranthes autumnalis*, Herbstdrehwurz oder auch Damenzopf, zu zeigen, die Polly wegen ihres Namens besonders gern mochte, hielt der Arzt nur kurz inne, bevor er eine letzte Bemerkung in sein Notizbuch kritzelte.

»Sehr gut, Mr. May. Sehr gut«, sagte der Arzt strahlend und klappte das Buch zu. »Wie schön, einem Gleichgesinnten zu begegnen. Ich denke, damit sind wir fertig.« Mit einem Lächeln auf den drallen Wangen öffnete er die Tür. »Kommen Sie wieder herein, Mr. Lovick.«

Von draußen hörte man ein Gemurmel, bevor Lovick den Raum betrat.

»Haben Sie alles, was Sie brauchen?«, wollte Lovick mit einem Blick auf William wissen.

»Ganz gewiss«, versicherte ihm der Arzt und nickte freudig dazu.

»Ausgezeichnet.« Lovick lächelte. »In diesem Fall, glaube ich, brauchen wir Sie nicht mehr länger aufzuhalten, Mr. May.«

William wandte den Blick zum Arzt, dann zu Lovick, dann wieder zum Arzt. »Das ist alles?«

»Das ist alles. Sofern Dr. Feather nicht noch mehr ...?«

Der Arzt schüttelte den Kopf und faltete die Hände über dem Bauch.

»Dann sind wir fertig. Zurück an die Arbeit, wenn ich bitten darf«, tadelte Lovick sanft. »In diesen Zeiten können wir es uns nicht leisten, auch nur eine Minute zu verlieren.«

Kurz vor Mittag kam Lovick zu William, um ihn um einige Unterlagen zu bitten. Die Befragung durch den Arzt erwähnte er mit keinem Wort, aber als William in seiner Aktenmappe wühlte, legte ihm Lovick kurz die Hand auf die Schulter. Dann ging er. William war wieder allein.

Es war vorbei. Jetzt konnte Hawke ihm nichts mehr anhaben. Dieser düstere Dezembertag, der ihm den Untergang hätte bringen sollen, hatte ihn stattdessen rehabilitiert. Er war von einem Arzt untersucht worden, einem Fachmann für Nervenleiden, für – um es unverblümt zu sagen – Geisteskrankheiten, und für gesund befunden worden. Das stand außer Frage. Die Diagnose würde bestätigt werden, dokumentiert, unterzeichnet und aktenkundig gemacht. Irgendwo und für immer würde es ein Schriftstück geben, das diesen Befund unparteiisch und kategorisch bescheinigen würde. William May war geistig gesund. Er war gesund, und es konnte ihm nichts passieren. Und seiner Familie auch nicht. Der Albtraum, der vor mehr als vier Jahren an einem trüben Novembermorgen in der Türkei begonnen hatte, war vorüber. Er war gesund.

Irgendwo tief in seinem Innern herrschte Erleichterung, ja sogar Freude, dessen war er sicher, aber in dem dünnen grauen Licht des schneeverhangenen Nachmittags fühlte er sich nur

benommen und erschöpft. Wie im unablässigen Wechsel von Ebbe und Flut strömte eine Woge von Schreibern und Dokumenten in seine Arbeitsnische und wieder hinaus, zerrte ungeduldig an ihm und ließ ihn umherwirbeln wie einen Kieselstein. Er sehnte sich danach, hinauszukönnen. Er sehnte sich nach den Tunneln, nach der sanften Umarmung der Dunkelheit, aber wenn er jetzt das Büro verließ, würde man sein Fehlen bemerken. Es gab zu viel Arbeit, die erledigt werden musste. Und außerdem, sagte er sich, war sein Impuls, die Tunnel als ein Refugium zu betrachten, reine Gewohnheit, eine schädliche und unvernünftige Gewohnheit, die er besser aufgeben sollte. Er brauchte keine Zufluchtsstätte mehr. Er war schließlich gesund, oder etwa nicht? Er war gesund. Die Messungen, die er für seine Berechnungen brauchte, würden erst in einigen Tagen benötigt. Er würde warten. Es war klüger zu warten. Der Nachmittag wurde langsam dämmerig, und immer noch marschierte durch seine Nische die Parade der Hauptbücher, in ihrem Schlepptau die Schreiber, angebunden mit lederummantelten Ketten, die an ihren Gürteln hingen. Von Zeit zu Zeit griff William in seine Jackentasche, um über den Ledereinband seines Skizzenbuchs zu streichen. Der Einband war warm und sanft wie eine Wange. Kurz nach sechs Uhr brachte ihm ein Junge Suppe in einer Emailschüssel. William hob den Teller, mit der sie zugedeckt war, und roch. Sie duftete köstlich, kräftig und fleischig. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen.

»Mr. Lovick hat mich geschickt, Sir«, sagte der Junge strahlend und zog aus seiner Tasche einen in Papier eingeschlagenen Kanten Brot mit Käse. »Weil Sie so lange arbeiten und so.«

William verzehrte das Mahl dankbar und wischte sich die Finger sorgfältig mit dem Taschentuch sauber, um auf den Unterlagen keine Fettflecken zu hinterlassen. Als er schließlich das Licht

löschte, war es fast acht. In der Greek Street peitschte ihm ein böser Wind ins Gesicht und ließ seine Hosenaufschläge flattern. Zwar hatte es aufgehört zu schneien, doch die Straßen, die tagsüber durch das geschäftige Hin-und-her-Eilen der Passanten aufgeweicht und zerfurcht worden waren, begannen jetzt wieder zu vereisen und waren tückisch. Vorsichtig tastete sich William durch die Princes Street. Vor Erschöpfung war ihm ganz schwindelig. Kutschen tauchten wie aus dem Nichts aus der gelblichen Dunkelheit auf, das Rasseln ihrer Räder drang gedämpft durch den Schneeteppich, und die blassen Kugeln der Gaslaternen zitterten auf ihren Eisenmasten wie Löwenzahnköpfchen. Die Straßen waren leer, und die wenigen Menschen, denen William begegnete, duckten sich in ihre Mantelkragen. William sehnte sich danach, endlich zu Hause zu sein. Als er einen schmalen Hof Richtung Fluss durchquerte, rutschte er auf dem gefrorenen Schlamm aus und wäre gestürzt, hätte ihn nicht ein Mann am Arm gepackt und festgehalten.

»Mr. May.«

Eine leise, heisere Stimme. Verblüfft wandte sich William zu dem Fremden um. Er trug einen Pelzhut, den er sich tief über die Ohren gezogen hatte, und sein Atem hüllte seinen Backenbart in Dampfwölkchen.

»Mr. England?«

»Das alles war ein Versehen. Ein Missverständnis. Der Vertrag ...«

William schüttelte den Kopf. In dem düsteren Torweg war ein Scharren zu hören. Vorsichtshalber legte William die Hände auf die Taschen, in denen sich seine Geldbörse und sein Taschentuch befanden. Das Viertel war berüchtigt für seine Diebe.

»Mr. England, es war kein Missverständnis. Ich habe meine Position klar dargelegt. Die Sache ist erledigt.«

So energisch, wie es der vereiste Pfad erlaubte, machte sich

William daran weiterzugehen, doch England packte ihn am Handgelenk. Sein Griff war so fest, dass es schmerzte.

»O nein, das ist sie nicht, Mr. May. Keineswegs.«

»Es hat keinen Sinn, mich unter Druck zu setzen, Mr. England. Die Baubehörde wird Ihr Angebot nicht berücksichtigen. Nichts, was Sie sagen oder tun, kann daran etwas ändern.«

»Nein?«

»Lassen Sie meinen Arm los«, sagte William frostig. »Oder ich rufe nach der Polizei.«

»Hier?« England drehte William den Arm auf den Rücken. »Es heißt, Abwasserkanäle sind lebensgefährliche Orte. Die Flut kann ganz unerwartet hereinströmen. Dort unten in der Dunkelheit erwischt es den Mann, noch ehe er einen Gedanken darauf verschwenden kann. Die Flut schleudert ihn so brutal an die Mauer, dass es aus ist mit ihm und danach nicht mal mehr die eigene Mutter diesen Scheißkerl wiedererkennt. So hat man mir erzählt.«

»Sie können mich nicht einschüchtern, Mr. England.«

»Dann sind Sie also ein noch größerer Narr, als es den Anschein hat. Sie haben doch ein kleines Kind, stimmt's, Mr. May? Einen Jungen, richtig? Schrecklich, wenn ihm etwas zustoßen würde.«

»Nehmen Sie Ihre Hände von mir!«

»Sie können doch nicht den ganzen Tag auf Ihre Familie aufpassen, stimmt's? Und in London geschehen schreckliche Unfälle.«

Da zersprang die gläserne Taubheit in Williams Schädel, und die Schwärze überflutete ihn. Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, stieß er mit dem Kopf nach hinten in Englands Gesicht. Ein dumpfes Knirschen war zu hören. England stöhnte auf, und zurücktaumelnd ließ er Williams Arm los, um sich das Gesicht zu halten. Blut rann ihm durch die Finger und tropfte in den

schmutzigen Schnee, die Augen waren vor Schreck weit aufgerissen. Er blickte um sich, als suchte er jemanden. William wirbelte herum, Schwärze flutete ihm durch die Brust. England wollte sich auf ihn stürzen, aber William war schneller. Die Schwärze raste ihm durch Arme und Beine. Er schlug kräftig mit der Faust in den blutigen Klumpen von Englands Nase, worauf der Fabrikant wankte und mit dem Kopf gegen die Ziegelmauer prallte. Als er zusammensank, trat William ihm in den Magen.

»Wo bist du?«, wimmerte England. »So hilf mir doch, um Himmels willen!«

»Solltest du meiner Familie zu nahe kommen, bring ich dich um«, fauchte William. Die Schwärze drang ihm nun in Nase, Kehle und Ohren. Sie pochte ihm in den Schläfen und füllte den Mund mit kaltem, schwarzem Speichel. Sie legte sich ihm auf die Augen, so dass er den Hof nur mehr als einen schmalen, fahlen Lichtstreifen wahrnahm. »Das ist kein Scherz. Ich bring dich um.«

Ein Zündholz flammte auf und leuchtete orangefarben in dem beschatteten Torweg. William schnellte herum. Er spürte ihn mehr, als dass er ihn sah, den Mann, der sie beide beobachtete. Der Rauch seiner Zigarette kräuselte sich um seine Hutkrempe und stieg auf in die dunkle Nacht. Also ein Türke? Der Mann rührte sich nicht. Das durfte man auch nicht, nicht bis die nächste Wache nah genug war, um sich ihrer Unterstützung sicher zu sein. In diesem Punkt waren die Befehle klar. Es gab bestimmte Worte, die man sagen musste. William spürte, wie ihn Panik erfasste. Er konnte sich nicht mehr an diese Worte erinnern. Verzweifelt wühlte er sich durch die Schwärze in seinem Kopf, aber er konnte sich nicht mehr an diese Worte erinnern.

»Um Himmels willen, Mann«, stöhnte England erneut auf und tastete mit einer Hand in Richtung des Schattens. »Schnapp dir den Dreckskerl!«

William rannte los. Er rannte stolpernd durch den Schnee, rannte auf wackligen, zittrigen Beinen über die gefrorenen Schlammfurchen, durch Gassen und Höfe, hinein in einen Lichtschein und wieder hinaus. Er spürte nichts als den Schmerz der eisigen Luft in der Brust, das mühsame Pochen seines Herzens, das Gewicht seiner Beine – und die Schwärze. Die Schwärze hielt ihn fest umklammert, die Schwärze, die dick war und undurchdringlich, aber gestaltlos wie die nächtliche Finsternis. Wohin er auch lief, überall spürte er die Augen auf sich gerichtet, heiß wie glühende Kohlen. Sie folgten ihm erbarmungslos, aber auch blind, und konnten nicht begreifen, was sie sahen. William wusste das, und so saß er gleichzeitig in der Falle und war doch vollkommen frei. Er musste nur laufen. Und so lief er immer weiter.

Als er stehen blieb, befand er sich im Untergrund. Es kam ihm nicht in den Sinn, sich zu fragen, wie er dorthin gekommen oder wie lange er schon dort war. Die Flut stieg, und er hatte keine Laterne, aber er achtete nicht auf den eisigen Strom von Exkrementen, der seine Beine umwogte, in die gewienerten Stiefel drang und am Wollstoff seiner besten Hose zerrte. Er spürte nur das verzweifelte, betäubende Bedürfnis, sich zu schneiden. Seine rechte Hand ballte sich in der Finsternis, jede Muskelfaser seiner Finger bis zu den Handgelenken schrie nach der vertrauten Gewalt des Messers. Das sengende Verlangen überfiel ihn wie eine ungeheure, mörderische Armee, die ihm ein grausames Bataillon nach dem anderen in den Schädel und zwischen die Rippen trieb, um ihn zu zerfetzen und ihm das Mark aus den Knochen zu reißen. Jeder Zoll seiner Haut prickelte vor Verlangen, jedes winzige Härchen glühte, als stünde es in Flammen. Mit ihren Bajonetten stießen sie ihm jeden seiner flachen Atemzüge in die Kehle zurück, als er mit eiskalten Füßen, die auf dem maroden Untergrund kaum Halt fanden, immer tiefer in die Dunkelheit glitt und stolperte.

Er war nun schon ganz nah, das wusste er, auch wenn er nichts sehen konnte. Das Verlangen wurde unbändig, zog ihm die Haut von Herz und Lunge, bis jeder Atemzug zur Qual wurde und die Brust bebte wie eine Granate kurz vor der Explosion. Es herrschte eine so vollkommene Dunkelheit, dass er nicht einmal mehr die eigenen Hände sehen konnte. William schloss die Augen, presste sie fest zusammen. Mit einem Schlag kippte der Tunnelboden unter ihm weg. Er war fast am Ziel. Vornübergebeugt, steif und schwerfällig vor Kälte, tastete er verzweifelt die schleimigen Wände ab. Sein ganzer Körper schrie, sein fauliges Blut eine dickflüssige schwarze Säure, die ihm Fleisch und Knochen wegätzte. Er spürte seine Füße nicht mehr, rang nach Luft, stolperte und wäre beinahe gestürzt. Als er sich abstützte, schlug er mit den Knöcheln an die rauen Kanten seines Schlupfwinkels im Mauerwerk. Er hatte die Stelle gefunden.

Das brennende Verlangen gellte ihm in den Ohren, während er in fliegender Hast die Wand nach dem losen Backstein absuchte und sich die Finger an dem scharfen Mörtel aufriss. Endlich gab etwas nach. Die Sekunden, die es dauerte, den Stein herauszuziehen, waren unerträglich. Er schleuderte den Backstein in den Tunnel, mit der anderen Hand packte er das Messer. Ein Aufplatzen, gefolgt von einem leisen Stöhnen. Die dicke schwarze Flut wirbelte um ihn herum, stand ihm schon fast bis an die Oberschenkel. Er zerrte ungeduldig an seinem Jackenärmel. Verwesungsgestank hüllte ihn ein, Todesgestank. Nun konnte er sie erkennen, verstreut entlang des grauen Ufers, die verschrumpelten Körper seiner Kriegskameraden, schwarz wie Ruß. Von irgendwoher war Kanonendonner zu hören, gedämpft durch den Schnee oder die Entfernung. In der Dunkelheit flammten feurige Blitze auf. Sein Arm schrie nach der Klinge, doch die Angst war stärker, sie saugte seine Füße in den dicken Schlamm des Schützengrabens. Heute Nacht würde es keine Ablösung geben, keine

Morgendämmerung, die ihn zurückrufen würde. Der Feind hatte ihn umzingelt, kam näher und näher, kroch unerbittlich und tausendfach auf ihn zu wie ein verklumpter grauer Pflug, unhörbar im Schnee. Sie kamen von links und von rechts, schlichen sich von hinten heran und von vorn, ihre grauen Arme streckten sich aus dem Nebel über ihm aus, ihre Bajonette stachen von unten durch die Erde auf ihn ein. Sie alle hatten nur ihn im Visier, enger zog sich der Kreis, immer enger. Es waren jetzt ganze Kolonnen, die näher und näher rückten. Ihre Zahl nahm kein Ende. William drückte sich noch tiefer in seine Mauernische, den Messerknauf umschlungen wie ein kleines Kind. Sein Atem kam in hastigen Stößen. Er konnte sich nicht mehr bewegen.

Jetzt waren sie über ihm. William hörte ihr Stöhnen, den feuchten Sog ihres Atems. Sie waren seinetwegen gekommen, mit gezückten Bajonetten. Er sah, wie sie unbarmherzig vorwärts rückten und ihre Klingen wieder und wieder in das dicke Fleisch der Nacht ramnten. William würde sterben, hier in dieser brutalen Hölle aus Schlamm und Eis. Seinen Leichnam würde man mit tausend anderen in eine Grube werfen, und der Schlamm würde ihm den Mund füllen und sich auf die aufgerissenen Augen pressen. Die Angst würgte ihn, wühlte in den Eingeweiden und bohrte sich in das Fleisch zwischen seinen Rippen. Er wollte nicht sterben. Er durfte nicht sterben. Seine Hände umklammerten den Messerknauf. Ohne seine Haut zu ritzen, ließ er die Klinge ganz vorsichtig über den Hals und die entblößten Arme gleiten. Die Russen stolperten durch die Nacht. Sie waren jetzt nah, ganz nah. Jemand schrie auf, ein tiefer gurgelnder Laut, wie wenn Wasser in einen Abfluss gesogen wird. Williams Angst schoss krachend in die Klinge und ließ sie aufblitzen. Mit einem Mal war sein Kopf von heißem, schwarzem Blut überschwemmt. Er stürzte aus seinem Versteck und stach

blindlings um sich. Er war nicht mehr allein. Noch jemand befand sich hier in der Dunkelheit. Die Luft war erfüllt vom Stöhnen des Feindes, als die niedergemetzelten Männer zuhauf in den Strom fielen und das Wasser in der finsternen Nacht silbrig aufspritzte. Sie stürzten übereinander, ihr Blut bildete schwarze Pfützen auf dem schmutzigen Grau ihrer Mäntel. Einer war jetzt ganz nah. William drückte sich wieder in seine Mauernische. Er sah ihn nur für einen Augenblick, das Gesicht ein blasser Mond im fahlen Schein seiner Lampe, als er etwas in einen Spalt zwischen den Sandsäcken presste, die den Schützengraben säumten. Aber William kannte ihn. Die Wachablösung. Der Soldat sagte kein Wort, sondern wandte sich ab und lief den Graben entlang auf den Wachposten zu. William war gerettet. Von hinten war ein langes, grässliches Stöhnen zu hören, als das Leben aus dem Körper eines Mannes rann wie Sand. Verzückt und mit geschlossenen Augen hob William das Messer und stieß die Klinge wieder und wieder in den Haufen Leichen vor ihm. Der stumme Schrei des Schmerzes in seinem Arm war ein Schrei des vollkommenen Sieges.

Schließlich ebte der Tumult in Williams Kopf ab wie ein sich selbst verzehrender Wirbelsturm. Zeit war vergangen. Dunkles, lauwarmes Blut gerann in seiner Hand. Aber er empfand nicht den Frieden, der sich sonst immer eingestellt hatte, sondern fühlte sich angeekelt, benommen, verwirrt. Zu vieles stimmte hier nicht. Er befand sich in den Abwasserkanälen, er hielt ein Messer in der Hand, und sein Arm pochte. Diese Dinge waren ihm vertraut. Auch dass das wache Bewusstsein ausgeschaltet war, kannte er, aber nicht in dem Maße, wie es jetzt gewesen war. Schon früher war ihm die Zeit entglitten, manchmal waren es Stunden, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Doch diesmal hatte er sich auf eine Weise verloren, die er sich nicht im Geringsten erklären konnte. Er zitterte am ganzen Leib, halb erfro-

ren. Er trug nicht seine Kanalmontur, sondern seinen besten Anzug. Er hatte kein Licht. Das Wasser stand ihm bis zu den Oberschenkeln, und die Strömung war so stark, dass er die Füße fest aufsetzen musste, um nicht mitgerissen zu werden. Doch am meisten beunruhigte ihn die schreckliche Gewissheit, dass er nicht allein gewesen war. Er musste hinaus.

Er steckte das Messer tief in die Hosentasche und stolperte los, nach oben, dem Ausgang zu, gegen die steigende Flut ankämpfend. Er ging, so schnell er konnte, aber die Dunkelheit war undurchdringlich wie Mantelfutter. Vergeblich schüttelte er den Kopf, um die seltsamen, beunruhigenden Bilder loszuwerden, die unter seiner Schädeldecke kratzten wie die Reste eines Traums. Seine Füße schrien auf vor Schmerz, als er sie an einem dürftigen Torffeuer auftaute, und nur mühsam hielten seine Finger den Bleistift, mit dem er sich ins Wachbuch eintrug. Das Licht der Augustsonne wärmte ihm den Hinterkopf, während er mit dem Pinsel die zarten violetten Adern des blassen Leinkrauts nachmalte. Der bogenförmige Spritzer Blut auf dem Segeltuch, als die Klinge eines Bajonetts durch eine Zeltwand stieß. Die bröckelnden Tunnelwände, die ihn bei lebendigem Leib zu begraben drohten. Hawkes gefährlich funkelnde Stimme, die die Dunkelheit durchschnitt. Und durch dies alles hindurch die Wachablösung, Schutzengel und Todesbote zugleich, warm und gespenstisch wie Atemhauch in winterlicher Dunkelheit.

Am oberen Ende der Schräge, wo er sich stets hatte wieder aufrichten können, war die Decke immer noch so niedrig, dass er dagegenstieß. Vielleicht hatte die steigende Flut den Lauf des Wassers verändert. Er kämpfte sich vorwärts. Es war jetzt nicht mehr weit. Seiner Schätzung nach befand sich das Gitter in einem breiten Tunnel zu seiner Rechten. Er tastete nach dem Bogenengang, unterdrückte den Ekel, den er bei der Berührung der schleimigen Pilze empfand, die auf dem Mauerwerk wucherten,

aber die Wand war undurchdringlich und nicht der mindeste Lichtschimmer zu sehen. Der Tunnel kam ihm enger vor als in seiner Erinnerung, aber schließlich verzerrte die Dunkelheit die Wahrnehmung und trieb mit der Empfindung von Zeit und Raum ein tückisches Spiel. Gewiss waren es nur noch ein paar Meter bis zum Ende des Kanals. Er biss sich auf die Lippen und tappte weiter.

Mit einem Mal bog der Kanal scharf nach rechts ab. William konnte sich an keine Biegung erinnern. Hatte er die Abzweigung verpasst? Er hatte geglaubt, in diesem Kanalabschnitt ohne weiteres aufrecht stehen zu können, aber die Tunneldecke senkte sich immer weiter herab. Mit seitlich ausgestreckten Armen konnte er beide Wände gleichzeitig berühren. Auch da stimmte etwas nicht. Selbst die Körnung des Bodens unter seinen Füßen fühlte sich ungewohnt an. Der Schlamm war tiefer als geglaubt und von scharfkantigen Steinen durchsetzt. Es fiel ihm schwer, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Um nicht umgerissen zu werden, musste er sich der Strömung entgegenstemmen. Als er den Kopf senkte, drang ihm ein Hauch von gefrorenem Unrat in Nase und Mund. Der Gestank von Exkrementen und verfaultem Tang war unerträglich. Er spürte, wie die Panik ihn zu würgen begann.

Die Flut stieg immer schneller, dessen war er sicher. Er musste hinaus, bevor ihn das Wasser mitriss und ihm die Lungen mit dem endlosen Strom der Ausscheidungen dieser Stadt füllte. Er musste stromaufwärts gehen, weg von den Schleusentoren am Fluss, wo das Wasser mit Wucht durch die Eisengitter strömte und ihn zermalmen würde. So schob er sich immer tiefer in die Dunkelheit hinein. Sein Fuß stieß gegen eine Wand. Er tastete nach ihr. Backstein. Fester Backstein. Das Ende des Tunnels. Er saß in der Falle. Verzweifelt machte er kehrt und kämpfte sich den Weg zurück, den er gekommen war. Seine Beine waren wie

Bleigewichte, erschöpft von der Mühsal, ihn durchs Wasser zu schieben. Das Tunnellabyrinth verzweigte sich, beschrieb Kurven, fiel nach unten ab, und William taumelte verzweifelt umher, getrieben nur noch von dem Instinkt, endlich Licht zu sehen. Aber es kam kein Licht, kein Ausgang. Die Tunnel verengten sich, überall um ihn bröckelten die Wände, ihr Verlauf war trügerisch. William verlor den Halt; vom stinkenden Strom mitgerissen, rappelte er sich mühsam wieder hoch und stapfte vorwärts. Das Messer in seiner Tasche schnitt ihm ins Bein. Er schrammte sich die Knöchel auf, die Stirn, stieß sich an Schultern und Knien. Wie aus weiter Ferne hörte er den Widerhall seiner eigenen Stimme, fremd und aufgeregt, üble Verwünschungen und zärtliche Worte ausstoßend. Er betete, schrie in die Dunkelheit hinein, flehte zu Gott, ihm den Glauben wiederzugeben, und verwünschte ihn zugleich, weil er ihn verlassen hatte. Und immer noch narren ihn die Tunnel, zogen ihn tiefer und tiefer ins Erdinnere, bis das ganze erstickende Gewicht der Metropole auf ihm lasten und ihn bei lebendigem Leib begraben würde. Und immer noch stieg die Flut. Die Dunkelheit war erfüllt von dumpfen Schlägen und deren Widerhall. Die Mächte der Hölle, ausgesickt, um ihn in Empfang zu nehmen. Sie waren ihm dicht auf den Fersen. Er konnte nicht mehr. Seine Kräfte waren erschöpft.

Die Flut reichte ihm fast bis zur Hüfte. William taumelte weiter, die Hände wild fuchtelnde Paddel im schmutzigen Strom. Er kam kaum mehr von der Stelle. Die Kälte war ihm ins Innerste seines Körpers gedrungen. Er zitterte am ganzen Leib. Mit jedem Schritt schwamm der Tunnel zu einem Schützengraben und der Schützengraben zu einem Tunnel. Er war müde. So müde. Wenn er nur bis zur nächsten Wache durchhalten könnte, bis zum Gitter, bis die Ablösung eintraf. Er war so müde. Nur noch mit äußerster Anstrengung konnte er die Beine bewegen. Doch was war da vor ihm? – er riss die Augen auf. Die Dunkelheit

wich. An den Rändern der Nacht zeigten sich die ersten blassen Filamente des Tages. Zurück im Lager, gäbe es frischen, grünen Kaffee, wenn er noch die Kraft fand, ihn zu rösten. Wenn genügend Holz für ein Feuer vorhanden war. Wenn er es nur schaffte weiterzugehen. Er musste einfach weitergehen. Ein Soldat darf niemals seinen Posten verlassen. Da stieß sein Fuß gegen einen Stein, so dass er stolperte und bäuchlings in einen Haufen Sandsäcke fiel, wie es schien. Er hatte keine Kraft mehr, wieder aufzustehen. Aber das Licht war heller. Die Sonne – oder war es der Mond? – stand über ihm, rund, weiß und blendend. Der Anblick tat ihm in den Augen weh. Und neben diesem Licht, so hell, als sei er selbst aus Licht gemacht, die Gestalt eines Mannes. Eines aus Licht geschaffenen Mannes. Der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde. Vergib uns unsere Schuld. Neben ihm ein kleiner, weißer Hund. Mit einem purpurroten Maul und Zähnen, scharf wie Messer. William spürte, wie ihn das Entsetzen packte. Das Licht war ein Trick, ein Leuchtfener, das ihn in die Flammen der ewigen Verdammnis locken sollte. Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Und dann blickte er in das Gesicht des Mannes.

»Mr. Rawlinson?«

Robert Rawlinson schien den schmutzigen Strom um ihn herum überhaupt nicht wahrzunehmen. Sein Hut glänzte, sein gestärkter Kragen war steif und makellos weiß. Auch der Hund war weiß, weiß wie frischer Schnee von der Krim.

»Mr. May«, fragte Rawlinson ernst. »Möchten Sie denn sterben?«

William sah ihn an, geblendet vom Licht. Vor Erleichterung hätte er am liebsten geweint. »Ist ... ist das die Morgendämmerung?«

Rawlinson betrachtete ihn nachdenklich. Schließlich packte er William unter den Achseln und hievte ihn auf die Beine. Er

war stark. Er sprach zu William, obgleich sich die Worte im Rauschen des Wassers verloren. Dann legte er sich Williams Arm um den Nacken und trug ihn halb durch den wogenden Strom des voll gelaufenen Schützengrabens. William ließ den Kopf auf Rawlinsons Schulter sinken.

»Wir müssen sie begraben«, flüsterte William. »Die Leichen. Wir müssen zurück und sie begraben.«

»Still jetzt«, sagte Rawlinson sanft. William schwieg, die Hand um den beruhigenden Knauf des Messers in seiner Tasche gelegt. Ihm fehlte die Kraft für weitere Fragen. Er nahm kaum wahr, wie Rawlinson ihn nach oben schleppte und auf die blanke Erde legte. War er in seinem Zelt? Vielleicht. Er war nicht mehr im Fluss, das wusste er, aber dieses Wissen lag wie in weiter Ferne und bot keine Erleichterung. Angeschoben von Rawlinsons Hand zwischen seinen Schulterblättern, stolperte er ein paar Schritte weiter. Die Luft war jetzt anders. Der Wind blies so kalt durch seine durchnässte Kleidung, dass er heftig zitterte. Dann gaben seine Knie nach. Der Boden war hart und zerfurcht. Rawlinson beugte sich einen Moment über ihn, knöpfte ihm die Kleider auf und bettete ihn zum Schlaf. Dann war er verschwunden. May legte den Kopf in den gefrorenen Schlamm und schloss die Augen.

XII

Das Auftauchen des Fremden hatte Tom gehörig aus der Fassung gebracht. Es war schon spät, und der Wasserpegel stieg, weshalb er sich in Sicherheit wiegte, dass ihnen die Abwasserkanäle jetzt allein gehörten. Er wollte nur noch einmal schnell hinunter, denn der Kampfstand kurz bevor, und Lady sollte ausgeruht sein. Doch dann verfiel er auf die Idee, etwas wie einen Glücksbringer für sie zu suchen. Der Gedanke ergriff Besitz von ihm wie Unkraut, das alles überwuchert. Es brauchte nichts Besonderes zu sein. Eine Münze vielleicht, die er ihr wie ein Medaillon um den Hals binden würde. Er hatte nicht vor, sich große Umstände zu machen. Erst als er in die Nähe seines Reviers kam, das er früher regelmäßig durchstreift hatte, fand er, dass es nichts schaden konnte, wie in früheren Tagen unter ein paar Gitterrosten herumzusuchen. Schließlich blieb noch genügend Zeit, und als Kanaljäger hatte er gelernt, seinem Instinkt zu folgen. Man wusste ja nie, was man aufstöbern würde.

Er befand sich unmittelbar unter dem Gitter am östlichen Ende des Regent Circus, als er ihn hörte. Es war ein komplizierter Schacht mit einem langen Gully, so dass man sich, um die Hand in den Schlamm zu tauchen, auf einen Mauersims legen und den Arm fast bis zur Schulter in den Dreck stecken musste. Lady lag lautlos auf Toms Rücken und verlagerte jedes Mal, wenn er sich bewegte, das Gewicht. Er konnte sich nicht erinnern, wann er hier das letzte Mal nach etwas Verwertbarem herumgefischt hatte. Gewöhnlich machte man an dieser Stelle ganz ordentliche Funde. An der Kreuzung zur Shaftesbury Avenue gab

es einen Droschkenstand, und was hier in den Schmutz fiel, blieb meist achtlos liegen. Dennoch war Vorsicht geboten. Das Gitter führte direkt von der Straße aus hinunter, und wenn die Polypen zwischen ihren Stiefeln zufällig einen Blick in die Tiefe warfen, konnte man von Glück reden, wenn sie einem nicht direkt ins Gesicht starrten. Die kleinste falsche Bewegung, und sie würden über ihn herfallen. In dem ohrenbetäubenden Verkehrslärm konnte einem leicht entgehen, wenn jemand von hinten kam.

Um diese Schritte zu überhören, musste man allerdings stocktaub sein. Tom zog den Arm mit einer leichten Drehbewegung heraus, damit der Schlamm kein Geräusch verursachte, ließ sich den Sims entlang ins Wasser gleiten und hob Lady auf den Arm. Das Wasser stand hoch, zu hoch. Besser, er schlüpfte durch den Gully hinaus. Lady leckte ihm das Ohr, aber er wehrte sie ab, um zu lauschen. Sie hatten Glück. Das Geräusch kam aus östlicher Richtung. Wendig wie ein Fisch schlug Tom in der schwarzen Flut die westliche Richtung ein und watete auf die Höhle zu.

Die Höhle war ein niedriger, etwas erhöht liegender Raum, eine lange, flache Stufe oberhalb des Hauptkanals, wahrscheinlich einmal die Mündung eines Zuflusses. Vor vielen Jahren, als Tom noch ein Kind war, fand hier ein alter Kanaljäger, so erzählte man sich, einen im Schlamm vergrabenen Anker, mit dem er sein Glück machte. Er verkaufte ihn an den Staat; bis heute, so die Geschichte, werde der Anker in einer Glasvitrine aufbewahrt, irgendwo drüben in Greenwich, wo die Leute einen Shilling bezahlten, um ihn zu begaffen. Tom zweifelte zwar an der Wahrheit dieser Geschichte, aber solange er denken konnte, hatte es in dieser Höhle nie Wasser gegeben. Und ohne von Wasser durchspült zu werden, musste die Höhle verrotten. Schon nach wenigen Metern versperrte herabgestürztes Mauerwerk den Weg. In den letzten Jahren hatte ein weiterer Einsturz auch

den Zugang fast ganz verschüttet, und so konnte niemand, der nicht eingeweiht war, hier eine Höhle vermuten. Allerdings war sie so niedrig, dass man darin nur kauern konnte, aber sie war immer trocken, auch bei Flut. Hier würden sie eine Zeit lang in Sicherheit sein, das wusste Tom. Er setzte Lady ab und lehnte sich gegen die Mauer. Hund und Herrchen atmeten schwer.

Der Mann kam näher. Er bemühte sich nicht, leise zu sein, vielmehr brabbelte er unablässig vor sich hin und gab ein merkwürdig gepresstes Stöhnen von sich wie eine billige Hure. Bestimmt kein Ausspüler. Ausspüler waren immer zu zweit oder zu dritt unterwegs. Außerdem erkannte man sie schon von weitem an dem schmatzenden Geräusch, wenn sie die Füße aus dem Schlamm zogen. Offenbar musste man sich, wenn man Ausspüler war, so staksig bewegen. Bill behauptete gern, das liege daran, dass die Ausspüler, die ja nicht gerade zu den hellsten Köpfen zählten, sich ihr Essen in die Stiefel steckten; und da hätten sie bei jedem Schritt eine Heidenangst, es könne zermatscht werden. Aber den Geräuschen nach zu urteilen, kümmerte sich dieser Eindringling hier nicht im Geringsten darum, wohin er den Fuß setzte. Tom hörte das Plantschen seiner Schritte im Wasser und sein Fluchen, wenn er stolperte. Er kam immer näher. Ausgerechnet heute, dachte Tom ärgerlich. Scherereien konnte er jetzt wirklich nicht gebrauchen. Er neigte den Kopf und lauschte. Die Worte waren jetzt deutlicher zu verstehen, auch wenn sie keinen Sinn ergaben und wild durcheinander purzelten, als ob sie miteinander stritten.

»Warum lässt du mich hier zurück? Es ist so dunkel, so fürchterlich dunkel. Hab keine Angst, William. Hab keine Angst, mein süßer kleiner William. Ich bin bei dir. Auch wenn du ganz allein das Tal des Todes durchschreitest, wird Gott dich führen und trösten. Der barmherzige Gott steht denen bei, die ihre Pflicht erfüllen. Hast du deine Pflicht erfüllt? Sag schon! Pflanz

dein Bajonett auf, May. Wer weiß, wo sie sich versteckt halten. Du darfst nicht einschlafen. O mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich fürchte mich nicht vor der Dunkelheit. Im hellen Licht wird sichtbar, was wir wirklich getan haben. Es ist so verdammt dunkel. Ich habe meine Pflicht erfüllt. Gott und dem Empire gedient. Wie kann ich marschieren, wenn der Weg schlüpfrig ist vom Blut? Es gibt weder Himmel noch Hölle, hörst du? Nur Dunkelheit. Blut und Scheiße und Dunkelheit bis in alle Ewigkeit. Lieber Gott, wo sind sie bloß? Wo sind die anderen?«

Jetzt konnte Tom den Mann riechen. Das stinkende Wasser trug ihm einen schwachen Duft nach Seife und Wäschestärke zu, und die seltsame Geruchsmischung ließ ihm die Nackenhaare zu Berge stehen. Er legte Lady beruhigend die Hand auf den Rücken.

»Aber du hast es ihnen gegeben. Es waren hundert, tausend, aber du hast es ihnen gegeben. Ich war da. Ich habe meine Pflicht erfüllt. Ich hab sie erledigt. So. Und so. Oder etwa nicht? William würde niemals davonlaufen. Nicht mein William, mein tapferer, süßer kleiner William, mein kleiner Junge. Warum ist es bloß so dunkel? Gott, hab Erbarmen! Du hast dich von mir abgewandt und mir die Seele aus dem Leib geschnitten! Nennst du das Erbarmen? Antworte mir, verdammt! Gott im Himmel, so viel Blut. Ströme von Blut. Ich ertrinke, hörst du mich? Ich ertrinke in Blut. Ich bekomme keine Luft! Du glaubst, du kannst mich erschrecken? Allmächtiger Gott, der in jedes Menschen Herz schauen kann. Willst du einen Blick in meines werfen? Zu dunkel, sagst du? Verflucht seist du, hörst du mich, fahr zur Hölle! Wird es denn niemals wieder hell? Beruhige dich, kleiner William, pssst. Es war nur ein Traum. Es ist immer noch Nacht. Es wird immer Nacht bleiben. In der Hölle geht die Sonne nicht auf. Das Blut fließt so schnell, dass ich kaum gehen kann. Wir haben sie erledigt, nicht wahr? Wir haben es ihnen gegeben. So. Und so. Und so. Warum, warum ist es bloß so schrecklich dunkel?«

Ein lautes Platschen, dann ein dumpfer Schlag. Tom hörte ein lang gezogenes leises Stöhnen wie bei einem Kaninchen, das in die Falle gegangen ist. Das Stöhnen erstarb und verlor sich im Rauschen des Wassers. Im Tunnel kehrte erneut Stille ein. Tom kroch zum Höhlenausgang. Der Fremde musste seine Laterne fallen gelassen haben, als er zu Boden sank. Es war stockdunkel. Tom fluchte leise. Er hatte Geschichten gehört von Herren der Regierung, die sich in den Tunneln verirrt und den Verstand verloren. Oder vielleicht war es ein Polizist, der einen Wink bekommen hatte und jetzt hier herumschnüffelte. Das hätte gerade noch gefehlt. Und wenn dem so war, würden seine Kumpel in kürzester Zeit anrücken, um ihn hier herauszuholen, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Ein ganzes Bataillon wahrscheinlich, mit Lampen und Rasseln und weiß der Teufel was sonst noch. Dann säße Tom in der Patsche.

»Meine kleine Kreuzblume. Es ist so dunkel.«

Das war mehr gehaucht als gesprochen. Der Mann hatte also den Kopf nicht unter Wasser. Aber er lag immer noch da und machte keine Anstalten, wieder auf die Beine zu kommen. Das Wasser stieg inzwischen noch schneller. Wenn ihm niemand half, würde es binnen einer Stunde über ihm zusammenschwappen. Würden dann ganze Suchtrupps hier herunterkommen, um nach dem Ertrunkenen zu suchen? Tom war unschlüssig. Lady stupste ihn mit der Schnauze. Schließlich öffnete er die Blende seiner Laterne.

Es war kein Polyp. Tom atmete erleichtert auf. Aber wer immer es war, er befand sich in einem erbärmlichen Zustand, so viel stand fest. Er hatte seinen Hut verloren; Haare und Backenbart waren so mit Schlamm und Kot verklebt, dass man nicht sagen konnte, welche Farbe sie hatten. Sein kreidebleiches Gesicht war überzogen mit Schlamm. Das Merkwürdigste aber war seine Kleidung. Die Herren, die vom Parlament hier herunterkamen,

waren vom Scheitel bis zur Sohle in gefettetes Leder gewandet – wohl aus Angst, ihre zarten Hände könnten durch einen Spritzer Kot besudelt werden. Anders dieser Mann. Seine Kleidung war völlig durchnässt und starrte vor Schmutz und Unrat aus den Abwasserkanälen; er trug normale Straßenkleidung, einen Wollmantel und eine Halsbinde, und die Sachen waren nicht einmal geflickt. Sein Hemd hatte vorn Knöpfe, richtige Knöpfe, und in seiner Halsbinde steckte eine Nadel. Allem Anschein nach aus Gold, dachte Tom und begutachtete sie mit dem geübten Blick des Kanaljägers. Wer zum Teufel war dieser Mann?

Und dann, wie aus heiterem Himmel, schlug der Kerl die Augen auf und starrte Tom an. Sein Blick war so eindringlich, als wollte er sich sein Gesicht für alle Ewigkeit einprägen. Der Hinkende Gil hatte drei Monate in Millbank gegessen. Tom stockte der Atem.

»Mr. Rawlinson?«

Die Worte waren glasklar, laut und deutlich. Tom stutzte. Unverkennbar die Stimme eines feinen Herrn, aber sonst ließ nichts an ihm auf einen Gentleman schließen. Um es geradeheraus zu sagen: Der Mann war komplett verrückt, schätzte Tom. Das grimassenhafte Lächeln und das Augenrollen, die beschwörende Geste, mit der er die Arme in die Luft streckte – man konnte sich dieses Geschöpf unschwer neben anderen Irren auf dem schmutzigen Strohboden eines Tollhauses vorstellen.

»Sind Sie es, Mr. Rawlinson?«

Der Mann zupfte ihn am Ärmel. Tom verzog das Gesicht. Kein vernünftiger Mensch würde auf ein solches Gefasel etwas geben, selbst wenn sich sein konfuse Geist später an irgendetwas erinnern sollte. Es kam jetzt einzig und allein darauf an, den Mann so schnell wie möglich aus den Kanälen zu schaffen. Nach kurzem Zögern nickte Tom.

»Ganz recht«, sagte er und hielt die Laterne so nah an das Gesicht des Mannes, dass er geblendet wurde. Man konnte nicht vorsichtig genug sein. »Rawlinson. Ja, das bin ich.«

Im grellen Licht kniff der Mann die Augen zusammen.

»Ist ... ist das die Morgendämmerung?«

Tom musste unwillkürlich grinsen. Der Kerl war übergeschnappt, sonnenklar. Er würde Tom eher für das Nilpferd im Zoo halten als ihn bei den Polypen verpfeifen. Tom packte den Mann unter den Achseln, hievte ihn auf die Beine und legte sich seinen Arm um die Schultern. Der Kerl würde Tom nicht viel Mühe bereiten, trotz seiner triefend nassen Kleidung. Er war ja nur Haut und Knochen.

»Bleib hier, Lady«, murmelte Tom und beugte sich zu der Hündin hinunter. »Braves Mädchen. Bin gleich wieder da.«

So schnell er konnte, schleppte er den Mann durch den Tunnel. Der Fremde ließ den Kopf auf Toms Schulter sinken. Sie waren fast schon am Keller angelangt, als er erneut losbrabbelte.

»Wir müssen sie begraben«, sagte er laut und vernehmlich. »Die Toten.«

Gemächlich wie ein Schlafwandler griff er in seine Tasche und zog ein Messer heraus, dessen Klinge rotbraun war von getrocknetem Blut. Tom zuckte erschrocken zusammen. Er spürte Wut im Bauch. Schnell entwand er dem verrückten Kerl das Messer und schubste ihn durch den Spalt in den Keller. Auf dem schmutzigen Boden sank der Mann zusammen, doch Tom packte ihn an den Handgelenken und zerrte ihn die flachen Kellerstufen hoch auf die Gasse. Sein Kopf polterte gegen die Stufen wie ein Fußball. Tom wünschte ihm, dass es kräftig wehtat. Er musste den Mistkerl so weit vom Keller wegzerren, dass er sich nie mehr an den Ort erinnerte. Zwei Straßenecken weiter öffnete sich die Gasse auf einen kleinen Hof. Das würde reichen. Die Kragenköpfe des Mannes glänzten im schwachen Mondschein. Blitz-

schnell zog Tom sie heraus und ließ sie in seine Tasche gleiten. Er besann sich kurz, nahm dann auch noch das Taschentuch und steckte das blutverkrustete Messer wieder zurück in die nasse Hosentasche des Mannes. Selbst wenn jemand den Kerl hier entdeckte, bevor er erfroren war, würde er ihn links liegen lassen. Darin lag eine gewisse Genugtuung.

Noch während Tom sich aufrichtete, zog der Verrückte die Knie an die Brust und blieb wie ein kleines Kind zusammengekrümmt liegen. Tom spuckte angewidert auf den Boden neben seinem Kopf aus und lief in den Tunnel zurück, um Lady zu holen.

XIII

Es waren zwei Kohlenträger, die William wenige Stunden vor Sonnenaufgang fanden, als sie sich ihren Weg durch die Gassen zum Fluss bahnten. Auch im Winter mussten sie schon um fünf Uhr früh mit der Arbeit beginnen und im roten Schein hängender Kohlenbecken die Kohleladungen auf dem Rücken von den Schiffen zu den Fuhrwerken schleppen. So auch an diesem Morgen. Als sie William zusammengekrümmt auf der Erde liegen sahen, weiß bestäubt vom frischen Schnee, hielten sie ihn zuerst für einen Abfallhaufen. Einer der Männer stupste ihn im Vorbeigehen mit dem Stiefel an. Dadurch geweckt, rief William kaum hörbar um Hilfe. Normalerweise hätten die beiden auf so etwas überhaupt nicht reagiert. Es war nicht ihre Art, irgendetwas umsonst zu tun, und William, schmutzstarr und halb erfroren, versprach nicht gerade Aussicht auf Gewinn.

Doch William hatte Glück. Auf ihrem Weg hatten die zwei schon eine Weile heftig gestritten, wer von ihnen der Stärkere sei. Und so schlug der Größere der beiden, ein Riesenkerl in einem geteerten kurzen Fuhrmannskittel und einer geflickten Manchesterhose, die ihm bis zu den Knien reichte, jetzt vor, seine Überlegenheit dadurch unter Beweis zu stellen, dass er den Verletzten auf der Schulter bis zur Brücke trüge. Wie bei Kohlenträgern üblich, hatten die beiden am Abend zuvor ihren Tageslohn ausbezahlt bekommen – allerdings nicht durch den Kaimeister, sondern dessen Bruder, den Gastwirt, der die Arbeiter gern auf ihr Geld warten ließ und ihnen in der Zwischenzeit etwas zu trinken auf Pump anbot. Der Schwächere der beiden hatte

zwar kaum mehr etwas von seinem Lohn in der Tasche, dafür aber viel Bier im Bauch. Immerhin reichte das Geld noch für eine ordentliche Wette, die sogleich abgeschlossen wurde. Fröhlich pfeifend, um zu zeigen, wie leicht es ihm fiel, hievte sich der Hüne William umstandslos wie einen Sack Kohle auf die Schultern. Im Rhythmus der Schritte schlug William mit seiner fiebrig heißen Stirn an den Rücken des Mannes, als dieser Richtung Süden losstapfte, während sich der Schwächtere beeilen musste, um Schritt zu halten. Der unablässig fallende Schnee legte sich auf den Nackenschutz des Hutes, den der Hüne auf dem Kopf trug. Wenn ihm seine Last schwer wurde, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. In der Thames Street streckte er bereits seine kohlschwarze Hand aus, um seinen Gewinn einzufordern, noch ehe er William mit einer schwungvollen Bewegung herunterließ und sich nach einer geeigneten Stelle umblickte, wo er ihn ablegen konnte.

»Nu mach endlich«, drängte der Schwächtere, ärgerlich, dass er die Wette verloren hatte. »Wenn wir zu spät kommen, werden sie uns einheizen.«

Der Hüne schob den Hut in den Nacken und kratzte sich am Kopf. Die Last auf seinem Rücken war nicht schwerer gewesen als jedes andere Gewicht, das es zu stemmen galt, eher noch ein gutes Stück leichter als ein Sack Kohle, jetzt, da er dem Mann ins Gesicht sah, begriff er, dass diese Last immerhin ein Mensch war, ein Mensch, dem er einen ordentlichen Gewinn verdankte. Er hörte ihn stöhnen, kläglich und hoffnungslos wie einen kranken Säugling.

»Kann ihn doch nicht einfach hier liegen lassen«, sagte der Hüne.

Er blickte um sich. Im schneeumwehten Licht einer Gaslampe entdeckte er eine wackelige Treppe hinunter zum Fluss und unter einem Schild, das Spaziergänger zu Sitte und Anstand er-

mahnte, eine schmale Holzbank. Der Hüne wischte mit seiner Riesenpranke den Schnee beiseite, schulterte den Mann erneut und setzte seine Last dann auf einem Ende der Bank ab. Der Kopf sackte William auf die Brust, und die Beine hingen ihm schlaff herunter, aber er blieb halbwegs aufrecht sitzen.

»Na dann los«, meinte der Hüne, der es plötzlich ebenso eilig hatte weiterzukommen wie sein Freund, und schon waren beide in der Dunkelheit verschwunden.

William blieb in der Thames Street zurück, von Kälte und Fieber geschüttelt, und obwohl er gelegentlich die Augen aufschlug, erkannte sein leerer Blick nicht, wo er sich befand. In seinem rastlosen Delirium wählte sich William wieder in Balaklawas und bettelte inständig um einen Tropfen Wasser, während das Maultier, auf das man ihn gelegt hatte, durch den gefrorenen Schlamm Richtung Hafen trottete, zu dem Schiff, das ihn nach Skutari bringen würde. Es war stockdunkel, es schneite, und bei jeder Erschütterung durchzuckten ihn tausend atemlose Schmerzstöße. Von überall hörte man das verzweifelte Flehen der anderen Verwundeten. Dieses Wimmern umhüllte ihn wie dicke Schneeflocken, drang ihm in die Ohren und kroch unter seinen zerlumpten Rock. Doch die türkischen Träger schienen wie taub. Sie rauchten und scherzten lautstark miteinander in ihrer unverständlichen Sprache. Ihre dunklen Gesichter verschwammen ihm vor den Augen, ihr schmutziges Lachen war warm vom heraussickernden Blut der Soldaten. Als schließlich sein Maultier stürzte und William zu Boden fiel, setzte ihn jemand wie eine Puppe aufrecht in den Schnee. Der Türke war riesig, groß wie zwei Männer. Er beugte sich über William, als taxierte er seinen Wert, die schwarzen Hände erhoben. Sein schlaffer Mund stand offen, die Augen unter der Hutkrempe rot vor Gier. William zuckte zurück. Matt dachte er daran, um Hilfe zu rufen, aber die ganze Welt war irgendwie entschwunden, und

der Lärm des Hafens presste sich ihm wie eine Faust auf den Hinterkopf. Ansonsten herrschte Stille in seinem leeren Schädel, unterbrochen nur durch das Ächzen des eisigen Windes, der dicke Schneeflocken durch die Ödnis trieb. Hier war nichts. Hier würde er erfrieren, und wenn später wieder jemand an diese Stelle kam, würde nichts mehr da sein. Selbst seine Knochen würden vom Nichts zermalmt, bis sie selbst ein Nichts wären. Hier, am Rande allen Seins, gab es keinen Gott. Und auch keinen Teufel. Es gab nur das Vergessen. Man konnte sich abwenden, wenn man die Kraft dazu hatte. Man konnte sich zum Lärm und zum pulsierenden Licht durchkämpfen, mit Bajonett und bloßen Fäusten gegen Qual und Leid anrennen, bis es einen verschlang. Oder man konnte sich in der Schwärze niederlegen und sich dem Wind überlassen, dessen eisiger Atem den Schmerz und das Fieber und den unerträglichen Durst lindern würde. Man musste nur loslassen.

»Wer sind Sie?«, fragte ihn die Dunkelheit keineswegs unfreundlich und umfasste sanft sein Gesicht mit ihren frostigen Fingern. »Haben Sie eine Frau? Wird sie sich nicht Sorgen machen, wo Sie bleiben?«

William dachte an Polly, an ihre weichen, kastanienbraunen Locken und an das Muttermal auf ihrem Nacken, das aussah wie ein Spritzer Schokolade, und der Schmerz bohrte sich ihm zwischen die Rippen. Er wandte den Kopf, damit das Ächzen des Windes seine Ohren füllte. Er wollte nichts mehr hören. Es existierte kein Mann mit dem Namen William May mehr. Hatte es ihn überhaupt jemals gegeben? Für einen kurzen Augenblick war in der kalten Dunkelheit fiebrige Hitze aufgeflammt. Und jetzt würde er, der nichts war, ins Nichts zurückkehren. Es war vorbei. Die Dunkelheit schwappte über ihm zusammen wie Wasser.

William wurde geblendet von dem grellen Licht. Er zuckte zurück, kniff die Augen zusammen und wandte den Kopf ab. Eine Bewegung, die in seinem Hinterkopf eine Granate aus Schmerz explodieren ließ. Er hatte Schüttelfrost, doch seine Stirn war siedend heiß. Er lag auf dem Rücken, die Arme auf merkwürdige Weise an den Körper gezwängt, so dass die Hände neben seinen Oberschenkeln zuckten wie gestrandete Fische. Die Helligkeit drückte ihm gegen die geschlossenen Lider und überschwemmte sie mit einer heimtückischen Röte. Beine, Hals und Zähne taten ihm weh, und als er versuchte, zu schlucken und Speichel in die ausgetrocknete Kehle zu pressen, blieb ihm die Zunge am Gaumen kleben.

»Wasser«, murmelte er, an den Türken gewandt. »Wasser, bitte.«

Dann plötzlich strich ihm etwas Warmes, angenehmes Kühles über die Stirn, umfasste seinen Kopf und hob ihn an. Eine Tasse wurde ihm an die Lippen gehalten. William trank. Als er schluckte, schien das Wasser nicht nur in die Kehle zu rinnen, sondern auch aufwärts ins Gehirn, wo es dessen ausgedörrte Windungen benetzte. Die blutunterlaufenen Augenränder verdunkelten sich zu einem Taubengrau.

»Tesekkür ederim«, flüsterte er. »Danke.«

Die Zeit verging. Das Licht kam und verschwand. Wie halb vergessene Träume zerrten Geräuschfetzen an seiner Erinnerung, bevor sie sich wieder verflüchtigten und erneut Stille eintrat. Er fröstelte, dann wieder glühte er fiebrig heiß, und der unaufhörlich strömende Schweiß überzog seine Haut mit einer salzigen Kruste. Grotteske Bilder irrlichterten durch seinen Kopf. Seine Mutter, die sein Gesicht streichelte und mit den Fingerspitzen die goldene Perle eines Sonnenstrahls auf seiner Wange berührte, während ihn sein Sohn anblickte, die starren Augen im rußigen Licht einer Binsenlampe tief umschattet. Pollys rosafar-

bener Mund, der das Wort Meath hauchte, den Namen des einbeinigen irischen Soldaten. Hawke, den Bart mit Speichel benetzt, der im Lieblingssessel seines Vaters saß, ein grünes Rechnungsbuch aufgeschlagen im Schoß. Alfred England, der ihm, beflissen lächelnd, einen Teller Kuchenstücke reichte, die aus Londoner Lehm gebacken waren.

Und ganz weit hinten, verschwommen im endlosen Dämmerlicht, Mr. Bazalgette, die Finger an den Lippen. *Versuchen Sie sich zusammenzunehmen, May*, murmelte der große Ingenieur. *Ein Ingenieur muss im Durcheinander seiner natürlichen Instinkte Ordnung schaffen. Ordnung, May, wenn ich bitten darf.* William konnte zwar Bazalgettes Gesicht nicht sehen, aber seine umschatteten Augen waren unentwegt auf ihn gerichtet, als wäre er nur ein, zwei Meter entfernt, ernst und finster vor Enttäuschung. *Ein Ingenieur schafft Ordnung.* Meine Hände zittern so, versuchte er einzuwenden, doch seine Lippen gehorchten ihm nicht. Stattdessen wiederholten sie immer und immer wieder die Worte des großen Mannes: *Ein Ingenieur schafft Ordnung, ein Ingenieur schafft Ordnung*, in der fiebrigen Verwirrung des Dämmer schlafs wiederholte er die Worte im gleichmäßigen Rhythmus einer Dampfmaschine, doch sie brachten ihm keinen Frieden. Sosehr er sich auch bemühte, vermochte er sich nicht zu erinnern, was er in Ordnung bringen sollte.

XIV

Eines Morgens sank plötzlich das Fieber, und William erwachte. Im kalten, grauen Licht, das durch das Rechteck des Fensters drang, zeichneten sich die Silhouetten der schwarzen, kahlen Äste ab. Vom Rahmen über dem Fensterbrett blätterte die Farbe. William wandte den Blick in die Ecke, wo gewöhnlich Mr. Bazalgette stand, den Kopf nachdenklich in die Hände gestützt, aber diesmal war da nur der geschwungene Waschtisch mit der vertrauten Waschschüssel, bemalt mit Vergissmeinnicht, und dem gestickten Ziertuch mit dem verheißungsvollen Spruch *Trautes Heim Glück allein*. Im Kamin knisterte ein schwaches Feuer. Als William den Kopf drehte, verspürte er einen leichten Schmerz zwischen den Schläfen, aber das Fieber war gewichen, er konnte den Kopf oben halten, und seine Stirn fühlte sich fast kühl an. Neben das Bett war ein Bugholzstuhl geschoben, über dessen Lehne eine Tartandecke hing. Auf den nackten Holzdielen stand ein Nähkorb mit einer achtlos hineingeworfenen Garnrolle; daneben der Wasserkrug mit dem Vergissmeinnicht-Muster und dem abgeschlagenen Ausguss, bedeckt mit einem weißen Tuch. Von der Straße drang das Rattern der Wagenräder auf dem Kopfsteinpflaster an sein Ohr und der verzagte Ruf »Milch! Das halbe Pint für einen halben Penny!« Ein Pferd wieherte. Gedämpft durch die Entfernung, wetteiferte das lang gezogene Tuten der Themsefähren mit dem schrillen Pfeifen eines abfahrenden Zuges. Er war zu Hause.

Einen vollkommenen Augenblick lang erfüllte ihn die Schlichtheit des kahlen Zimmers mit Frieden. Doch dann sicker-

ten in dieses wohlige Gefühl die dünnen, säuerlichen Rinnsale flüchtiger Träume und halb vergessener Schrecknisse. Sein Magen krampfte sich zusammen, die Härchen auf seinen Armen sträubten sich.

»Polly?«, rief er mit leiser Stimme, die Zunge mangels Übung träge.

Kurz darauf hörte er das Tapsen bloßer Füße auf den nackten Holzdielen des Treppenabsatzes. William schluckte, dann hievte er sich mühsam auf die Ellbogen. In der offenen Tür stand unschlüssig der kleine William; das zerzauste Haar umrahmte sein schläfriges Gesicht. Mit großen Augen lugte er hinter der Wolldecke hervor, die er zusammengeknüllt in den Armen hielt. Der starre Blick seines Sohnes versetzte William in ängstliche Beklemmung, und er kniff die Augen fest zusammen.

»Polly!«, rief er noch einmal, diesmal drängender.

Ohne die Augen zu öffnen, hörte er, wie Polly dem Kleinen etwas zumurmelte, und ihre Röcke raschelten, als sie aufsein Bett zukam. Ihre Schritte waren schwer, und sie atmete angestrengt. Als sie seine Stirn berührte, zuckte er zusammen.

»William? Bist du ... bist du wach?«

William öffnete den Mund, doch schwindelig vor namenloser Angst, vermochte er nicht zu sprechen. Er nickte stumm, die Augen immer noch fest geschlossen.

»Wasser. Trink doch einen Schluck Wasser.«

Ihre Hand hob seinen Kopf, bis seine Lippen den Rand einer Tasse berührten. Er trank ein wenig, verschluckte sich und musste husten. Polly griff nach seiner schlaffen Hand und drückte einen Kuss darauf.

»Ach, Liebster! Wie bin ich ... aber das Fieber ist fast weg. Alles ist gut. Es wird schon wieder werden.« Polly gab sich fröhlich, doch in ihrer Stimme lag etwas Schrilles, das William in der Brust schmerzte. »Und du musst essen, damit du wieder zu Kräf-

ten kommst. Vielleicht ein paar Löffel Suppe? Etwas Käse?» William schüttelte den Kopf. Behutsam legte Polly seine Hand zurück auf die Bettdecke. »Dann vielleicht später. Ach Di, mein Engelchen, alles wird gut werden! Aber jetzt ab mit dir. Dein Papa ist sehr erschöpft. Wir müssen ihn schlafen lassen.«

William öffnete die Augen erst wieder, als er die beiden in der Küche hörte. Wie immer war der kleine William die letzten drei Stufen mit einem Satz hinuntergesprungen, sooft Polly ihn deswegen auch schon gescholten hatte. Das wackelige Treppengeländer schepperte, dann war alles still. Er wollte allein sein, sich im Schlaf verlieren. Im Wachen quälte sich sein Geist mit Fragen, und die Antworten streiften ihn wie böse Geister, so dass ihm der kalte Schweiß ausbrach. Aber es gab doch Gewissheiten, wies er sich zurecht. Unumstößliche Gewissheiten. Er war in Lambeth. Der Krieg war vorbei. Er konnte also unmöglich durch gefrorene Schützengräben gestolpert sein, auch wenn ihm die Schreckensbilder noch lebhaft vor Augen standen. Es waren nur Träume, wüste Fieberfantasien. Er hatte eine Frau, einen Sohn, eine bescheidene, aber achtbare Stellung in der städtischen Behörde für öffentliche Bauvorhaben. Er war Inspekteur der Abwasserkanäle. Die Abwasserkanäle. Das Wort legte sich lähmend auf seine Brust und beschwor Erinnerungsfetzen herauf: die steigende Flut, das Gewicht der durchweichenden Hose, das ihn nach unten zog, die Umriss des Messers in seiner Hand, die fallenden Körper von Soldaten ...

Reflexartig tastete er mit der Hand nach seinem Arm. Ein pochender Schmerz, den er bisher nicht bemerkt hatte. Unter dem Ärmel seines Nachthemds verlief vom Handgelenk bis zum Ellbogen ein dicker Verband. Williams Finger erstarrten. Er zögerte. Am besten ließ er die Bandage an Ort und Stelle, denn wenn die Wunden noch offen waren, bestand die Gefahr einer Infektion. Doch vielleicht hatte er nur ein paar Kratzer. Wäre es

nicht aufschlussreich, wenn es nur Kratzer wären? Die Möglichkeit bestand immerhin.

Mit einem heftigen Ruck riss William den Verband herunter. Die frischen Wunden waren mit schwarzem Schorf bedeckt, dazwischen leuchtende Perlen frischen Bluts, wo der Schorf durch die hastige Bewegung aufgerissen war. Die ohnehin von glänzenden Narben übersäte Haut hatte sich zusammengezogen. Die Schnitte waren so dicht verschorft, dass William das verblassende Rosa des Buchstabens »W« darunter kaum erkennen konnte. Einer der Schnitte war besonders tief und verlief um den ganzen Arm herum» gleichsam als hätte sich die Klinge auf makelloser Haut abwischen wollen. Zwischen den klaffenden Wunden waren etwa zwölf kleinere Schnitte zu sehen, dicht gedrängt und jeweils etwa zwei Zentimeter lang. Sie heilten schlecht. Die Ränder waren geschwollen und gelb von nässendem Eiter. William zuckte vor Schmerz zusammen, als er mit den Fingern behutsam darüberstrich. Es waren tiefe, sehr tiefe Wunden. Ein flach an den Arm gehaltenes Messer konnte einen Schnitt dieser Art nicht verursachen. Man musste schon das Messer in die Faust nehmen und mit der Spitze ins Fleisch stoßen, wieder und immer wieder ...

William erbrach sich auf den Fußboden, so dass sich Spritzer in dem Rohrgeflecht des Nähkorbs verfangen. In seinem Magen war nur ein Schluck Wasser, aber er würgte und würgte. Sein Unterleib krampfte sich zusammen, in seinem Mund war bitterer Gallengeschmack. Als er Polly erneut auf der Treppe hörte, wagte er nicht aufzublicken. Vielmehr streckte er den verletzten Arm aus, die Finger gespreizt in verzweifelterm Flehen. Der blutbefleckte Verband lag achtlos hingeworfen auf der Bettdecke.

Auf der Türschwelle blieb Polly abrupt stehen und schnappte keuchend nach Luft. Ihre weiten Röcke verdunkelten den Rahmen.

»Di, geh wieder runter.«

Erschrocken über ihren scharfen Ton, gehorchte der Kleine ohne Widerrede. William und Polly lauschten dem dumpfen Schlag, als er die letzten Treppenstufen in den engen Flur hinuntersprang. Dann schloss Polly die Tür und goss Wasser in die Schüssel auf dem Waschtisch.

»Was um Himmels willen hast du da angestellt?«, schimpfte sie, griff nach dem Verband und wickelte ihn so fest um Williams Arm, dass seine Fingerspitzen anfangen zu kribbeln. Als sie fertig war, ging sie neben dem Bett in die Hocke und wischte, behindert durch ihren dicken Bauch, mit einem zusammengeknüllten Lappen den Boden auf. Ihr kastanienbraunes Haar war von weißen Strähnen durchzogen, und auf der blassen Haut unter ihrem Scheitel schimmerte ein rötlicher Fleck. William hielt den Blick fest auf diese Stelle gerichtet, bemüht, nicht die Fassung zu verlieren.

»Was ist passiert?«, flüsterte er.

»Du warst krank, Liebster, das ist alles. Wenn ich aufgewischt habe, bringe ich dir eine Brühe, das beruhigt den Magen. Der nette Mr. Mitchell hat mir gestern ein paar schöne Knochen dazugepackt, als er gehört hat, wie schlecht es dir geht.«

Sie wischte energisch über die Dielen, ohne ihn anzusehen. William hatte ein ziehendes Gefühl im Magen, als würde er unendlich tief durch einen Einstiegsschacht fallen.

»Aber vorher«, fragte er. »Als ich ...? Ich ... ich liege wohl schon eine ganze Weile hier im Bett?«

»Es ist dir sehr schlecht gegangen«, sagte Polly munter und tauchte den Lappen in die Schüssel. »Du hast im Fieberwahn geredet und furchtbar getobt. Aber das haben wir überstanden. Am besten, du vergisst es und konzentrierst dich darauf, wieder gesund zu werden.«

»Aber ...?«

»Am Dienstagmorgen haben die Konstabler dich nach Hause gebracht, gegen fünf Uhr, glaube ich. Di ist von dem Lärm aufgewacht und die halbe Straße vermutlich auch, denn du hast gebrüllt wie am Spieß.« Polly hielt inne, den ausgewrungenen Lappen wie ein Seil in der Hand. Dann fuhr sie mit neuer Entschlossenheit fort, den Boden zu wischen. »Heute ist Samstag.«

Vier Tage. Er lag also schon vier Tage hier. Er beruhigte sich ein wenig, auch wenn er nicht hätte sagen können, warum.

»Trotzdem haben wir allen Grund, dankbar zu sein«, fuhr Polly im selben munteren Ton fort. »Wer weiß, was mit dir passiert wäre, wenn sie dich nicht entdeckt hätten. Sie haben dich halb erfroren am Fluss gefunden, mit zerrissenen Kleidern, voller Dreck, das Gesicht totenbleich. Ganz abgesehen davon, dass man dir deine besten Steckknöpfe vom Hemd gerissen hat.« Polly hörte auf zu wischen und schüttelte den Kopf. Sie lachte, als hätte sie den Mund voll spitzer Nadeln. »Was um alles in der Welt hattest du an einem so bitterkalten Abend da draußen zu suchen, mein Schatz? Du kannst von Glück reden, dass du noch lebst.«

»So, kann ich das?«

Irgendwie war ihm das mit einem Seufzer einfach so herausgerutscht. Polly warf ihren Lappen auf den Boden und packte William an den Handgelenken. Ihre Finger gruben sich in sein wundes Fleisch. Ihr rosafarbener Mund war jetzt nur noch ein harter weißer Strich, und die goldenen Sprenkel in ihren Augen blitzten vor Zorn.

»Du hörst sofort auf damit, verstanden? Ich dulde solche Reden nicht, jedenfalls nicht, solange ich in diesem Haus lebe. Ich werde nicht zulassen, dass du uns zugrunde richtest. Und wenn du einen Pakt mit dem Teufel persönlich geschlossen hast, ich werde jedenfalls nicht tatenlos zusehen, wenn du alles daran setzt, dass man uns in die Gosse wirft. Was glaubst du eigentlich,

was aus uns wird, wenn du dich hinlegst und erfrierst? Wenn du so weitermachst ... wenn du ... wenn du dir weiterhin so etwas antust?« Ihre Stimme versagte, sie hob den Kopf und sah aus dem Fenster. »Meinst du vielleicht, deine innig geliebte Baubehörde schert sich darum, ob wir ein Dach über dem Kopf oder etwas zu essen haben? Oder was aus Di oder dem Baby wird, wenn es geboren ist? Es gibt Hunderte, die nur darauf warten, deinen Posten zu übernehmen. Sie sind längst dort und schmeißen sich an deinen Mr. Lovage heran, während du hier winselnd im Bett liegst. Mach dir das mal klar.«

Sie drehte sich um und sah ihn an. Gram zerfurchte ihre Stirn, und sie knetete aufgeregt ihre Schürze. William entdeckte Tränen in ihren Augen. Die harten, goldenen Flecken zerflossen zum hellen Kupfertönen wässrigen Tees. Ihm krampfte sich der Magen zusammen.

»Warum nur, William?«, fragte sie. Ihre Wut war plötzlich erloschen, ihre Stimme leise und kraftlos. Eine dicke Träne lief ihr die Wange hinunter. »Wir sind doch glücklich? Oder etwa nicht?«

William sah sie verzweifelt an. Er hätte sie gern getröstet, aber sein Herz war hohl und leer. Er hatte nicht den geringsten Trost für sie. Auch seine Knochen waren hohl, so brüchig, dass sie jeden Augenblick entzweigen konnten. Wie eine Maus, die hinter der Fußbodenleiste herumscharrt, regte sich tief in seinem Schädel das brennende Verlangen, sich zu schneiden.

Polly wischte sich mit der Schürze über die feuchten Wangen, nahm die Schüssel mit dem schmutzigen Wasser und zwang sich zu einem Lächeln. »Du hast schon wieder ein bisschen Farbe im Gesicht, das freut mich. Anscheinend bist du auf dem Weg der Besserung. Ich bring dir etwas Suppe, und dann wird es Zeit, dass du aufstehst. Ich habe deine Hose geflickt und gebügelt, aber sie hat wohl sehr gelitten. Trotzdem, am Montag möchtest

du bestimmt wieder zur Arbeit gehen. Wie sagt Mr. Lovage immer: Wir dürfen keine Zeit verlieren. Nicht wahr? Und abends wollen wir dich für uns haben. Für Di und mich war es ganz schön langweilig ohne dich.«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, eilte sie aus dem Zimmer. Mit geschlossenen Augen hörte William, wie sie vom Treppenabsatz aus nach dem Kind rief und kurz darauf dessen gedämpft heraufklingende Antwort und das Ächzen der Stufen, als Polly zur Küche hinunterging. Er empfand nichts. Die harschen Worte seiner Frau hatten ihn nur schwach berührt und nicht überzeugt. Sie verflüchtigten sich wie Rauch, während die düstere Begierde, sich zu schneiden, übermächtig wurde, ihm in Brust und Kehle drang und die brüchigen, leer geschabten Knochen mit einem alles verschlingenden schwarzen Feuer überzog. Die Glut versengte ihm die Fußsohlen und setzte seine Haarwurzeln in Flammen. Seine Haut brannte.

Zitternd schob William die Bettdecke zurück. Als er sich aufzusetzen versuchte, schwankte das Zimmer, und er musste sich auf die Matratze stützen, um nicht zurückzusinken. Ans eiserne Bettgestell geklammert, schwang er die Füße auf den Boden und stellte sich mit schlotternden Knien auf. Das Verlangen nach dem Messer jagte ihm durch den Körper wie ein loderndes Feuer. Sein ganzer Leib stand in Flammen und schrie nach Erlösung. Der grobe Verbandsmull scheuerte auf der wunden Haut. Er riss ihn herunter, während er durchs Zimmer taumelte. Die Küche. In der Küche gab es Messer. Und dann trat aus dem Nebel der Erinnerungen plötzlich ein gestochen scharfes Bild hervor. Der dunkle Tunnel. Der tote Körper. Das Geräusch von Schritten im Wasser. Seine Hand, die das Messer in der Hosentasche umklammerte. Er wirbelte herum. Doch seine Hose hing nicht wie gewöhnlich über der Stuhllehne. Er musste sie finden. Er musste das Messer finden. Er riss die Schlafzimmertür auf und torkelte

den schmalen Flur entlang. Die Treppe verschwamm vor seinen Augen, wich vor ihm zurück und stürzte gefährlich in die Tiefe. Die Beine knickten ihm ein. Die Gier schnürte ihm die Kehle zu.

Das wackelige Geländer mit beiden Händen umklammernd, tastete er sich die Stufen hinunter. Am Fuß der Treppe stolperte er und schlug mit dem Kopf an eine scharfe Mauerkante. Ein Sonnenstrahl drang durch die Buntglasscheibe der Haustür und warf rote und purpurne Flecken auf den blank gescheuerten Fliesenboden und auf seine Hände. Er spürte, wie ihm das Blut aus der Kopfwunde ins Haar sickerte. Blut. Die klebrige Wärme versetzte ihn in Erregung. Er betastete die Verletzung und leckte die Finger ab. Die rasende Begierde war jetzt nicht mehr zu bändigen. Ein Aufschrei stieg aus seinem Innern, drückte ihm gegen das Zwerchfell und presste ihm die Lunge in die Kehle. Er versuchte aufzustehen, doch die Beine gehorchten ihm nicht.

Also kroch er auf allen vieren weiter. Als sich das Nachthemd zwischen seinen Beinen verfang, zerrte er so heftig daran, dass der dünne Baumwollstoff bis zur Hüfte zerriss. Seine feuchten Hände hinterließen auf den Fliesen graue Schatten. Er atmete in kurzen Stößen, hechelnd wie ein Hund. Er musste es nur noch bis zur Küche schaffen. In der Küche gab es Messer, die Klingen kühl und silbrig glitzernd wie Wasser. Er stieß die Tür auf, seine Finger glitten über das knorrige Kiefernholz, sein wilder Blick wanderte zur Anrichte und suchte ein Messer, irgendein Messer. Die Anrichte hatte eine Glastür, er konnte sie zerschlagen, wenn es sein musste. Oder vielleicht fand er einen Teller, eine Schüssel mit abgeschlagenem Rand. Etwas Scharfkantiges, irgendetwas Scharfkantiges. Auf dem sauber gewischten Tisch funkelte ein Hackmesser. Ein Hackmesser! Er kroch darauf zu, hievte sich mit dem gesunden Arm hoch und streckte sich, bis seine Finger die kühle, glatte Klinge ertastet hatten. Da war es, das Vorgefühl der Ekstase, der gleißende Nadelstich reinen Lichts. Triumphie-

rend griff er nach dem schweren Messer und hob es hoch. Mit aller Kraft hielt er es fest umklammert, während er am Tischbein wieder zu Boden glitt und die Lippen an die Klinge drückte. Sein Atem hinterließ einen flüchtigen Hauch auf dem kalten Metall. Dann senkte er es mit behutsamer Präzision und schnitt sich in den nackten Oberschenkel.

»O mein Gott!«

Polly stand in der Tür, die Hände auf dem Mund, während die hölzernen Wäscheklammern aus ihrer hochgebundenen Schürze klappernd zu Boden fielen. Ihre Augen waren vor Schreck weit aufgerissen. Vor ihr saß William, den Kopf an ein Tischbein gelehnt, in einer Blutlache am Boden, das zerrissene Nachthemd bis zur Hüfte hochgeschoben. Über seinen gespenstisch weißen Oberschenkel zog sich eine klaffende Wunde. Das Blut begann zu gerinnen, nur eine klebrige Spur lief noch traumverloren über die Wölbung des Schenkels auf den weichen Kringel seines entblößten Penis. Der aufgerissene Verband an seinem Arm legte die geschundene Haut frei, die entrollte Innenseite der Binde war übersät mit dunklen Flecken und frischen purpurroten Spritzern. Wo die Haut nicht vernarbt oder mit Schorf überzogen war, hatte sich von dem zu fest gewickelten Verband ein zopfartiges Muster aus feinen rosa Linien gebildet. Die Arme hingen ihm schlaff herab, und in der Rechten hielt er noch immer das Hackmesser. An der blutigen Klinge klebte eine blonde Haarsträhne. Er hatte die Augen geschlossen und den Mund geöffnet, doch sein Gesicht erstrahlte engelsgleich in überirdischer Verzückung.

Ihr stockte das Blut in den Adern. Der Zorn ließ sie kreidebleich werden und erstarren, dass jedes Gefühl in ihr erlosch.

»Steh auf!«, herrschte sie ihn an. »Steh sofort auf!«

Sie packte ihn grob an seinem verletzten Arm und trat ihm mit dem Schuh heftig in die Seite. William stöhnte auf vor

Schmerz, fiel nach hinten und schlug dabei mit der Schulter gegen den Tisch.

»*Steh auf.*«

Sie versetzte ihm einen weiteren, noch festeren Fußtritt. Aus der Wunde an seinem Bein sickerte frisches Blut. William schlug die Augen auf und blinzelte sie verwirrt an, versuchte sich zu erinnern, wer sie war. Verschwommen spürte er zwar, dass um ihn herum Aufregung herrschte und jemand schrie, aber es berührte ihn nicht. Er ruhte vollkommen in sich selbst.

Polly riss ihm das Hackmesser aus der Hand.

»Willst du, dass dein Sohn dich so sieht?«, kreischte sie und fuchtelte mit dem Messer vor seinem Gesicht. »Willst du das?«

Sie packte ihn am Kragen seines Nachthemds und schüttelte ihn, so dass sein Kopf hin und her schlug. William nahm kaum Notiz davon. Aber durch die abrupte Bewegung löste sich etwas in seinem Kopf, und plötzlich stand ihm klar und deutlich ein Mann vor Augen. Sein tief in die Stirn gezogener Hut machte ihn zwar unkenntlich, doch sein Gesicht war weiß, und seine Augen funkelten im Widerschein seiner Laterne. In der Hand hielt er ein Messer.

»Da war noch jemand«, sagte William plötzlich. »In den Tunneln. Ich hab ihn gesehen.«

Polly schnitt eine verzweifelte Grimasse und ließ ohnmächtig die Arme sinken. »Komm hier raus!«, sagte sie flehentlich, die Stimme dünn vor Verzweiflung. Tränen strömten ihr über die bleichen Wangen.

»Es war nur ein kurzer Moment. Aber ich hab ihn genau gesehen!«

»William, hör mir zu, ich flehe dich an!«

William schloss die Augen und lauschte. Intensiver jetzt und scharf umrissen irrlichterten Sprenkel der Erinnerung an jene verschollene Nacht durch seinen Geist wie sonntägliches Glo-

ckengeläut. Sie fügten sich zu einer Melodie und waren doch klar und deutlich voneinander unterschieden. Das Scheuern von Backsteinen, das Glucksen des Schlammes und das Plätschern des Wassers, das erstickte Keuchen und das angestrengte Ächzen, das Wimmern eines ertrinkenden Kätzchens, das erstickte Gurgeln, der dumpfe Schlag eines Stiefels gegen einen Körper, das hohle Plumpsen eines schweren Sacks, der ins Wasser geworfen wird – all das verband sich in Williams Geist zu einer Melodie. Er spürte sogar die glitschigen kalten Tunnelwände unter den Händen, als er sich zurücklehnte, das Brennen seines stockenden Atems in der Brust, die Steifheit der Beine, als er durch die Strömung watete. Beherrscht von der Angst, gesehen und gehört zu werden. Gesehen hatte er nur ein im Lampenlicht aufblitzendes Gesicht. Aber er hatte etwas gehört. Und er hörte es auch jetzt. Das letzte verzweifelte Aufstöhnen eines Sterbenden.

William rang nach Luft und ergriff Pollys Hände.

»Er hat jemanden umgebracht«, flüsterte er mit leuchtenden Augen. »Dort unten. Ich weiß es genau. Er hat jemanden umgebracht.«

Polly sackte zusammen. Ihr Kopf sank auf die Brust, so dass ihr hochgestecktes Haar schwer in den Haarnadeln hing. Ihre Schultern zuckten, und ihre Hände, die William noch immer umklammert hielten, wurden kalt und schlaff. William starrte sie einen Moment verdutzt an, dann hob er mit einem Finger sachte ihr Kinn. Sie sah ihn mit roten, tränennassen Augen an. Sanft strich William ihr die klebrigen Haarsträhnen aus dem feuchten Gesicht.

»Hab keine Angst, meine kleine Kreuzblume«, sagte er zärtlich. »Hier sind wir in Sicherheit.«

Pollys Brust entrang sich ein merkwürdig erstickter Schluchzer, fast als würde sie auflachen. Dann, eine Hand auf dem

Mund, die andere auf den gewölbten Bauch gepresst, lief sie wie gehetzt aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

William saß lange auf dem kalten Steinboden und dachte nach. Durch das offene Fenster drang das quiekende Lachen seines Sohnes und das leise Echo von Pollys Stimme. Mit gewohnter Sorgfalt reinigte und verband er die Wunde an seinem Bein und wischte das Blut vom Küchenboden. Das Fieber hatte ihn so sehr geschwächt, dass er immer wieder innehielt. Die Wunde an seinem Bein pochte. Als er das schmutzige Wasser weggoss, spürte er, wie sehr sich sein Körper nach Schlaf sehnte. Langsam steuerte er auf die Treppe zu. An der Schwelle blieb er stehen, die Hand auf dem Porzellanknauf der Tür. Die Fliesen waren noch immer nicht ganz sauber, an einigen Stellen war das Blut in die grauen Fugen gedrungen und hatte sie braun gefärbt. Morgen würde er versuchen, es wegzuwischen. Schwerfällig, gebeugt wie ein alter Mann, schlurfte er durch den Flur zur Treppe.

In der Woche seiner Genesung versuchte William mehrmals, mit Polly über den Mord zu sprechen, dessen Zeuge er geworden war, aber sie schien für dieses Thema taub zu sein. Mit boshafter Unbekümmertheit begann sie zu singen, wenn er davon anfang, oder rief dem kleinen William zu, ihr den Nähkorb zu bringen. Ein-, zweimal, wenn sie nicht gerade saß, verließ sie das Zimmer, so schnell sie ihren zunehmend unförmigeren Körper bewegen konnte. Als hätte er gar nichts gesagt. Gegenüber dem kleinen William zeigte sie sich fröhlich und liebevoll wie immer, auch wenn ihre fortgeschrittene Schwangerschaft sie müde und kurzatmig machte. William sprach sie nur an, wenn es absolut unumgänglich war, und dann in einem Tonfall spröder Höflichkeit, den er nicht an ihr kannte. Sie war eine pflichtbewusste Krankenschwester, die ihm das Bett machte, ihm Suppe und Kräutertee brachte und ihm sogar vorlas, wenn er zu erschöpft war, um

den Worten auf dem Papier zu folgen. Aber sie würdigte ihn kaum eines Blickes. Die goldenen Sprenkel in ihren Augen waren hart und glanzlos wie beschlagenes Messing. Sämtliche Küchenmesser wie auch Williams Rasiermesser und den Brieföffner hatte sie in einem hohen Schrank weggesperrt. Der eiserne Schlüssel baumelte an ihrem Gürtel wie der eines Gefängniswärters. Als der kleine William damit spielen wollte, schlug sie ihm so heftig auf die Finger, dass er weinte. Später, als sich der Kleine in ihren Schoß schmiegte und die Augen schloss, strich sie ihm übers Haar, und in ihren karamellbraunen Augen schimmerten Tränen. Nachts schlief sie mit dem Schlüssel unter ihrem Kopfkissen.

Sobald William einigermaßen bei Kräften war, drängte sie ihn, wieder zur Arbeit zu gehen. »Du trägst Verantwortung, falls du das vergessen hast«, wies sie ihn grimmig zurecht. »Andere würden alles dafür geben, um deinen Posten zu bekommen. Glaubst du etwa, sie halten dir die Stelle frei, während du Ohnmachtsanfälle hast wie ein zart besaitetes Frauenzimmer?«

William lehnte sich an den Türpfosten. Das Treppensteigen hatte ihn erschöpft, ihm zitterten die Knie. Er hatte stark abgenommen. Die Hose schlotterte ihm um die Hüften, und das Fleisch unter seinen Wangenknochen schien wie mit einem Löffel herausgekratzt. Das Haar stand ihm in zotteligen Büscheln zu Berge. Er ähnelte dem Mann, der von der Krim zu ihr zurückgekehrt war. Polly hielt den Blick starr auf den Kamin gerichtet.

»Ich werde es ihnen sagen müssen«, begann William mit ruhiger Stimme. »Das mit dem Mord. Es ist meine Pflicht als Mitarbeiter der Behörde. Das verstehst du doch, oder?«

Als Polly herumwirbelte, rot vor Zorn, zuckte er zusammen.

»Was ist eigentlich mit dir los?«, schrie sie. »Willst du uns zugrunde richten? Willst du das? Sag!«

»Polly, bitte. Natürlich nicht. Natürlich möchte ich nicht, dass wir Scherereien bekommen, aber die Abwasserkanäle sind Eigentum der Behörde. Wenn dort unten ein *Mord* geschehen ist ... «

»Ein Mord? Jetzt hör mir genau zu, du blinder, wirrköpfiger Trottel. Wenn tatsächlich ein Mord geschehen ist, dann solltest du verdammt noch mal hoffen, dass es nie herauskommt. Glaubst du vielleicht, sie bedanken sich herzlich und geben dir eine halbe Krone dafür? Du mit deinen ... mit deinen widerlichen Schnittwunden am ganzen Körper und dem blutigen Messer in der Hosentasche? Ich hab das Messer gefunden, William. Ich hab es gefunden. Es sieht nicht gut aus für dich, meinst du nicht auch? Und wenn du hingehst und etwas von einem Mord erzählst – auf wen, glaubst du wohl, wird der Verdacht fallen?«

XV

Die Angaben des Captain waren zwar nur vage gewesen, doch Tom hatte Glück. Nach ein paar hundert Metern stießen er und Lady auf die Leiche. Zuerst drang Tom ihr Geruch in die Nase. Ein intensiver, unverwechselbarer Geruch nach Blut, von ekliger Süße, so wie Blut riecht, wenn es anfängt zu trocknen. Und der Gestank nach Scheiße. Bevor der Kerl sein Fett abgekriegt hatte, hatte er sich die Hosen voll gekackt. Wer hätte geglaubt, dass man einen solchen Gestank hier unten würde herausriechen können, wo man schon einen halben Meter tief in Fäkalien steckte; aber Abwasser roch irgendwie anders. Kräftiger und gehaltvoller. Der Mann war schon eine ganze Weile tot. Zwei Tage, schätzte Tom, aber die Kälte in den Tunneln hatte die Leiche frisch gehalten.

Bis auf die Haare war die Leiche nahezu trocken. Die Flut hatte sie per Zufall bis zu einer Engstelle in einem der schmaleren Tunnel getragen, die vom Abwasserkanal in der Dean Street abzweigten; dort steckte sie fest, ohne von Wasser umspült zu werden. Tom presste die Schulter gegen den toten Körper, der nachgab wie feuchter Lehm, ohne sich jedoch von der Stelle zu bewegen, weder vorwärts noch rückwärts. Der Kanal war tief, und selbst bei Flut würde die Leiche nicht von Wasser überschwemmt werden. Die Strömung war nicht stark genug, um sie woandershin zu transportieren, jedenfalls nicht bis im März die Springflut einsetzte. Tom lächelte in sich hinein. Du sorgst dafür, dass man ihn nicht findet, hatte der Captain ihm gesagt. Solange die Polypen keine Leiche hatten, konnten sie seinem Freund auch nichts

anhängen. Aber der Captain hatte das Geld seines Freundes unnütz verschwendet. Die Strömung hatte die Arbeit bereits für ihn erledigt. Selbst Tom hätte kein sichereres Versteck finden können.

Tom sah sich die Leiche genauer an. Ein feiner Herr, vornehm gekleidet in dunklem Anzug und Überzieher, was Tom nicht weiter verwunderte. Was ihn überraschte, war der Zustand der Leiche. Ehrlich gesagt, hatte er Pfuschwerk erwartet; so hatte es ihm der Captain kopfschüttelnd und mit zerfurchter Stirn angedeutet, als wäre er nicht gerade angetan, die Suppe für jemand anderen auslöffeln zu müssen. Ein Unfall, hatte Tom angenommen, ein Schlag auf den Hinterkopf oder ein Pistolenschuss. Doch dieser Anblick hätte selbst einem Seemann den Magen umgedreht. Man hatte dem Mann die Kehle durchgeschnitten, so dass der Kopf, fast vom Körper abgetrennt, nach hinten gefallen war wie der Deckel eines Bierkrugs. Doch das war noch nicht mal das Schlimmste. Sein Oberkörper war eine breiige Masse aus Blut und zerschmettertem Fleisch, der dunkle Westenstoff mit der gestärkten Hemdbrust zu einem scharlachroten Wust verkrustet. Um jemanden so entsetzlich zuzurichten, musste man fünfzehn-, zwanzigmal zustechen. Tom ließ die Hand über den zertrümmerten Brustkorb gleiten in der Hoffnung, vielleicht eine Uhr zu finden, aber er ertastete nur kaltes, glibbriges Fleisch. Auf eins hatte der Captain besonderen Wert gelegt. Er hatte wissen wollen, ob Tom lesen könne, und als dieser antwortete, in seinem Gewerbe sei das bisher nicht erforderlich gewesen, hatte er nur genickt und gesagt, er solle ihm sicherheitshalber alles bringen, was nach einem Brief oder Schriftstück aussah, auch wenn es nur Gekritzel sei. Nicht, dass er etwas Besonderes zu finden hoffe, fuhr der Captain leichthin fort, es wäre nur ein Beweis dafür, dass Tom alles Notwendige erledigt hätte. Abgesehen davon könne Tom jedoch alles behalten, was er finde. Das war einer der

Gründe, weshalb Tom sich auf den Handel eingelassen hatte, obwohl ihm die Belohnung alles andere als großzügig erschien. Außerdem hielt er es für wichtig, mit dem Captain im Geschäft zu bleiben. In ein, zwei Wochen würde der Kampf stattfinden, und je enger die Interessen zweier Männer miteinander verknüpft waren, desto stärker das beiderseitige Vertrauen. Diese Lektion hatte Tom schon früh gelernt.

Tom wischte sich mit damenhafter Geziertheit die Hände an den Haaren des Toten ab, bevor er ein Bündel packte und den Kopf hochhob. Das Gesicht des Mannes war kalt und gelb wie erstarrtes Wachs, bis auf einen Blutspritzer unter einem Auge. Wie ein Hundemaul hatten sich die Winkel der blutleeren Lippen unter den protzigen schwarzen Backenbart zurückgezogen. Die bleichen, weit aufgerissenen Augen quollen, wie Tom fand, mehr in einem Ausdruck des Erstaunens als des Erschreckens aus ihren Höhlen. Armes Schwein, dachte Tom und ließ den Kopf wieder ins Wasser plumpsen. Mit einem dumpfen Knall schlug der Schädel auf der Backsteinmauer auf, dabei krachte etwas im Nacken und zersprang, und der Kopf glitt ein Stück tiefer in das kalte Wasser. Auf der glatten gelben Stirn sammelte sich von der Strömung aufgewirbelter brauner Schaum.

»Man sollte meinen, dass ein so vornehmer Herr mehr auf sein Äußeres achtet, findest du nicht?«, murmelte Tom trocken und setzte Lady auf dem Sims ab, den die Beine des Toten bildeten.

Sein geübter Blick glitt über die Leiche. Wertvollen Schmuck würde er bei dem da kaum finden, schade. Keine Ringe, keine Nadel in dem, was von seiner Halsbinde übrig war. Aber immerhin Manschettenknöpfe. Gute Stiefel, wenn auch an den Sohlen schon etwas abgelaufen. Lady beschnupperte vorsichtig den Schoß des Toten, während Tom dem Mann die Stiefel auszog, das Wasser herauslaufen ließ und sie mit der Spitze voran in seine Jackentaschen stopfte. Der Saum des aufgeknüpften Man-

tels schwamm im Wasser. Tom durchstöberte die Taschen. Papiere – keine Banknoten, dafür waren sie zu dick – mit Siegeln darauf und was sonst noch. Ein paar Briefe. Handschuhe, ein Taschentuch mit verschnörkelten blauen Initialen. Ein Notizbuch mit ähnlicher Goldprägung. Tom schlug es auf. Weitere Schriftstücke und Briefmarken, und hintendrin ein Fünf-Shilling-Schein. Jeder Matrose trug mehr mit sich herum. Keine Schnupftabakdose und auch sonst nichts Brauchbares. Tom konnte sich eines gewissen Zorns nicht erwehren.

Die steigende Flut umspülte seine Hüften. Es war Zeit zum Aufbruch. Er befühlte den Mantelstoff. Den Mantel musste er unbedingt noch mitnehmen. Die Arme des Toten fingen schon an, steif zu werden, was die Sache schwieriger machte, als Tom gedacht hatte. Und den Mantel unter dem bleischweren Körper des Toten hervorzuziehen war auch nicht gerade einfach. Doch Tom machte so etwas ja nicht zum ersten Mal. Als er den Mantel in der Hand hielt, begutachtete er ihn im Schein der Laterne. Alles in allem war er nicht schlecht in Schuss, lediglich die Tasche war zerrissen, und ein Knopf fehlte. Er ließ die Hand in die Hosentasche des Toten gleiten. Eine Lederbörse ohne Prägung. Tom öffnete sie. Ein paar Münzen, kaum mehr als ein Shilling. Tom fluchte vor sich hin. Wenn die Flut ihm nicht geholfen hätte, hätte sich die Sache für ihn überhaupt nicht gelohnt. So wie's aussah, war es die ganze Mühe nicht wert. Immerhin, die Hose schien ganz passabel, wenn auch nicht so gut wie der Mantel. Wenn sie gewaschen war, würde er beim Juden in der Rosemary Lane ein bisschen was dafür bekommen. Hastig fummelte er an den Knöpfen und hob Lady hoch, damit er dem Toten die Hose abstreifen konnte. Mit dem Hund auf dem Arm gestaltete sich das als ziemlich schwierig. Der Stoff war triefend nass und von Blut und Abwasser verkrustet, und das Dingsbums und die Beine des Toten waren steif wie ein Brett.

Endlich hatte er es geschafft; er zog die Hose durchs Wasser, um sie vom größten Dreck zu befreien, rollte sie in den Mantel und band sich das Bündel um den Bauch. Der nunmehr entblößte Körper wirkte im fahlen Licht der Laterne schlaff, die Beine waren merkwürdig haarlos und weiß wie die Aale, die sich in den Abwasserkanälen tummelten. Die klaffende Halswunde blitzte Tom mit widerlich schwarzem Grinsen entgegen. Er hatte hier nichts mehr zu tun. Jetzt musste die Flut ihr Werk vollenden. In ein, zwei Wochen würde nicht mal seine Mutter ihn wiedererkennen. Wenn alles gut ging, würde Tom in einer Woche noch mal herkommen. Er und die Themsefischer würden dafür sorgen, dass der Tote scheinbar unverhofft in Rotherhithe aus dem Fluss gezogen würde. In Rotherhithe bekam man derzeit eine Krone und Sixpence von den Behörden, die die Todesursache gerichtlich untersuchten, mehr als doppelt so viel wie an jeder anderen Stelle der Themse, und weil Tom die Leiche gefunden hatte, stand ihm mindestens die Hälfte des Geldes zu. Der Captain würde davon gar nichts mitbekommen. Tom vergewisserte sich, dass die Leiche noch immer im Tunnel feststeckte, dämpfte das Licht seiner Laterne, nahm Lady hoch und watete gegen die Strömung in Richtung des Hauptkanals.

Es war spät, als er sich in den Keller hochzog, viel später, als er gedacht hatte. Das Geschrei in der Gasse, das aus den billigen Absteigen in den Abend drang, war vom gleichförmigen Rauschen der Nacht abgelöst worden. Tom nahm einen der Rattenkäfige aus der Mauernische und stopfte die Kleider des Toten hinein. Die Manschettenknöpfe ließ er in den Finger eines Handschuhs gleiten, den er mit dem Taschentuch des Toten zu einem Bündel verschnürte. Es gab eine Stelle in den Abwasserkanälen, die niemand außer ihm kannte. Dort war die Beute in Sicherheit, bis Gras über die Sache gewachsen war. Man konnte ja nie wissen. Die Polente war heutzutage wachsamer

und schnüffelte, anders als früher, auch gern in den Elendsquartieren herum.

Tom holte die Schriftstücke aus seiner Tasche und entfaltete sie. Darunter war so etwas wie ein Brief, geschrieben auf Papierbogen so steif wie Fingernägel; zwischen den einzelnen Seiten mehrere amtlich aussehende Schriftstücke, übersät mit Unterschriften und Stempeln und allem Drum und Dran. Der Captain hatte die Schriftstücke erbeten. Als Beweis, wie er gesagt hatte. Damit er sicher sein könne, dass Tom alles erledigt hatte. Tom hatte sich dazu bereit erklärt. Jetzt besah er sich die Sachen und befühlte sie zwischen den Fingern. Das Notizbuch trug aufgeprägte Initialen. Damit hätte der Captain seinen Beweis. Und die Schriftstücke? Nun, Tom hatte sein Leben auf der Straße zugebracht, und er hatte eine gute Nase. Wenn man mit Männern wie dem Captain Geschäfte machte, schadete es nicht, etwas in der Hinterhand zu haben, für alle Fälle. Er verstaute daher das Bündel zusammen mit den Handschuhen und dem Taschentuch im Saum seiner Jacke. Die Sachen würde er so bald wie möglich in sein Versteck bringen. Die Briefmarken und die Geldbörse würde er am nächsten Morgen an den Juden verhöckern.

Derweil lag Lady reglos neben ihm, die Schnauze auf die Pfoten gebettet. Als er fertig war, schnippte er mit den Fingern, und Lady stand auf und schmiegte ihre kalte Schnauze in seine Hand. Als sie den Kopf hob und ihn ansah, kitzelten ihre Spürhaare ihn an der Innenseite des Handgelenks. Er zog sie an dem fein gäderten Ohr, das aufgerichtet war, die andere Hand hatte er in der Hosentasche zur Faust geballt. Tom spürte die Fingerknöchel auf seinem Oberschenkel. So verharrte er einen Augenblick. Seine Finger strichen über die pulsierenden Adern des vertrauten Ohrs, die feinen Härchen, die Rundung der Ohrmuschel, die grazil war wie ein Damenschuh. Ladys aufgerichtetes Ohr war immer heiß, selbst in einer eiskalten Nacht wie dieser. Tom frös-

telte, er räusperte sich und schlug sich mit der Faust energisch ans Bein. Es war schon spät, und fast wäre er im Stehen eingeschlafen. In seiner Hosentasche klimperte es. Es dauerte einen Augenblick, bevor ihm einfiel, dass er immer noch die Steckknöpfe mit sich herumtrug, die er dem Verrückten vor zwei Tagen abgenommen hatte. Bei dem ganzen Theater hatte er sie völlig vergessen.

Er kauerte sich neben Lady, zog die Faust aus der Tasche und betrachtete die Knöpfe in seiner ausgestreckten Hand. Sie waren nicht sonderlich kunstvoll: Perlmutter, eingefasst in Zinn. Doch im Schein der Laterne glänzte das Perlmutter in Rosa und Orange wie ein prächtiger Sonnenuntergang. Lady stupste sanft mit der Schnauze daran.

»Die gefallen dir, Mädels, nicht wahr?«, murmelte Tom und sah Lady an.

Die Hündin streckte ihre rosa Zunge heraus, ihr Stummelschwanz streifte über den Kellerboden. Tom lächelte sie an, nahm ihren Kopf und berührte ihre Schnauze mit seiner Nase. Ihre Barthaare kitzelten seine Oberlippe.

»Sie gehören alle dir«, flüsterte er.

Ganz sanft, zart wie ein warmer Atemhauch, leckte Lady seine Wangen. Toms Finger ertasteten die empfindliche Stelle an ihrem Bauch und kraulten sie dort. Sie legte den Kopf zurück und räkelte sich wohlig in der Liebkosung. Tom ließ die Knöpfe wieder in seine Tasche gleiten, legte den Arm um die Hündin und zog sie zu sich heran.

»Wir sollten nach Hause gehen«, murmelte er, ohne sich jedoch vom Fleck zu rühren. Auch Lady blieb reglos. Er hielt sie dicht an sich gepresst, prägte sich die Musterung ihres Fells am Kopf ein, die dunklen Falten ihres Zahnfleisches, die Höcker von Schultern und Rückgrat, die sich gegen seinen Bauch drückten. Bald schmerzten ihn seine steifen Knie, doch Tom schenkte dem

Schmerz keine Beachtung. In seiner Brust tat sich ein schwarzes Loch auf. Wenn er aufstand, würde ihm schwindlig werden. Also blieb er, wo er war, mit schmerzenden, verkrampften Knien, die Arme um die Hündin gelegt. Sein Hundert-Guineen-Mädchen. Seine Tränen fielen auf den schwarzen Samt ihres schrundigen Ohrs, funkelnd wie Diamanten.

XVI

Die Schankstube im Erdgeschoss des Badger war voller, als Tom es je erlebt hatte. Der Lärm erfüllte den Raum wie dichter Nebel, so dass man ein Geräusch überhaupt nur dann identifizieren konnte, wenn man sich in unmittelbarer Nähe seiner Quelle befand, und auch dann nur für einen kurzen Moment, bevor es von dem übrigen Gedröhne verschluckt wurde. Jeder Gedanke, den man im Kopf hatte, wurde erstickt vom Geschrei ringsumher, vom Poltern der Stiefel und Klappern der Krüge, vom Winseln und Knurren der Hunde, vom Klirren der Ketten, mit denen sie an den Holzbänken festgebunden waren. Und auf das ganze Durcheinander legte sich der dichte Qualm der Lampen und Kerzen, des Kaminfeuers und der hundert Stummelpfeifen. Weihnachten stand vor der Tür. Nur zwei Straßen weiter schmiegt sich vornehme Läden, die riesigen Fenster von Gaslampen erleuchtet und mit Seidenstoffen in allen erdenklichen Farben bestückt, wie das Halsband einer Herzogin um den geschwungenen Bogen der Regent Street. Auf den Trottoirs drängten sich elegant gekleidete Menschen, die die Straße entlangschlenderten, die Auslagen bewunderten und kaum auf ihre Wertsachen achteten. Kein Wunder, dass auch die Stimmung in der kleinen verrauchten Schankstube ausgelassen war. Als Lady sich an seine Beine drückte, bückte sich Tom und hob sie hoch. Sie bettete das Kinn auf seine Schulter. Tom war ganz flau im Magen, und er spürte ein Ziehen in den Oberschenkeln. Hier war er nun, an dem Abend, der ihm ein kleines Vermögen einbringen sollte, und wünschte sich doch sehnlichst, an einem anderen Ort zu sein.

Plötzlich stand Brassey neben ihm.

»Tom«, sagte er und starrte Lady mit seinen kleinen Krötenaugen an. »Halt dich bereit. Wenn du mich als Idiot dastehen lässt ... «

Er beließ es dabei und setzte sein schmieriges Grinsen auf. Tom hatte gute Lust, ihm einen Faustschlag zu verpassen, aber wozu? In dem Gedränge konnte der Wirt gar nicht umfallen, selbst wenn Tom ihn grün und blau prügeln würde.

»Wir sind bereit«, murmelte Tom stattdessen.

»Ein hübsches Halsband, was dein Köter da hat«, meinte Brassey, und seine Augen funkelten. »Es ist doch ihres, oder?«

Tom runzelte die Stirn. Es ging ihm gegen den Strich, dass Brassey ihn behandelte, als wäre er ständig auf der Flucht vor der Polizei, und so tat, als würde er, Brassey, ihn aus reiner Gutherzigkeit nicht bei den Polypen verpfeifen. Wo doch jeder hier in der Schankstube wusste, was für ein windiger Bursche der Wirt war. Tom war sehr darauf bedacht gewesen, Lady ein anständiges Halsband zu besorgen, eines, das richtig gut gemacht war. Also hatte er einem Falschmünzer in der Drury Lane fast eine ganze Krone dafür bezahlt, dass er die Steckknöpfe des Verrückten in ein hübsches Halsband einließ, das er aus einem geschmolzenen Silberlöffel formte. Für gewöhnlich schwärzte der Falschmünzer seine Münzen mit Lampenruß und Öl, damit sie nicht mehr wie neu aussahen, aber für dieses Halsband hatte sich seine Tochter eigens Zeit genommen, um es auf Hochglanz zu polieren. Im trüben Licht des Schankraums glänzte und funkelte es wie die Uhrkette eines Kirchendieners.

»Natürlich gehört es ihr«, gab Tom kurz angebunden zurück. »Wem sonst?«

Brassey zwinkerte ihm zu und machte dabei eine leichte Verbeugung. »Natürlich, wem sonst?«, pflichtete er ihm bei. »Du scheinst dir deiner Sache ja ganz sicher zu sein, wenn du

deinen Gewinn verschleuderst, noch bevor du ihn in der Tasche hast.«

Tom warf einen Blick auf Lady. Sie sah ihn mit halb geschlossenen Augen an und drückte die Schnauze noch fester an ihn. Er schluckte, um den Kloß im Hals loszuwerden. »Sie wird gewinnen.«

»Das möchte ich dir auch geraten haben.« Brassey wippte auf seinen feinen Schuhen und rieb sich die Hände. »Das möchte ich dir wirklich geraten haben.«

Tom ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Wo ist der Captain?«

Brassey fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Wird schon kommen. Ist ja noch viel Zeit. Aber er wird kommen.«

Bevor Lady an der Reihe war, sollten andere Hunde zum Kampf antreten, um dem Publikum Appetit auf den Hauptgang zu machen. Pünktlich um neun ließ Brassey die Männer nach oben. Der Captain war zwar noch immer nicht eingetroffen, aber Brassey heizte die Spannung auf, wusste er doch aus Erfahrung, dass aufgeregte Männer eine durstige Kehle hatten. Lady auf dem Schoß, ließ Tom sich in dem nunmehr fast völlig leeren Schankraum nieder. Der einzige verbliebene Gast außer ihm war ein alter Mann mit einem Backenbart wie aus zerschlissener, an einem Dornenstrauch hängen gebliebener Schafwolle. Mit trauriger Miene starrte er in sein schmutziges Glas und stieß ab und zu ein Schnauben aus, als wäre das sein Beitrag zu einer Unterhaltung. Vom Kampfplatz im Obergeschoss waren merkwürdig dumpfe Schläge und das Kratzen von Krallen zu hören. Lady spitzte ihr gesundes Ohr und lauschte mit hechelnder Zunge. Es versetzte Tom einen Stich im Magen, als ihm klar wurde, wie aufgeregt sie war.

Sie warteten schon eine ganze Weile, als ein finster dreinblickender junger Straßenhändler die Treppe herunterstolperte, eine blutüberströmte Bulldogge auf den Armen. Herausgeputzt nach der neuesten Mode, das Haar unter einem plüschigen Käppchen, das die Straßenhändler King's man nannten, zu sechs Schläfenlocken gedreht, blieb er mitten in der Schankstube stehen und streckte die Arme mit dem Hund aus, als wollte er Tom das Tier zur Begutachtung präsentieren. Mit wachsamen rosa Augen hob Lady neugierig den Kopf.

»Alles gut gegangen?«, fragte Tom, da sich der Junge offenbar nicht von der Stelle zu rühren gedachte, bevor Tom etwas sagte.

Der Junge zog ein finsternes Gesicht. Ohne Vorwarnung ließ er den Hund auf den Boden fallen und versetzte ihm einen so heftigen Fußtritt in die Rippen, dass er sich unter die Sitzbank verkroch. Tom glaubte zu spüren, dass Lady zusammenzuckte.

»Wenn ich den Kerl zu fassen krieg, der ihn mir verkauft hat, brech ich ihm sämtliche Knochen«, knurrte der Straßenhändler. »Hat mir weisgemacht, das war'n Rattenkiller durch und durch, der in der Minute zwanzig Viecher erledigt. Dieser nutzlose Köter!« Er spuckte verächtlich auf den sägemehlbestreuten Boden und wischte sich die Hände an der eng anliegenden Kniehose ab. »Hätt nicht mal eine abgemurkst, wenn das hässliche kleine Biest sich nicht hingelegt und ihm die Kehle wie'nen Festtagschmaus hingehalten hätte.«

Tom schüttelte den Kopf.

»Bin bloß froh, dass keiner von den wichtigen Leuten das gesehen hat«, fuhr der Straßenhändler, jetzt schon munterer, fort. »Hätt mir ganz schön eingeheizt, der Herr Captain, wo mich doch Brassey bequatscht hat, dem erbärmlichen Zwerg einen ordentlichen Kampfhund abzuluchsen.«

Tom strich Lady nachdenklich über den Kopf. »Dann ist der Captain also nicht oben?«

»Nö. Hat heut Abend drüben in Kentish Town was zu erledigen, heißt es. Ich denk, der rechnet sich aus, dort mehr absahnen zu können.« Der Bursche setzte ein breites Grinsen auf und entblößte statt einer Reihe Schneidezähne eine stattliche Zahnlücke. »Brassey zieht 'ne Fresse wie Sauerbier.«

Dann würde er also nicht kommen. Toms Hand strich mechanisch über Ladys Kopf; die Adern traten auf seinem Handrücken hervor wie Schnüre, die sich um die Knöchel wanden und die Finger mit dem Handteller verbanden. Er betrachtete seine auf- und abwärts fahrende Hand und hatte das Gefühl, sie gehörte einem Fremden.

Der Captain kommt nicht.

Er konnte es nicht fassen. Fast einen Monat lang hatte er diesem Augenblick mit banger Hoffnung entgegengefiebert, hatte die Tage mit einem flauen Gefühl in der Magengrube an den Fingern abgezählt, aber mit der festen Gewissheit, dass dieser Tag sein ganzes Leben verändern würde. Die letzten Wochen hatte er kaum mehr Angst gehabt, dass ihn der Captain betrügen würde. Zu viel war inzwischen geschehen. Tom wusste einfach zu viel. Als er dem Captain das Notizbuch ausgehändigt und ihm gesagt hatte, der Tote habe keine Schriftstücke bei sich getragen, spürte Tom, dass er ihm nicht glaubte. Aber was hätte der Captain schon tun können, nachdem Tom darauf beharrte? Und von dem Augenblick an hatte Tom sich in Sicherheit gewiegt. Doch jetzt, plötzlich und ohne Vorwarnung, war alles aus und vorbei. Es würde ein ganz gewöhnlicher Abend sein. Nicht schlimmer als sonst und besser als manch anderer. Ein Abend, den man eine Woche lang nicht vergessen würde. Trotz der Wette, trotz allem, was zwischen ihnen geschehen war, blieb der Captain einfach weg. Es würde keinen Kampf geben. Und keine hundert Guineen.

Das Gefühl der Verzagtheit lief ihm wie ein Rinnsal aus Schweiß den Rücken hinunter. Keine hundert Guineen. Obwohl noch gar

nicht gewonnen, hatte dieses Geld seit Wochen sein Denken beherrscht – goldener Weizen, der aus einem Sack hervorquoll. Und jetzt würde der Captain nicht kommen. Unwillkürlich überkam Tom ein fröstelnder Schauer. Der Captain hatte ihn austrickst, hatte ihn wie einen alten Putzlumpen behandelt. Nun stand er mit heruntergelassenen Hosen da, und *die* Ohren klingelten ihm von hundert leeren Versprechungen. Wut und Enttäuschung hinterließen einen bitteren Geschmack in seinem Mund, und seine Hände verkrampften sich so sehr, dass Lady sich schüttelte, um sich seinem Griff zu entwinden. Der Captain hatte einen wie Tom gebraucht, um seine Begleiter zu belustigen und die Untaten seines Freundes zu vertuschen. Und er, der mit allen Wassern gewaschene Langarmige Tom, der sich für einen aufgeweckten Burschen hielt und sich einbildete, niemand in der ganzen großen Stadt könne ihn austricksen – dieser Langarmige Tom war wie ein Fisch geködert worden, und während man ihn an der Leine einholte, hatte er nicht einmal gezappelt, um sich zu wehren. Ein Narr war er gewesen, ein blinder, gieriger alter Narr, und wenn er sich heute Nacht auf seiner Pritsche schlafen legte, würde er haben, was er verdiente. Nichts. Nichts außer Lady.

»Hübsches Halsband, was dein Hund da hat«, sagte der Straßenhändler bewundernd und fingerte an seiner bunt gemusterten Halsbinde herum. »Ein richtiger Siegerhund, nicht wahr? Ist bestimmt 'nen Batzen Geld wert?«

Tom antwortete nicht. Stattdessen setzte er Lady auf dem Boden ab. Er war wackelig auf den Beinen und fühlte sich unendlich müde und zittrig, als er sich aufrichtete. Der Straßenhändler versetzte seinem Hund einen weiteren, weniger energischen Fußtritt und ging zur Theke hinüber.

»Sie hat das Zeug dazu, ja«, murmelte Tom, doch der Straßenhändler drehte sich nicht um. »Ein richtiger Siegerhund. Wenn sie die Chance dazu bekommen würde.«

Als Lady die Schnauze in seine Hand schmiegte, zog er sie weg und wischte sie ausgiebig an seiner Jacke ab. Die Hündin sah ihn erst mit ihren rosa Augen groß an und schlich sich dann, fast auf dem Boden kriechend, davon. Am liebsten hätte er ihr einen Fußtritt verpasst und sie gleichzeitig in die Arme genommen. Seine Brust schmerzte.

Die Eingangstür wurde aufgerissen. Herein stürzten mehrere Herren in dicken Wintermänteln und schweren Schals. Sie brachten einen Schwall eiskalter Luft und den holzig-modrigen Geruch nach Whisky mit.

»Brandy!«, rief einer von ihnen und fuchtelte mit einem Stock mit Silberknauf in der Luft herum. »Her mit dem Brandy!«

»Da müssen wir uns vertan haben«, protestierte ein anderer mit vom Alkohol schwerer Zunge. »Hier ist ja gar nichts los. Seht doch, da ist nur ein alter Mann.«

»Da ist ja Tom«, erklang eine Stimme mit vertrautem schlep-pendem Tonfall, und der Captain lüftete mit schwungvoller Geste den Hut in Richtung Lady. »Guten Abend allerseits.«

Das Gesicht des Captain glühte, die roten Flecken auf seinen Wangen leuchteten wie bei einer Straßenhure. Auch seine Lippen waren rot und glänzten feucht, und er leckte immer und immer wieder mit der Zunge darüber. Die Poren auf seiner Haut waren deutlich als schwarze Punkte zu erkennen, seine Pupillen waren unnatürlich groß, die Iris nur ein schmaler Kreis. Tom schnupperte, aber zu seiner Überraschung roch er ihn nicht heraus, den brunftigen Moschusgeruch der Hurerei. Er roch nur den Whisky und die alles durchdringende Feuchtigkeit von Nebel und Schnee, metallisch wie Blut. Tom kniff die Augen zusammen.

»Gilt die Abmachung noch?«, fragte er fordernd.

Der Captain neigte den Kopf.

»Einhundert Guineen?« Tom ließ nicht locker.

»Hatten wir das ausgemacht?« Die Augen des Captain funkelten, als er grinste und dabei seine scharfen, gelben Zähne entblößte. »Dann gilt es selbstverständlich. Einhundert Guineen.«

Vielleicht hatte Brassey durchs Schlüsselloch gespäht, vielleicht besaß er aber auch den Instinkt einer Kröte beim Aufspüren von Fliegen. Jedenfalls stand er plötzlich mit gespreizten Beinen in der Schankstube, die Füße in den feinen Schuhen, noch bevor sein Gehilfe Zeit gehabt hatte, eine Flasche auf den Tisch zu stellen. Mehrere Hunde seien bereits angetreten, sagte er zu den Herren. Dabei wackelte er aufgeregt mit dem Kopf. Aber es stünde noch mindestens ein Kampf bevor, wenn die Herren gern etwas zur Einstimmung hätten. Andernfalls würde er sofort die Arena freimachen für den großen Kampf. Ganz wie die Herren wünschten. Er strich sich über den gewölbten Bauch, während er im Geist seinen Gewinn überschlug.

Während sich seine Begleiter auf den Brandy stürzten, winkte der Captain Tom zu, Lady auf den Tisch zu stellen, damit er sie begutachten konnte. Anders als seine Kumpane, die mit trübem Blick und schwerer Zunge nach ihren Gläsern tasteten, wirkte der Captain vollkommen nüchtern. Er atmete in kurzen Stößen, den Mund zu einem Grinsen verzerrt.

»Dann bist du also ein richtiger Killer, Mädels?«, murmelte er Lady zu. Seine glänzenden roten Lippen zeichneten sich scharf unter dem schwarzen Backenbart ab. Er drückte ihr Maul so fest, dass sie aufjaulte. »Bist schon aufgeregt? Hast Blut geleckt, was?«

Tom sagte nichts. Er hielt den Blick gesenkt, die Hände in den Hosentaschen zur Faust geballt. Als Brassey die Herrschaften nach oben führte, folgte er ihnen nicht. Es dauerte noch drei, vier Runden, bis Lady an der Reihe war. Sie lag zu seinen Füßen. Er berührte sie nicht. Reglos saß er da, die Hände im Schoß, den Kopf leer. Wenn er jetzt anfang zu denken, konnte er nicht mehr

aufhören. Und so starrte er auf die rußigen Schatten an der Wand, und wartete.

Als sie schließlich gerufen wurden, war Lady eingeschlafen. Sie blinzelte Tom benommen an, als er sie weckte. Warum hatte er bloß nicht daran gedacht, sie wach zu halten, schalt er sich wütend. Er hätte sie mit irgendetwas beschäftigen sollen, um ihre Aufmerksamkeit zu schärfen. Jetzt, nach diesem Nickerchen, war sie gewiss langsamer als sonst. Tom war aufgeregt und zugleich entmutigt. Oben angelangt, stellte er die Hündin auf das Podest und trat zurück. Sofort scharte sich das Publikum um sie, schaute ihr ins Maul und betastete ihre Pfoten. Als das erledigt war, drängelten sich die Kampfbegeisterten rempelnd und schubsend um Brassey und flüsterten ihm ins Ohr, und der Wirt nickte und kritzelte die Wetteinsätze auf ein gefaltetes Stück Papier. Er bemühte sich zwar um eine feierliche, dem gewichtigen Anlass angemessene Miene, aber der Triumph stand ihm ins Gesicht geschrieben. Murmelnd wurden Kommentare und bedeutungsvolle Blicke gewechselt. Die Arena war blutverschmiert. In einer Ecke wischte sich Brasseys Gehilfe die Nase am Handrücken ab und warf tote Ratten, die er an den Schwänzen packte, in einen morschen Korb.

Der Captain und seine Begleiter in ihrer Loge trommelten ungeduldig auf die Bretterwand der Arena. Neben ihnen auf der Ablage hatte sich ein ganzes Arsenal aus Flaschen und schmutzigen Gläsern angesammelt. Einem der Herren hing der Kopf seltsam schief, als würde er ihm gleich herunterfallen, und seine Wangen waren grün wie Brunnenkresse. Der Captain versetzte ihm einen sanften Stoß, und sichtlich bemüht, den Kopf gerade zu halten, fingerte der grünesichtige Herr einen Geldschein aus seiner Brieftasche und hielt ihn wedelnd dem Captain hin, als wäre diese Banknote der Grund für all seinen Kummer und der Captain müsste ihm die Ehre erweisen, ihn anzunehmen. Der

Captain bleckte die Zähne zu seinem Wolfslächeln, nahm den Schein, faltete ihn sorgfältig und klopfte dem grünesichtigen Herrn auf die Schulter, dass er beinahe hinfiel. Er taumelte gegen die Wand, glitt mehr durch Glück als durch Zielgenauigkeit auf den Stuhl, der neben ihm stand, und schloss die Augen.

Brasseys Gehilfe läutete ein Glöckchen zum Zeichen, dass jetzt keine Wetten mehr entgegengenommen wurden, während Brassey ein paar letzte Notizen auf seinem Papier machte. Dann nickte er Tom zu. Die Zuschauer drängten sich näher an die Arena heran und schubsten einander mit den Ellbogen, um einen guten Platz zu ergattern. Wütende Flüche wurden ausgestoßen, Gläser verschüttet. Dann klatschte Brassey in die Hände, und es wurde still.

»Und nun, meine Herren, ist der Augenblick gekommen, auf den wir alle gewartet haben. Der Höhepunkt dieses erfreulichen Abends, an dem die Favoritin des ganzen Bezirks, uns Sportsfreunden schlicht unter dem Namen Lady bekannt, antritt, um achtzehn große Ratten in einer einzigen Minute zu töten.«

Er nickte seinem Gehilfen zu, der den Drahtkäfig mit den Ratten in die Arena hob. Es waren nicht Toms Ratten. Brassey zufolge hatte der Captain auf diesem Detail bestanden, damit alles ehrlich zuging. Trotz seiner fiebrigen Aufregung fragte sich Tom, woher und zu welchem Preis Brassey die Viecher wohl bekommen hatte. Der Gehilfe öffnete die Käfigtür, steckte die Hand hinein und rührte in der wogenden Masse wie in einem Brei. Der grünesichtige Herr beobachtete die Szene mit vor Entsetzen verzerrtem Gesicht, um dann ganz gemächlich seinen Mageninhalt in eine Ecke der Loge zu ergießen. Keiner seiner Begleiter zollte ihm auch nur die geringste Beachtung. Vielmehr klopfen sie einander auf die Schultern, die elegante Kleidung verrutscht, der Blick gierig nach Blut. Nur der Captain verharrte reglos, die Augen starr auf die Ratten gerichtet, die aus dem Käfig strömten

und sich zu einem wimmelnden schwarzen Knäuel am hinteren Ende der Arena sammelten.

»Zwanzig!«, rief der Gehilfe und schloss den Käfig.

Mit großer Gebärde kletterte Brassey auf einen Stuhl dicht neben der Loge der Herrschaften, zog eine Taschenuhr aus seiner Weste und hob, um Ruhe bittend, die Hand. Das Publikum hielt den Atem an, als Tom mit Lady auf dem Arm über die Wand des Kampfplatzes kletterte. Die Hündin gab keinen Muckser von sich, doch beim Anblick der Ratten sträubte sich ihr das Fell, und ihre Beine fingen an zu vibrieren wie die Saiten einer Fiedel.

»Achtung! Und los!«

Brassey gab das Startsignal, woraufhin Tom die Hündin losließ. Schnell wie der Blitz schoss sie durch den Ring, tauchte den Kopf in den wogenden Haufen und zog ihr erstes Opfer heraus. Es waren enorm große Ratten, mit Schädeln groß wie Orangen, aber gegen Ladys Geschick und Schnelligkeit konnten sie nichts ausrichten. Die Tiere wussten gar nicht, wie ihnen geschah. Lady biss ihnen die Kehle durch und schleuderte ihre leblosen Körper auftrumpfend beiseite wie ein Straßenhändler, der sich über ein Brathuhn hermacht. Tom im Kreidekreis des Sekundanten, den er nicht verlassen durfte, konnte nur dastehen und zusehen. Und noch immer zeigte Lady keine Müdigkeit. Packen und fortschleudern. Packen und fortschleudern. Je mehr der Boden mit Blut bespritzt und mit Rattenkadavern übersät war, desto lauter wurden die Rufe und desto heftiger wurde mit den Füßen gestampft, bis der ganze Raum erbebt. Tom wandte sich nicht zur Loge um, sein Blick war ganz auf Lady konzentriert, fast als wäre er an ihrer Stelle. Und so sah er nicht, dass der Captain zwar vollkommen reglos dastand, aber seine Wolfsaugen funkelten und der Schweiß auf seiner Stirn glänzte wie Eis an einer Fensterscheibe. Die Arme seitlich herabhängend, hatte er die Hände zu Fäusten geballt, die Knöchel weiß im Vorgefühl des Sieges.

»Und Ende!«, rief Brassey.

Das Geschrei war jetzt ohrenbetäubend. Tom schnippte mit den Fingern, und augenblicklich ließ Lady die Ratte in ihrem Maul fallen, so grazil wie eine Dame ihr Taschentuch, und setzte sich auf die Hinterläufe, die Pfoten artig nebeneinander. Ringsum lagen dunkle Fellklumpen verstreut. Es würde eine offizielle Zählung geben, so war es üblich, aber Tom wusste auch so, dass Lady ihre Sache gut gemacht hatte. In der Arena waren zwanzig Ratten gewesen. Jetzt, eine Minute später, bewegte sich nur noch eine einzige Ratte im Ring. Sie beäugte Lady verdrießlich, bevor sie sich in der entfernten Ecke aufsetzte und anfang, sich mit ihren rosa Pfötchen die Spürhaare zu putzen. In aller Ruhe, als wären sie beide allein in den Tunneln, kniete Tom nieder und streckte Lady die Arme entgegen. Sie warf sich hinein und lächelte ihn an, und ihr Schwanz zeichnete ein Muster auf den blutüberströmten Boden. Tom schloss die Augen. Sein Herz schlug zum Zerspringen. So verharrten sie, während Brasseys Gehilfe neben ihnen die Kadaver in seinen Korb zählte. Sie sahen nicht hinüber zu der Loge, wo der Captain grinste und nickte und seinen Freunden die Hand schüttelte, sofern sie noch dazu imstande waren. Sie hatten es geschafft. Lady war ein Champion. Sie würde mit dem Captain nach Hause gehen, und Tom würde als reicher Mann seiner Wege ziehen. Tom lief das Wasser im Mund zusammen, und vor seinen Augen verschwamm alles.

»Neunzehn!«, verkündete der Bursche und warf den letzten Rattenkadaver in seinen Korb.

Die Menge tobte. Es dauerte eine Weile, bis Brassey sie wieder beruhigt hatte. Die Gewinne würden im Schankraum unten im Erdgeschoss ausbezahlt, verkündete er. Hinter ihm auf der Treppe erscholl Stiefelgetrappel, während im Umkreis der Arena immer noch Kampfbegeisterte in Grüppchen zusammenstanden und lebhaft debattierten – über die lautlose Hündin und den ver-

mutlichen Reichtum, den der Kanaljäger mit dem Wettgeld des Captain gewinnen würde, über die Frage, ob es wirklich wahr sei, dass dieselbe Hündin bei dem alten, inzwischen verstorbenen Jeremiah, dem Omnibuskutscher, so kläglich versagt hatte, über ihren Stammbaum und darüber, ob es noch andere Hunde gab, die man zu so hervorragenden Kämpfern machen könnte. In all dem Trubel saß nur ein einziger Mann stumm und reglos da, den Kopf so stark nach vorn gebeugt, dass die Halswirbel hervortraten. Der Hund, den der Alte im Schoß hatte, war kaum zu sehen.

»Eine beeindruckende Darbietung.«

Neben Tom stand breitbeinig der Captain und streckte ihm die Hand entgegen. Widerstrebend griff Tom danach und schüttelte sie, ohne dem anderen in die Augen zu sehen.

»Einhundert Guineen«, sagte Tom mit versagender Stimme. Er räusperte sich und versuchte es noch einmal. »Einhundert Guineen.«

Der Captain lächelte sein Wolfslächeln und beklopfte seine Manteltaschen.

»Das ist viel Geld«, sagte er kühl. »Besser, wir regeln die Sache unter Ausschluss der Öffentlichkeit, meinst du nicht auch?«

Lady in den Armen, folgte Tom dem Captain die Treppe hinunter in den Schankraum, wo Brassey an einem kleinen Tisch saß und an seinem Bleistiftstummel leckte. Als er den Captain kommen sah, verscheuchte er die Straßenhändler, die sich um ihn geschart hatten, zog mit großer Gebärde einen Stuhl heraus und wischte die Sitzfläche mit seinem Taschentuch ab.

»Schon gut«, murmelte der Captain. »Also, Brassey, jetzt zu dieser Wette.«

»Ja, ja, die Wette«, pflichtete Brassey dienstbeflissen bei. »Wir müssen die Wette regeln.«

»Einhundert Guineen, Tom, ist eine beträchtliche Summe. Eine Summe, die, wie ich schon oben zu Mr. Brassey sagte, zu

groß ist, als dass ich sie in einer Taverne wie dieser mit mir herumtragen könnte.« Der Captain entblößte die Zähne. »Ich habe mich bemüht darzulegen, nicht wahr, Mr. Brassey, dass angesichts der beklagenswerten Lage Ihres Lokals und der verbrecherischen Gelüste Ihrer Gäste eine sichere Übergabe von Wertgegenständen egal welcher Art nicht zu gewährleisten ist.«

»Ganz recht, ganz recht«, nickte Brassey, als hätte der Captain ihm soeben ein großes Kompliment gemacht.

»Und außerdem, wer hat je gehört, dass ein Wetteinsatz dieser Größenordnung in einer einzigen Summe ausgezahlt wurde?« Der Captain zuckte die Schultern. »Deshalb schlage ich vor, wir regeln die Sache, wie es in nobleren Etablissements als diesem hier üblich ist. Ich habe vierzig Guineen bei mir. Vierzig Guineen, wiederholte der Captain, als wolle er Tom und Brassey die Größe dieser Summe verdeutlichen, und beklopfte seine Manteltaschen. »Als Anzahlung ist es ein hübsches Sümmchen, da werden Sie mir sicher zustimmen. Tom erhält dieses Geld sofort, und ich nehme den Hund mit. Den restlichen Betrag werde ich in zwei Raten zu jeweils dreißig Guineen bezahlen, die erste nächste Woche, die zweite eine Woche später. Ich hoffe, du bist mit einer solchen Regelung einverstanden?«

Er tippte sich an den Hut und sah dabei Tom an, der argwöhnisch die Stirn runzelte.

»Nein«, sagte Tom entschieden. »Ohne Geld keinen Hund. So hab ich es mein Leben lang gehalten, und ich hab nicht die Absicht, das jetzt zu ändern. Wenn ich meine hundert Guineen hab, kriegen Sie die Hündin. Keinen Tag früher.«

»Tom, Tom, jetzt hör mir mal zu«, mischte sich Brassey ein. »Der Captain ist schließlich nicht einer dieser Rüpel, mit denen du sonst zu tun hast. Er ist ein Gentleman, mit der Ehre eines Gentlemans. Hab ich Recht, Sir?«

»Aber natürlich.«

Tom straffte die Schultern, und seine Miene verdüsterte sich. »Wenn ich mein Geld hab, kriegen Sie den Hund.«

»Tom«, sagte der Captain schmeichlerisch. »Mr. Brassey hat Recht. Ein Gentleman bricht niemals sein Wort. Dennoch bin ich zuversichtlich, Tom, dass wir uns einig werden. Es ist schließlich nicht das erste Mal, dass wir geschäftlich miteinander zu tun haben. Mein Freund war wirklich dankbar dafür, dass du seine... seine Hinterlassenschaft, wollen wir es so nennen, beseitigt hast. Und daher wäre mein Freund ausgesprochen ungehalten mit mir, wenn ich dir auch nur den geringsten Anlass zur Unzufriedenheit geben würde. Du besitzt intime Kenntnis sehr persönlicher Angelegenheiten, die er geheim zu halten wünscht. Wenn ich dich betrügen würde, Tom, so würde ich in noch viel größerem Maße einen Mann betrügen, den ich mein Lebtag kenne.«

Der Captain sah Tom forschend ins Gesicht.

»Du bist misstrauisch«, fuhr er fort. »Das verstehe ich. Es wäre unbillig von mir zu erwarten, dass ein Mann wie du in geschäftlichen Angelegenheiten wie ein Gentleman handelt.« Er betastete die Taschen seines Mantels und holte ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus. »Daher habe ich ein Dokument vorbereitet, das die Zahlung regelt, aufgesetzt und unterzeichnet von einem Anwalt. Damit ist es eine Sache mit Brief und Siegel. Es ist ganz einfach. Ich unterschreibe hier, und du, Tom« – er zeigte auf das Blatt –, »du unterschreibst da. Mr. Brassey wird unsere Unterschriften bezeugen.«

Brassey nickte heftig und wackelte mit dem Kopf wie eine geölte Kugel im Lager.

»Es ist nichts weniger als eine schriftliche Verpflichtung, dass ich dir die volle Summe zahle«, versicherte der Captain. »Einhundert Guineen, wie hier aufgeführt. Und wenn du das Geld nicht bekommst, kannst du natürlich den Hund zurückfordern. Das ist in dem Vertrag ganz klar geregelt. Hier, siehst du?«

Tom beäugte misstrauisch das Dokument, das ihm der Captain hinhielt. Oben auf der Seite befanden sich kunstvoll verschnörkelte Buchstaben, ein Stempel und ein Siegel, beide mit demselben Aufdruck. Der Text war in zwei Absätze gegliedert und in dicker schwarzer Tinte geschrieben. Tom wurde nicht schlau daraus. »Ich halte nichts von diesem Papierkram«, murmelte er.

»Na, das muss sich aber schleunigst ändern, jetzt, wo du ein gemachter Mann bist«, sagte der Captain, und die Gaslampe beschien seine scharfkantigen Zähne. »Wenn man Geld hat, ist das Gesetz nicht mehr Widersacher, sondern Freund. Hab ich Recht, Mr. Brassey?«

Brassey nickte und drehte den Kopf zwischen den Schultern hin und her. Ein Grinsen überzog sein Gesicht. »In der Tat, Sir«, pflichtete er ihm beflissen bei. »In der Tat.«

»Mr. Brassey kennt sicherlich Dokumente dieser Art. Aber vielleicht möchtest du zuerst selbst einen Blick darauf werfen, Tom?«

Tom starrte auf das Blatt, dessen schwarze Buchstaben wie Ameisen über die cremefarbene Oberfläche krochen. Vierzig Guineen! Vierzig Guineen waren an sich schon ein kleines Vermögen, und an dem Schriftstück, das übersät war mit Stempeln, Wachs, Unterschriften und was sonst noch allem, konnte er nichts Verdächtiges finden. Aber es juckte ihn im Nacken; er drückte Lady fest an sich. Ihr Körper wärmte ihm die Brust. »Ich will mein Geld«, wiederholte er stur. »Und zwar alles.«

»Ah«, seufzte der Captain. »Natürlich.« Er wog den Beutel mit dem Geld in der Hand. »Selbstverständlich bleibt es dir überlassen, ob du meine Bedingungen annimmst oder nicht. Entweder du akzeptierst einhundert Guineen, zahlbar binnen drei Wochen, oder ... nun ja, sagen wir mal, ich würde es mir sehr genau überlegen, ob ich nicht mit jemand anderem einen vorteilhafteren Handel abschließen könnte.« Er wog den Beutel ein letztes

Mal in der Hand und tat, als wollte er ihn wieder einstecken. »Es überrascht mich, dass du bereit bist, dir eine so große Summe entgehen zu lassen. Aber, wie gesagt, die Entscheidung liegt ganz allein bei dir.«

»Tom!«, drängte Brassey und verdrehte die Augen. »Du beleidigst den Captain. Hier geht es schließlich nicht um eine Hand voll Halfpence. Dieser Vertrag wurde von richtigen Anwälten vor einem ordentlichen Gericht aufgesetzt. Absolut wasserdicht, soweit ich sehe. Völlig in Ordnung. Sieh her, ich für meinen Teil werde jetzt unterschreiben.«

»Mein Lieber, mein Lieber.« Der Captain klopfte Brassey jovial auf die Schulter. »Tom?«

Lady leckte Toms Ohr. Ihr heißer Atem roch metallisch nach Blut. Ganz unvermittelt streckte er die Arme aus und ließ die Hündin in die Arme des überraschten Captain fallen. Der zuckte zurück und setzte sie hastig auf dem Boden ab. Tom sah sie nicht an. Er brachte es einfach nicht über sich.

»Nehmen Sie sie. Nehmen Sie sie nur.« Er streckte die Hand aus, und der Captain legte den Beutel mit dem Geld hinein. »Alldings will ich dieses Schriftstück haben.«

»Aber gewiss doch.«

Der Captain unterschrieb mit einem Schnörkel und reichte Tom die Feder. Er zögerte, die Feder in der Hand.

»Und wenn Sie nicht zahlen, bekomm ich sie zurück.«

»Auf jeden Fall.«

Tom tippte auf das Papier, als würde er es rasch überfliegen, und setzte dann seine unbeholfene Unterschrift darunter.

»Ausgezeichnet«, sagte der Captain fröhlich. »Ich glaube, damit haben wir's. Tom, wir sehen uns heute in einer Woche mit der nächsten Rate. Es war mir ein Vergnügen, mit dir handelseinig zu werden. Brassey, nehmen Sie den Hund. Ich schicke morgen früh jemanden vorbei, um ihn abzuholen.«

Brassey packte Lady am Halsband und machte Anstalten, das Krötengesicht ekelverzerrend, sie aus dem Schankraum zu ziehen. Sie stemmte sich mit den Hinterbeinen dagegen und sah Tom mit einem Ausdruck flehender Verwirrung an. Tom wandte den Blick zum Kamin und starrte die staubige ausgestopfte Beauty in ihrem Glaskasten an. Sein Mund war wie ausgedörrt. Er hörte, wie Brassey seinen Gehilfen rief und ihn anwies, Lady in den Hof hinter der Taverne zu bringen, drehte sich aber nicht um. Er hörte das Kratzen ihrer Krallen auf den Holzdielen und dann die schweren Schritte des Gehilfen, als er auf dem Steinboden durch den schmalen Flur stapfte. Es kam ihm merkwürdig vor, dass er überhaupt etwas hörte, so laut war das Dröhnen in seinen Ohren. Ein Gewicht drückte ihm auf die Brust, bleischwer wie ein Toter, so dass er fast keine Luft bekam. Und auf einmal war er wieder in Cuckold's Point, fast noch ein Kind, und der Schlamm der Themse zog ihn nach unten, immer tiefer nach unten, während er strampelte und versuchte, irgendwo Halt zu finden. Doch der Schlamm presste ihm die Rippen zusammen und drückte seine Schultern nach unten, und er sah hinauf zum Himmel und hatte den Geschmack von Schlamm und Scheiße im Mund und wartete nur darauf, bis ihm der stinkende Brei in Nase und Augen drang, ihm das letzte bisschen Wärme, Atem und Leben raubte und ihn von vorne und hinten und von oben und unten mit dickem, stinkendem Kot ausfüllte, der ihn von innen verfaulen ließ, bis er selbst schwarz und kalt und dunkel und vermodert war.

Der Beutel mit den vierzig Guineen war schwer. In seinem ganzen Leben hatte er keine so große Summe besessen. Er wog das Geld in der Hand, wie es der Captain getan hatte, und ein heißer Schauer der Ehrfurcht durchfuhr ihn. Vierzig Guineen. Er ließ die Worte auf der Zunge zergehen und kostete ihren kalten süßen Klang. Nächste Woche würde er weitere dreißig be-

kommen. Und noch einmal dreißig eine Woche darauf. In seiner Brust wurde es heller – eine Flamme, die die Schatten zurückdrängte. Er drückte den Beutel fest in der Faust zusammen, bis ihn die Münzen in die Handfläche schnitten, dann steckte er ihn in die Geheimtasche seiner Segeltuchjacke und klopfte darauf, so, wie es der Captain gemacht hatte. Das Gewicht zog an seiner Jacke, und er hätte schwören können, dass die Münzen einen mattgoldenen Schein abstrahlten, der ihm die alten Knochen wärmte. Das Schriftstück hatte er im Saum seiner Jacke verwahrt. Er würde das Geld und das Dokument in den Abwasserkanälen verstecken, wo es sicher war. Einhundert Guineen. Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Es war Zeit, nach Hause zu gehen. So mechanisch wie er Luft holte, schnippte er mit den Fingern und streckte die Hand aus. Er warfeinen ungeduldigen Blick zu Boden, bevor es ihm wieder einfiel. Seine Hand kam ihm groß und leer und albern vor, als er sie tief in der Jackentasche vergrub und sich seine Finger um den klobigen Geldbeutel schlossen. Dann machte er sich mit den Guineen auf den Heimweg.

XVII

Wie er Polly versprochen hatte, erstattete William den Behörden keine Meldung über einen Mord, als er unmittelbar nach Weihnachten zu seiner Arbeit in der Greek Street zurückkehrte. Er redete kaum mit jemandem, sondern zog sich in seine Arbeitsnische zurück und sprach nur, wenn das Wort an ihn gerichtet wurde. Und selbst dann musste man ihn oft an der Schulter berühren, um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass er gemeint war. Über den Tisch gebeugt, drückte er bisweilen den Bleistift mit solcher Kraft aufs Papier, dass die Mine abbrach und auf der Schreibunterlage ein vollständiger Abdruck seiner Berechnungen zu sehen war. Er war von kränklicher Blässe, und die gelben, blutunterlaufenen Augen unter den schweren Lidern wiesen dunkle Ringe auf. Wie Hawke angelegentlich zu Lovick meinte, schien der Vermesser durch seine Krankheit um mindestens zehn Jahre gealtert. Offenbar, fügte Hawke hinzu, sei der Ärmste der Belastung, die seine Position mit sich brachte, immer weniger gewachsen. Das sei vor allem durch seinen anhaltend schlechten Gesundheitszustand bedingt und – hier senkte Hawke raunend die Stimme, schließlich handelte es sich hier um einen offenen Meinungs Austausch zwischen Männern von beruflicher Integrität – auch seine zunehmende Labilität. Die Greek Street sei schließlich kein Krankenhaus und die Baubehörde keine Wohlfahrtseinrichtung für Rekonvaleszente. Ob denn nicht besser ein anderer Vermesser an seiner Stelle ernannt werden solle? Lovick, der eine Abneigung gegen Hawke hegte und insgeheim schwere Zweifel an seiner beruflichen Integrität hatte, sah

sich gezwungen, ihm Recht zu geben. May war krank, das war nicht zu leugnen. Er musste ihn daher von seinen Aufgaben als Inspekteur der Abwasserkanäle entbinden, ohne ihn jedoch zu entlassen. Vielmehr teilte er William der Gruppe zu, die für den Bau der Pumpstation in Abbey Mills zuständig war, wo alle drei nördlichen Auffangkanäle zusammengeführt wurden. Laut Bazalgettes genialem, sorgfältig durchdachtem Plan sollten der hoch gelegene und der mittlere Auffangkanal allein unter Ausnutzung der Schwerkraft nach Osten abfließen; damit aber auch das Abwasser aus dem niedriger gelegenen Kanal ablaufen und sich mit den beiden anderen Auffangkanälen vereinen konnte, musste deren Inhalt mehr als vier Meter auf das Niveau der anderen Kanäle hochgepumpt werden. Der gesamte Abwasserstrom sollte dann in einen Auslaufkanal geleitet werden, der oberirdisch durch Marschland bis zu einem Reservoir westlich des Barking Creek führte. Zu diesem Zweck hatte Bazalgette die Firma James Watt & Co. beauftragt, nach seinen präzisen Vorgaben acht riesige Dampfmaschinen zu bauen. Der Plan sah überdies ein Gebäude für deren Unterbringung vor, mit einem Zugang zu dem riesigen Tunnelsystem, das der Zusammenfluss der drei großen Auffangkanäle erforderlich machte.

Planung und Bau einer solchen Anlage, die ihre Funktion effizient erfüllte, gestalteten sich als nicht besonders schwierig. Das enorme Gewicht der riesigen, mit Kohle betriebenen Dampfmaschinen hingegen bereitete den Inspektoren und Baufirmen, die mit der praktischen Ausführung betraut waren, durchaus Kopfzerbrechen. Ein einfaches Gebäude mit Mauern und einem Dach hätte wahrscheinlich ausgereicht. Aber für Bazalgette und die Baubehörde war die Pumpstation weit mehr als nur ein Haus zur Unterbringung von Pumpen und Messgeräten. London hatte für die Erneuerung des Abwassersystems mehr als drei Millionen Pfund bewilligt. Es war sogar eine neue Drei-Penny-

Steuer eingeführt worden, um das Unternehmen zu finanzieren. Jeder Grundbesitzer in London durfte ein Teilstück des einhundertunddreißig Kilometer langen neuen Tunnelsystems, das unter der Stadt entstand, sein Eigen nennen.

Das Pumpwerk in Abbey Mills würde neben jenem in Crossness für das Kanalnetz im Süden Londons das größte und finanziell aufwendigste ingenieurtechnische Projekt sein, das die Welt je gesehen hatte, wobei kaum jemals jemand das Privileg haben würde, es zu besichtigen. In Bazalgettes Augen war das Pumpwerk die sichtbare Verkörperung jenes großartigen Tunnelsystems, das aufgrund seiner Funktion jeglicher Romantik entbehrte und im Untergrund verborgen blieb.

Bazalgette hatte für Abbey Mills ein prachtvolles Bauwerk im byzantinischen Stil entworfen, eine kreuzförmige Backsteinkonstruktion, gekrönt von einer imposanten Kuppel und flankiert von zwei mächtigen Schornsteinen, jeder mehr als sechzig Meter hoch. Die Wände sollten in einem dekorativen Muster aus drei Backsteinarten unterschiedlicher Tönung gemauert und die Wölbungen mit aus Stein gemeißeltem Früchte- und Blumendekor verziert werden. Die achteckige Konstruktion des Innenraums wurde getragen von gusseisernen, mit Kapitellen gekrönten Säulen und einer aufwendig gestalteten schmiedeeisernen Galerie.

Auch William war sich zwar durchaus bewusst, dass dies eine prachtvolle Anlage werden würde, aber anders als seine Kollegen war er für deren Zauber unempfänglich. Er konzentrierte sich ganz auf die logistische Herausforderung. Zahlreiche Berechnungen waren erforderlich. Damit das Abwasser effizient hochgepumpt werden konnte, mussten die Dampfmaschinen direkt oberhalb des Kanalnetzes angebracht werden, was angesichts des Gewichts allein der Schwungräder von jeweils mehr als fünfzig Tonnen eine besondere Schwierigkeit darstellte. Wil-

William machte sich mit verbissener Entschlossenheit, aber ohne freudigen Eifer ans Werk, so als wären die Dampfmaschinen eine Besatzungsarmee, die ihn gefangen genommen und versklavt hatte. Dennoch boten ihm die systematischen Zahlenreihen, welche vor ihm auf dem Tisch die Seite füllten, einen gewissen Trost. In seiner Schreibnische war er in Sicherheit. Draußen auf der Straße, wo ihm keine Zahlenreihen Halt boten, fühlte er sich oft verloren und orientierungslos. Die Wunde an seinem Bein war schlecht verheilt, und auf den zerfurchten Straßen konnte er sich nur humpelnd und unsicher bewegen. Der dicke Winternebel bereitete ihm panische Angst. Aus der Dunkelheit tauchten Gesichter auf wie die Geister Ermordeter. Einmal geriet er vor einen Omnibus und wäre überfahren worden, wenn ihn nicht ein aufmerksamer Straßenfeger am Ärmel gepackt und zurückgezogen hätte. Beim italienischen Scherenschleifer in der Broad Street hatte sich William ein Messer zum Ausnehmen von Fischen gekauft und es in einer abgeschlossenen Schublade seines Schreibtischs versteckt. Die Schnitte waren zwar nicht tief, kaum mehr als Kratzer, aber sie zeichneten ein wildes Muster auf seine Haut, das er täglich weiter ausschmückte.

Seine neuen Kollegen, die sich in der Hierarchie der Baubehörde für etwas Besseres hielten als die Tunnelinspektoren, kümmerten sich nicht weiter um ihn. Sie aßen gewöhnlich gemeinsam in einem Kaffeehaus in der Dean Street zu Mittag, doch nachdem William ihre erste halbherzige Einladung, sich ihnen anzuschließen, abgelehnt hatte, fühlten sie sich nicht länger verpflichtet, ihn erneut einzuladen. William verzehrte also allein seine Mittagsmahlzeit. Jeden Tag lenkte er dabei seine Erinnerung zu den Abwasserkanälen, die er an jenem schrecklichen Abend durchwandert hatte, und spürte den Geräuschen und Gerüchen nach in der Hoffnung, irgendeinen Aufschluss darüber zu erhalten, was dort geschehen war. Wenn er sich nur daran er-

innern könnte, sagte er sich immer und immer wieder, dann war er nicht verrückt. Er würde Polly beweisen, dass er nicht verrückt war. Und so klammerte er sich an seine Erinnerungen wie ein Bergarbeiter an ein Seil, das ihn sicher aus der Dunkelheit herausführen soll. Seine botanischen Skizzenbücher trug er längst nicht mehr mit sich herum, ja er wusste kaum mehr, wo sie waren. Aber er hatte ein ledergebundenes Notizheft, in das er jeden Erinnerungsfetzen eintrug. Bald war eine halbe Seite in seiner gedrängten Handschrift gefüllt. Und ganz allmählich fügten sich die Teile zu einem Bild. Er beäugte es skeptisch und ungläubig, erregt und erschrocken zugleich.

Und er erzählte niemandem davon. Es gab ja auch niemanden, mit dem er darüber hätte sprechen können. Sein Wunsch, Polly einzuweihen, war längst erloschen. Ihr Blick an jenem Abend, als sie ihn angeherrscht hatte, über den Mord unbedingt Stillschweigen zu bewahren, hatte ihn von ihr entfernt, und von dem Augenblick an war die Kluft zwischen ihnen immer größer geworden. Sie saßen zwar nebeneinander vor dem Küchenfeuer – sie den Kopf tief über ihre Näharbeit gebeugt, er mit leerem Blick über einem Buch auf seinem Schoß –, aber William war überzeugt, dass sie, selbst wenn er sich heiser schrie, keine Silbe verstehen würde. Er konnte nicht die kränkende Bitterkeit vergessen, mit der sie ihn angefahren hatte, ihr wutverzerrtes, bleiches Gesicht. Dieses Gesicht. Es hing wie ein Wintermond über der dunklen Nacht seiner Erinnerungen: die Augen zusammengepresst, die Nasenflügel gebläht und blutleer, Mund und Hals in Abscheu von ihm abgewandt, als wäre ihr schon sein bloßer Anblick unerträglich.

Sie fand ihn abstoßend. William hatte es deutlich an ihren bleichen Gesichtszügen ablesen können. Er erregte ihren Ekel und machte ihr Angst. Seine Gebrechlichkeit empfand sie als verabscheuenswürdig, als eine feige und jämmerliche Unter-

werfung unter einen Feind, den er mit ein wenig Schneid und Anstrengung leicht würde besiegen können. Doch gleichzeitig fürchtete sie seine Kraft, den schrecklichen Mut, der ihn dazu trieb, sich ein Messer ins eigene Fleisch zu stoßen. Sie sah ihn an und konnte es nicht ertragen, dass der Fels, auf den sie ihr Leben aufgebaut hatte, zu Sand zerfiel. Ihr Mann, der für sie Beständigkeit, Ernst und Weisheit verkörpert hatte, der um seiner Liebe willen das Gewicht seiner und ihrer Welt auf seine Schultern genommen hatte, damit sie durch das Leben tanzen und wirbeln konnte, ohne sich mit mehr belasten zu müssen als mit einer Blume hinter dem Ohr – dieser Mann hatte es zugelassen, dass er zerbrach. Und er würde sie mit sich reißen, das war der Lauf der Dinge. Es ging nicht nur und in erster Linie um Wohlstand oder um einen guten Charakter. Polly hatte sich an die Sicherheit gewöhnt, die Williams Einkommen ihr verschaffte, an die Behaglichkeit ihres kleinen Hauses, an den sozialen Rang, den man innehatte, wenn einem ein Mädchen für die niedrigeren Arbeiten zur Verfügung stand. Sie genoss dieses neue Ansehen. Aber aus eigener Erfahrung wusste sie sehr wohl um die Wechselfälle des Lebens und hätte sich damit abfinden können, dies alles wieder zu verlieren; sie hätte körperliche Arbeit ertragen, solange sie sich nur glücklich wähnte. Und ihr ganzes Leben lang hatte sie stets danach getrachtet, glücklich zu sein. Sie hatte geglaubt, es sei die einfachste, natürlichste Sache der Welt. Für Polly war es mit dem Glück genau das Gleiche wie mit der Tugendhaftigkeit. Es behielt immer die Oberhand. Es konnte auf die Probe gestellt werden wie im Märchen, wo Kinder ihre Ehrlichkeit unter Beweis stellen mussten; aber wie die Tugendhaftigkeit würde auch das Glück am Ende siegen, wenn diejenigen, die an dieses Glück glaubten, sich nur entschlossen genug von denen abwandten, die es in Gefahr brachten.

Der Krimkrieg war eine solche Prüfung gewesen. Und Polly hatte gewartet und alles ertragen, bis die warmen Strahlen des Glücks und der Hoffnung die grauen Gespenster dieses Krieges vertrieben wie die Sonne den Morgennebel. Eine Zeit lang waren sie wieder glücklich gewesen. Aber jetzt infizierten sein Unglück und Elend wie ein giftiger schwarzer Pesthauch alles, was mit ihm in Berührung kam. Ihr Lachen vermochte diese Düsternis nicht zu erhellen. Ihre zärtlichen Küsse zerfielen zu Asche. Ihre aufmunternden Worte und ihr heiterer Gesang verhallten ungehört, der Fröhlichkeit und jeden Sinns beraubt. Diese Macht war zu stark für sie, zu grausam. Und so wurde ihr Lachen bitter, und die Züge um ihren Mund wurden hart, und ihre Lippen rundeten sich nicht mehr zu einem Kuss. Der Gesang blieb ihr in der Kehle stecken und drohte sie zu ersticken. In der Düsternis seines Unglücks verlor sie nicht nur ihren Mann aus dem Blick, sondern auch sich selbst.

All dies entging William nicht, und er hielt es in seinem Notizheft fest. Täglich durchforstete er die Zeitungen nach einer Nachricht über die Geschehnisse jenes Abends. Doch er fand keine Meldung über eine Leiche, die man aus den Abwasserkanälen geborgen hatte, geschweige denn über einen Vermissten. Doch Williams Gewissheit wuchs. Er war nicht verrückt. Es war ein Mord geschehen. An jenem Abend war in den Tunneln jemand ermordet worden. Irgendwo in den unterirdischen Kanälen gab es eine Leiche. In seinem neuen Arbeitsbereich gab es keinen plausiblen Grund für ihn, die Abwasserkanäle aufzusuchen, aber er würde schon einen Vorwand finden. Zum Beispiel die Überprüfung von Messungen oder die Beschwerde eines Hausbesitzers, die Fundamente würden absinken. Am Rande hatte er noch immer mit dem Strowbridge-Vertrag zu tun. Eilig ließ er Donald Hood, einen der Lehrlinge, kommen und beauftragte ihn mit einer genauen Überprüfung des Tunnelabschnitts zwi-

schen Regent Circus und den Seven Dials. Er verlangte einen schriftlichen Bericht bis Ende der Woche.

Am Donnerstag hatte er noch immer keine Nachricht von Hood. An jenem Abend saß William in seiner Schreibnische, lange nachdem der letzte Ingenieur nach Hause gegangen war, und starrte in sein Notizheft. Er hatte gehört, wie ein Mann starb. *Ertränkt?*, schrieb er. Und darunter: *Oder erwürgt?* Erst viel später, als er das leise Röcheln des Mannes immer und immer wieder in seinem Gedächtnis wachrief, erkannte er, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er strich die beiden Sätze durch, dachte einen Augenblick nach und schrieb dann mit dickem schwarzem Bleistift, indem er sehr fest aufdrückte: *Kehle durchgeschnitten*. Das unterstrich er zwei Mal.

Lange starrte er auf die Wörter, die er geschrieben hatte. Am liebsten hätte er die Zeit angehalten, damit er still hier sitzen bleiben konnte, während die Stimmen in seinem Kopf verstummten. Damit er niemals mehr aufstehen, seinen Mantel anziehen und nach Hause zurückkehren musste, um erneut den Ausdruck von Abscheu und Entsetzen zu sehen, der sich in ihre weichen Gesichtszüge eingegraben hatte. Aber die Zeit ließ sich nicht anhalten, die Stimmen ließen sich nicht zur Ruhe bringen. Und schließlich, als die Kerze heruntergebrannt war und sich der schmierige Talg in einer dicken Lache auf dem Kerzenhalter gesammelt hatte, schrieb William die Worte nieder, die er bis zu diesem Augenblick nicht zu denken gewagt hatte.

Sie glaubt, ich hätte ihn getötet.

Lange saß er da, den Bleistift über dem Blatt, während sich die Worte, die er als Nächstes niederschreiben würde, in seinem Kopf zusammenballten. Mit zittriger Hand drückte er den Bleistift aufs Papier, und die Buchstaben, die er schrieb, waren kraelig und dünn.

Habe ich ihn getötet?

»May!«

Hastig schob William das aufgeschlagene Notizheft unter einen Papierstapel und rappelte sich hoch. Lovick spähte über die Wand seiner Schreibnische; seine Lesebrille funkelte im schummrigen Licht.

»Sir?«

»Immer noch hier? Es ist schon spät. Sie sollten heim zu Ihrer Familie.«

William lächelte gequält. Wieder einmal versetzte ihn der Gedanke an seinen Sohn in Unruhe, und es sträubten sich ihm die Nackenhaare. Selbst der Anblick einer seiner am Boden liegen gebliebenen Spielsachen rief ein Gefühl des Unbehagens in ihm hervor, ohne dass er einen Grund dafür hätte nennen können. Zu Hause war seine Angst um den Jungen so groß, dass er ihn am liebsten immer um sich haben wollte. Nachts sehnte er sich danach, ihn bei sich und seiner Frau im Bett zu haben, aber Polly hielt den Kleinen ganz bewusst von seinem Vater fern. Wenn William etwas zu ihm sagte, glaubte er, Furcht in seinem Blick zu erkennen, die Williams Unruhe nur noch schlimmer machte.

»Ja, Sir.«

»Also dann, gute Nacht.«

»Gute Nacht, Sir.«

William wartete. Er hörte, wie Lovick den Schreibern sein »Gute Nacht« zumurmelte und die Treppe hinunterging. Dann zog er den Papierstapel zu sich heran und holte das Notizheft darunter hervor. Zufällig erwischte er auch ein Blatt Papier mit dem Schriftzug *England & Son* auf dem Briefkopf. Und plötzlich durchfuhr es ihn. Die diffuse Unruhe verdichtete sich zu einem Strudel, der durch seine Eingeweide jagte. An jenem Abend war er England begegnet. Es war zu einem Streit gekommen. England hatte gedroht, Williams Sohn etwas anzutun. Sein Sohn war in Gefahr. Mit fliegender Hast warf William sein Notizheft

in die Schublade, schloss ab und zog den Schlüssel heraus. Er musste nach Hause. Sein lädiertes Bein nachziehend, humpelte er, so schnell er konnte, aus dem Zimmer, und er war fast schon die Treppe unten, als es ihm dämmerte. Seit jenem Abend waren mehr als zwei Wochen vergangen. Der Vertrag mit Strowbridge war zwei Tage nach dieser Begegnung abgeschlossen worden. Wenn England vorgehabt hatte, Williams Sohn, ihm selbst oder seiner Frau etwas anzutun, wäre das längst passiert. William beruhigte sich ein wenig. Vielleicht hatte England nie die Absicht gehabt, seine Drohung wahr zu machen. Er wollte William sicher nur Angst einjagen, damit er ihm den Auftrag gab. Aber den Auftrag hatte eine andere Firma bekommen. Welchen Sinn hatte es für England jetzt noch, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen und Williams Familie zu zerstören? Dafür war es jetzt zu spät. Sein Sohn war außer Gefahr.

Und dennoch. Die Hand auf dem blank polierten Geländer, blieb William stehen. Nachdenklich machte er kehrt und ging wieder nach oben.

In Hawkes Büro war es dunkel. Im fahlen Licht der Straßenlaterne schrieb ihm William eine Nachricht, dass er ihn am folgenden Tag zu sprechen wünsche, wann immer Hawke Zeit habe. Dann ging er nach Hause. Er hörte Polly in der Küche hantieren. William zog leise die Stiefel aus und schlich sich nach oben. Der kleine Di lag schlafend in seinem Bettchen, das Haar zerzaust, die Ärmchen ausgebreitet. William betrachtete ihn eine Weile, schließlich legte er sich neben ihn, vorsichtig, um ihn nicht aufzuwecken. Der warme Atem des Jungen roch nach frisch gebackenem Brot. Wenn ihm irgendetwas zustoßen würde ... William konnte den Gedanken kaum ertragen. Als Polly ihn fand, schlief auch er tief und fest. Ihr erster Impuls war, ihn wach zu rütteln und aus dem Zimmer zu scheuchen, doch dann hielt sie zögernd inne. William hatte den Arm um seinen Sohn gelegt,

dessen pummeliges Händchen wie ein Seestern auf den Arm seines Vaters gebettet war. Ihre Haare berührten sich auf dem Kopfkissen. Ihr Brustkorb hob und senkte sich in einträchtig ruhigem Rhythmus. Seufzend zog Polly die Decke hoch, so dass beide zugedeckt waren, und ging dann selbst zu Bett.

Am nächsten Tag ließ Hawke William ausrichten, er habe kurz vor Mittag Zeit für ihn. Auf dem Weg zu Hawkes Büro kämmte sich William kurz das Haar und richtete seine Halsbinde. Doch als er vor der Tür stand, war Hawke noch beschäftigt, und William musste ziemlich lange warten. Er saß auf einem unbequemen Stuhl, der eigens für ihn bereitgestellt worden war. Seine Hände bewegten sich rastlos im Schoß. Der junge Schreiber, der in der Schreibnische vor Hawkes Tür saß, musterte ihn mit unverschämter Miene von oben bis unten, während er seine schmutzigen Fingernägel mit einem Brieföffner säuberte. Endlich wurde William hineingerufen. Als der Schreiber hinter ihm die Tür schloss, bebte der Rahmen von der Erschütterung, und der Luftzug wirbelte die Dokumente auf Hawkes Schreibtisch durcheinander.

Hawke saß hinter seinem massiven Schreibtisch, die Hände verschränkt, und sah William unwillig an, ohne ihm einen Platz anzubieten.

»Was wollen Sie?«, fragte er unwirsch, nicht einmal den Schein der Höflichkeit wahrend.

»Es ... es ist wegen England & Son«, begann William.

Hawke stand auf. Geblendet vom Licht, das durch das Fenster hereinfiel, konnte William Hawkes Gesichtsausdruck nicht erkennen, aber sein Schatten fiel auf ihn wie eine Bedrohung.

»Ach ja, tatsächlich?«, sagte er leise, und seine dunklen Augen blitzten.

»Ja, Sir. Er war doch bestimmt sehr unzufrieden, dass der Auftrag an die Ziegelei in Strowbridge ging ...«

»Worauf wollen Sie hinaus, May?«

Die Drohung in Hawkes Ton war unverkennbar.

»Ich möchte lediglich vorschlagen, dass er sich um den Auftrag für Abbey Mills bewerben soll, Sir«, stieß William hervor. »Der Bedarf an gewöhnlichen Londoner Mauerziegeln wird dort sehr groß sein, und mit seinen moderaten Preisen hätte er, glaube ich, eine gute Chance, den Auftrag zu bekommen.« Er räusperte sich und sah auf seine Hände hinunter. »Ich würde mich für ihn einsetzen, Sir. Das möchte ich ihn gern wissen lassen.«

Die Antwort war höhnisches Gelächter. Williams Mut sank.

»Das möchten Sie, was?«, gab Hawke spöttisch zurück.

Wieder stieß er ein verächtliches Lachen aus. William beobachtete mit Unbehagen, wie Hawke sich aufrichtete, den Blick zum Fenster wandte und die Finger lang zog. Unter seinem dunklen Backenbart zuckte ein Muskel. William schwieg.

»Ist es wahr, dass Sie Mr. England gedroht haben, ihn umzubringen?«, fragte Hawke schließlich.

»Nein! Wenn jemand gedroht hat, dann Mr. England. Sie glauben doch nicht etwa ...«

Hawke wischte Williams Worte mit einer Handbewegung beiseite. »Falls ich ihn mal treffe, werde ich ihm sagen, dass Sie Wiedergutmachung leisten wollen. Obwohl ein solches Angebot jetzt vielleicht ein wenig zu spät kommt.« Sein Mund verzog sich zu einem merkwürdig gedehnten Grinsen. »Ich fürchte, Ihre Probleme mit England fangen jetzt erst an.«

»Ich möchte hoffen, dass wir unsere Meinungsverschiedenheiten ...«

»Tatsächlich? Tja, Ihr Optimismus ist löblich.«

Hawke betätigte eine Metallklingel auf seinem Schreibtisch, und sofort ging die Tür auf, und der Schreiber erschien. Hawke machte sich an irgendwelchen Schriftstücken auf seinem Schreibtisch zu schaffen. Seine Mundwinkel zuckten.

»Ah, Spratt, gut. Bringen Sie mir den Monatsbericht«, befahl er, ohne aufzublicken. »Ich muss heute Nachmittag dem Ausschuss Bericht erstatten. Guten Tag, Mr. May.«

William blieb unschlüssig stehen.

»Guten Tag, Mr. May«, wiederholte Hawke mit größerem Nachdruck.

William blieb nichts anderes übrig, als zu gehen. »Guten Tag, Sir«, murmelte er.

Spratt, der Schreiber, die tintenverschmierte Hand auf dem Stapel der ledergebundenen Hauptbücher, grinste anzüglich, als William aus dem Büro humpelte. »Er hat Sie ja wirklich schnell abgefertigt«, sagte er.

William erwiderte nichts. Mit seinem überhasteten Vorgehen hatte er sich lächerlich gemacht. Hawke würde ihm nicht verzeihen, dass er Zeuge jener Szene geworden war. Zwar konnte Hawke sicher sein, dass er von May wegen seiner niedrigeren Stellung nichts zu befürchten hatte, und Fehlverhalten konnte man ihm nicht nachweisen. Trotzdem würde er May immer als einen gefährlichen Gegner betrachten und jeden Vorstoß seines Untergebenen als eine feindselige und unwillkommene Einmischung ansehen.

Zurück in seiner Schreibnische, verfasste William sogleich einen Brief, der in seinem Inhalt offen und unmissverständlich war: Er wolle nicht, dass es zwischen ihm und dem Ziegeleibesitzer böses Blut gebe. Er bedaure, dass England sich nicht den Vertrag für das Kanalbauprojekt habe sichern können, sei jedoch überzeugt, dass es im Rahmen der Bauvorhaben der Behörde zahlreiche weitere Gelegenheiten gebe, aus denen Mr. England Nutzen für sich ziehen könne. William schlug ein Treffen mit Mr. England vor, wann immer es diesem genehm sei, um weitere Einzelheiten mit ihm zu besprechen. Er rief einen Boten und beauftragte ihn, den Umschlag mit dem Brief bei nächster Gele-

genheit an die Ziegelei in Battersea zu überbringen. Bevor der Bote gegangen war, tippte sich William mit dem Bleistift ungeduldig an die Zähne und überlegte, wann er wohl mit einer Antwort rechnen könne.

»Ihr Bericht, Mr. May, Sir.«

Donald Hood stand hinter William und schwenkte trübselig ein Bündel Papiere in der Hand. Hood war ein blässlicher Mensch mit fettiger Haut. Die lange Nase hing ihm wie ein geronnener Kerzentropfen im Gesicht, und seine schiefen Schultern erweckten den Eindruck, als wäre bei seiner Erschaffung das Kerzenwachs, aus dem er gebildet war, auf der einen Seite stärker geschmolzen.

»Und?«, fragte William gebieterisch, drehte sich um und studierte, nach den Blättern greifend, das Gesicht des Lehrlings. »Haben Sie etwas entdeckt?«

»Wie Sie schon vermuteten, Sir, gibt es Anzeichen für ein weiteres Absinken des Untergrunds.« Hood sprach mit näseler, aber sonst völlig ausdrucksloser Stimme und artikulierte jedes Wort mit exakt derselben Betonung. »Seit der Inspektion im vergangenen Juni hat sich der Zustand des westlichen Tunnelabschnitts merklich verschlechtert ...«

»Ja, ja, aber haben Sie irgendetwas *gefunden*? Etwas von Bedeutung?«

»Nun, ja, Sir. Eine erste Untersuchung der Ablagerungen scheint darauf hinzudeuten, dass es ein regelrechter Verstoß gegen die Anweisungen der Behörde wäre, wenn ...«

»Haben Sie eine vollständige Bestandsaufnahme gemacht? Auch aller kleineren Kanäle?«

Hoods Schulter sank noch ein Stück tiefer, und sein Mund verzog sich in vorwurfsvoller Trauer. »Entschuldigen Sie, Sir, aber wenn Sie mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf die Anweisungen der Behörde vom September dieses Jahres zu richten,

wird auch Ihnen klar werden, dass jetzt nicht einmal mehr die Ausspüler die kleineren Kanäle betreten dürfen, die ja besonders gefährlich sind, Sir.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie nicht dort waren?«

»Allerdings, Sir.« Hood blinzelte träge, und seine wächsernen Lider schienen unter den vorquellenden Augen zu schmelzen. Er schüttelte den Kopf. »Das wäre ein klarer Verstoß ...«

»O mein Gott!«

William konnte seine Ungeduld nicht mehr beherrschen. Er entriss dem verduztten Lehrling die Schriftstücke und hieß ihn gehen. Es war nichts zu machen. Er musste selbst hinuntersteigen. Die Tinte auf dem Vertrag mit Strowbridge war kaum trocken. Wenn man ihn fragen würde, würde er sagen, Hoods Bemerkung über die bröckelnden Backsteine habe ihn beunruhigt. Ihm würde schon etwas einfallen. Aber er konnte nicht allein gehen. Wenn er keinen Verdacht erregen wollte, musste er die von Hood zitierten Richtlinien der Baubehörde aufs Wort befolgen. Außerdem würde er Zeugen brauchen. Er griff nach seinem Mantel, humpelte, so schnell er konnte, die Treppe hinauf in die Abteilung, wo er bis vor kurzem selbst eine Arbeitsnische gehabt hatte, und warf einen vorsichtigen Blick in den Raum. Die Tür zu Hawkes Büro stand offen, zu seiner Erleichterung war jedoch weder Hawke irgendwo zu sehen noch der junge Schreiber, der ihm als Türsteher diente.

William durchmaß den Raum und nickte den zwei, drei Männern zu, die die Köpfe hoben, als er vorbeiging. Sie antworteten ihrerseits mit einem angedeuteten Nicken und verschwanden, wie immer, keinen weiteren Gedanken an ihn. An der hinteren Wand hingen Tabellen und Schautafeln, die die Abschnitte des Tunnelprojekts darstellten, an denen gerade gearbeitet wurde. Schnell fand William, wonach er suchte. Eine Gruppe von Ausspülern sollte laut Plan kurz nach zwei Uhr in den Abschnitt am

Regent Circus hinuntersteigen. Er sah auf die Uhr. Ihm blieben noch mindestens dreißig Minuten Zeit. William eilte zur Treppe, wo er fast mit Hawkes jungem Schreiber zusammengestoßen wäre. Er trug eine Schüssel in der Hand, über die ein fleckiges Tuch gebreitet war.

»Wollten Sie schon wieder zu Mr. Hawke, Sir?«, fragte Spratt, und seine Augen blitzten neugierig. »Sie scheinen ein Masochist zu sein.«

»Ich habe mit Mr. Hawke bereits alles besprochen, danke«, antwortete William steif. Spratt stand breitbeinig in der Tür und machte keine Anstalten, zur Seite zu treten. Er grinste höhnisch, als William sich an ihm vorbeidrückte, und sah dem Vermesser neugierig nach, der die Treppe hinunterhumpelte. Am unteren Treppenabsatz musste William kurz innehalten, um Luft zu schöpfen, die Hand auf dem Geländer. Unwillkürlich hob er den Kopf. Spratt verzog den Mund zu einem Grinsen, wischte sich mit dem Handrücken genüsslich die Nase ab und hob dann dieselbe Hand zu einem matten Gruß. William spürte, wie ihm die Röte in den Nacken schoss. Eilig humpelte er weiter.

Der kleine Holzschuppen mit einer wasserdichten Plane als Dach war einer von mehreren, die die Ausspüler als Unterstand und Werkzeuglager zusammengezimmert hatten. Er befand sich am nördlichen Ende des Regent Circus in dem Durchgang, den die Anwohner Flower Lane, Blumengasse, nannten, auch wenn seit Menschengedenken keine einzige Blume so töricht war, ihr Glück in dem dunklen, sauren Erdreich dieser Gasse zu versuchen. Als William anklopfte, rief ein Ausspüler schläfrig »Herein«, und nachdem William ihm sein Anliegen vorgetragen hatte, erhielt er, wenn auch widerwillig, die für den Abstieg in die Abwasserkanäle notwendige Ausrüstung. Williams Mantel und Hose hängte der Ausspüler umstandslos an einen rostigen Nagel in der Wand.

»Und wo genau wollen Sie hin?«, fragte der Vorarbeiter stirnrunzelnd, der Augenblicke später hereinkam. Er kannte William gut und brachte ihm wegen seiner genauen Kenntnis der Abwasserkanäle und wegen der Ruhe und Gelassenheit, mit der er sich im Untergrund bewegte, widerwillig Respekt entgegen. Doch Williams Ansinnen verzögerte die Durchführung der anstehenden Arbeiten und war ihm lästig. »Es wird Regen erwartet, und der Pegel steigt.«

William trug sein Anliegen erneut vor. Bei seiner Inspektion habe einer der Lehrlinge in einem der kleineren Tunnel ein Mauerwerk entdeckt, das von besonderem Interesse sei. William wollte es selbst in Augenschein nehmen, aber der Lehrling, der den Verlauf der Abwasserkanäle nicht gut kenne und schnell wieder nach oben wollte, habe ihm die entsprechende Stelle nicht exakt beschreiben können. William wäre daher sehr dankbar, wenn ein erfahrener Ausspüler ihn begleiten würde, damit er den Bericht des Lehrlings überprüfen könne.

Der Vorarbeiter seufzte. »Eine Stunde. Mehr nicht. Und wenn wir mit dem Deckel klappern, müssen Sie raus.«

William war einverstanden. Jede Faser seines Körpers kribbelte vor Erregung und Angst. Sie würden den Toten finden, daran zweifelte er nicht. Er befestigte seine Laterne am Latz seiner Schürze und folgte dem schläfrigen Ausspüler die eiserne Leiter hinunter in die Tunnel.

Sobald er den Fuß ins Wasser gesetzt hatte, fing sein Herz an zu rasen. Der Schachtdeckel über ihm schloss sich mit einem lauten Knall, dann war es schlagartig dunkel. Im fahlen Lichtkegel seiner Laterne sog William die faulige, feuchte Luft ein. Gewöhnlich wirkte dieser Geruch beruhigend auf ihn, doch diesmal überkam ihn eine Übelkeit, die ihn in der Kehle würgte. Seine Hände zitterten. Er vergrub sie in den Taschen seiner Schürze und spannte die Beinmuskeln an, um schneller gegen die Strö-

mung vorwärts zu kommen. Die Laterne des Ausspülers schaukelte vor ihm im Wasser hin und her, auf und ab. William zog die Füße durch den Schlamm und watete zügig weiter, bemüht, den Anschluss nicht zu verlieren. Er hatte hier unten stets die Einsamkeit gesucht, doch jetzt verzehrte er sich wie ein Kind nach dem warmen Körper seines Begleiters, nach dem tröstlichen Gestank der vom Abwasserschlamm steifen Kleidung, dem schalen Biergeruch aus seinem Mund und dem beruhigenden Schulterklopfen. Aber der Ausspüler war ihm weit voraus. William war schrecklich kalt. Die feuchte Kälte kroch ihm in die Knochen, und die halb verheilte Wunde an seinem Bein tat weh. Er hatte eine Gänsehaut.

Weit vorne blieb der Ausspüler stehen und wartete. Als sich die Lichtkegel ihrer beider Laternen schnitten und der Schein heller wurde, spürte William, wie seine Angst nachließ. Trotz der primitiven Arbeit, die er zu verrichten hatte und trotz seiner schmutzverklebten Wangen hatte der Mann ein gütiges Gesicht. Gemeinsam würden sie die Leiche finden. Und gemeinsam würden sie wieder nach oben steigen. William brauchte keine Angst zu haben.

»Hier lang?« Der Ausspüler machte eine Kopfbewegung nach rechts. William nickte und blieb dankbar stehen, um Atem zu schöpfen, aber der Mann war bereits weitergegangen. Der Lichtschein seiner Laterne streifte über die Wände und glitzerte auf der aufgewühlten Wasseroberfläche. Zwischen ihm und William breitete sich die Dunkelheit aus wie ein Vorhang. Nach Luft ringend, kämpfte sich William weiter voran. Seine Laterne warf nur ein schwaches Licht und qualmte eigentümlich. Irgendetwas stimmte damit nicht. Erschrocken schüttelte er sie, und die Flamme zitterte. Eine Welle der Panik jagte durch seinen Körper, dass er glaubte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er biss die Zähne zusammen, und seine feuchte Hand hielt die Laterne

so fest umklammert, dass die Knöchel wie gelbe Zähne hervortraten. Er durfte nicht nach unten sehen. Die Leiche. Er musste die Leiche finden. Wenn er die Leiche fand, war er nicht verrückt. Wenn er die Leiche fand, konnte er wieder nach oben.

»Warten Sie bitte, so warten Sie doch!«, rief er mit heiserer Stimme dem Ausspüler nach, aber seine Worte wurden von der rauschenden Strömung geschluckt. Sein Kopf hüpfte auf und nieder wie die Schatten rings um ihn, und ein Schwindel erfasste ihn, dass er glaubte sich erbrechen zu müssen. Ihm war so kalt. Er spürte weder Füße noch Hände. Er musste die Leiche finden. Er musste hier raus. Jetzt begann die ihm früher so vertraute Dunkelheit in die kalten, leeren Gewölbe zu sickern, und eine trostlose Schwärze kroch ihm die Beine hinauf wie Rauch, der durch den Schornstein zieht. Der altbekannte Drang, der ihn plötzlich überfiel, zog ihm die Haut zusammen, ließ ihm den Mund austrocknen und das Zahnfleisch zurückweichen. Seine Haut juckte. Schreie der Begierde stiegen in ihm auf, schneller und heftiger als je zuvor. Brachen wie eine wilde Horde aus den dunkelsten Winkeln seiner Seele. Fegten unaufhaltsam durch seine Adern. Entzündeten seine Knochen. Drangen in seinen Schädel, als wollten sie ihn zerschmettern wie ein rohes Ei. Gegen diesen erbarmungslosen Ansturm war er machtlos. Er hörte, schmeckte, fühlte und sah nichts anderes mehr. Er musste sie herauslassen, bevor sie ihn zerstörten. Doch diesmal war es nicht das Messer, nach dem er sich verzehrte. Nicht das Messer würde ihm Erlösung bringen, sondern die Leiche.

Der Ausspüler blieb erneut stehen, um auf William zu warten. Vor ihm lag ein schmaler Tunnel, kaum einen Meter hoch. Seine Laterne schaukelte, als er sich zu William umdrehte, und ihr Licht streifte etwas, das unweit der Öffnung im Tunnelinnern steckte. Etwas Blasses, Weißliches. Und dann war es wieder verschwunden, von der Dunkelheit geschluckt. Doch das klare Bild

eines aufgedunsenen Körpers verschwand nicht, sondern grub sich mit langen, tiefen Schnitten in Williams Schädel ein. Die Leiche. Es war die Leiche.

William drängte sich mit solchem Ungestüm an dem Ausspüler vorbei, dass dieser das Gleichgewicht verlor. William riss sich die Laterne von der Schürze und hielt sie in die Höhe. Dann sank er mit einem erstickten Triumphschrei auf die Knie, dass das faulige Wasser ihm an die Brust schwappte, und bahnte sich den Weg in den Tunnel. Das von den Wänden zurückgeworfene Licht erzeugte ein weißes Leuchten. Pilze. Die Wände waren übersät mit Pilzen, die aus dem bröckelnden Mauerwerk herauswucherten. Ihr kalter Zersetzungsgeschmack stieg William in die Nase und drang ihm in den Schädel. Die Leiche. Er hatte die Leiche gesehen! Die Knie fest in den schwarzen Blähschlamm pressend, arbeitete er sich in den Tunnel hinein. Die Pilze ringsum schienen immer weiter anzuschwellen, alle Geräusche zu dämpfen und ihn von der Außenwelt abzuschotten. Ihre aufgequollene Blässe deutete auf verwesendes Fleisch hin, ohne es jedoch preiszugeben. William überkam Übelkeit, dann Verwirrung und plötzlich ein rasender Zorn. Mit ganzer Kraft schlug er mit seiner Laterne nach den bauschigen Pilzen, das Gehäuse löste dicke Klumpen von schwammigem Fleisch. Derart um sich schlagend, bahnte er sich eine Schneise in den niedrigen Tunnel. Dann plötzlich zersprang das Glas, und die Kerze erlosch. Vollkommene Dunkelheit umgab ihn. William schleuderte die zerbrochene Laterne fort. Die Leiche war hier. Er hatte sie gesehen. Er tauchte die Arme ins Wasser und fuhr mit den Fingern durch den Schlamm; Glasscherben schnitten ihm in die Hände. Der Schmerz beruhigte ihn ein wenig. Auf den Knien rutschend, tastete er sich weiter, riss an den fleischigen Wänden und ließ die Hände immer wieder durch den Schlick am Grunde des Kanals gleiten.

»Ich weiß, dass du hier bist!« Es war seine Stimme, aber sie kam wie aus weiter Ferne. »Ich weiß, dass du hier bist, du Mistkerl!«

Eine Hand legte sich auf seinen Mund und bog ihm den Kopf zurück. Einen Moment war William sicher, dass es die Hand des Toten war, und ein schrecklicher Schauer des Triumphs durchströmte ihn. Doch die Hand war warm und stank nach Fäkalien und Algen. Er bekam kaum Luft. Ein Schmerz durchzuckte ihn, als ihm die Arme auf den Rücken gedreht wurden. Er versuchte sich zu wehren, verlor jedoch das Gleichgewicht, gefangen in einem eisernen Griff. Seine Schreie waren noch immer nicht verstummt, doch klangen sie jetzt zerhackt, erstickt, zerrissen. Halb trug, halb zerrte man William auf dem Rücken durch das schmutzige Wasser. Mit einem letzten Aufbäumen stieß er mit dem Stiefel gegen die Tunnelwand, aus der sich ein paar Brocken lösten. Ein Arm legte sich ihm um den Hals und drückte ihm die Luftröhre ab. Jemand rief etwas. Die Dunkelheit nahm zu, dann plötzlich wurde sie von einem weißen Lichtstrahl durchschnitten. Stiefel scharrten auf Eisen. Jemand band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen. Dann wurde William umstandslos nach oben befördert. Das Licht tat ihm in den Augen weh. Er schloss sie und spürte nur noch die schreckliche dunkle Eiskälte, die ihn im Griff hatte und seine Gliedmaßen und seinen Kopf in krampfhaftige Zuckungen versetzte.

»Raus mit ihm«, knurrte der Vorarbeiter.

Eine Decke wurde ihm um die Schultern gelegt. William spürte die kratzigen Haare auf den Wangen und roch den ranzigen Gestank. Dann wurde eine Tür aufgestoßen, und er wurde hineingeschubst. Licht bohrte sich durch seine geschlossenen Lider und überflutete ihn mit einer peinigenden Röte. Er kniff die Augen zusammen, während er, von hinten geschoben, auf dem unebenen Boden ein paar Schritte vorwärts taumelte. Als er

die Augen einen Spalt weit öffnete, sah er nur ein Stück des feuchten Mauerwerks der Flower Lane und aus nächster Nähe das höhnisch grinsende Gesicht eines jungen Mannes, der an die Mauer gelehnt stand. Ein fröstelnder Schauer fegte durch Williams Knochen und durchbohrte die morschen Fasern mit scharfen Eisnadeln. Als William an ihm vorbeitorkelte, die Augen zu Boden gesenkt, pfiff der junge Mann genüsslich und mit sichtlichem Vergnügen durch die Zähne.

»Wie ich gesagt habe«, flüsterte er William schadenfroh ins Ohr. »Ein echter Masochist.«

William kniff die Augen zusammen, aber es war zu spät. Es gab keinen Ausweg mehr. Angst, Schwärze und Kälte vereinigten sich in seiner Magengrube zu einem wirbelnden Strudel, und im Mittelpunkt dieses Strudels stand die hämisch grinsende Fratze des jungen Mannes. Es gab keinen Weg zurück. In der eisigen Dunkelheit war es nur eine schreckliche Ahnung, und doch wusste er Bescheid. Er hatte das Ende erreicht, und da, wo er gehofft hatte, Trost und Frieden zu finden, war nichts. Nichts als der eigene Schrecken, die furchtbare, unendliche Dunkelheit und die grinsende Teufelsfratze, die gekommen war, ihn zu holen. Erst sehr viel später war er in der Lage, sich von außen zu sehen und die grässliche einfache Wahrheit zu erkennen. Man hatte ihn mit Gewalt aus den Abwasserkanälen geholt, einen Verrückten, gefesselt, zitternd und schmutzstarrend. Und Spratt war Zeuge dieses Schauspiels gewesen.

XVIII

Am folgenden Samstag brach Tom bereits früh zum Badger auf, obwohl er den Captain eigentlich hatte warten lassen wollen. Als Begleitung nahm er Joe mit. Unterwegs vermeinte er in jedem Schatten und hinter jedem verfallenen Torbogen ihr rosafarbenes Gesicht zu sehen, das ihn anlächelte. Natürlich würde sie bei seinem Anblick vor freudiger Erregung zittern, der ganze rosafarbene Rumpf würde beben, während sie mit dem abgenagten Schwanzstummel wedeln, die Schnauze schräg legen und in seine Hand schmiegen würde. Plötzlich spürte er einen Stich in der Seite, so scharf, dass er einen Augenblick stehen bleiben und sich, vornübergebeugt, mit den Händen auf die Oberschenkel stützen musste.

Als es vorbei war und er sich wieder aufrichtete, schüttelte er heftig den Kopf, um die Gedanken an sie zu verscheuchen. Alles nur Hirngespinnste, was sonst. Denn der Captain würde sie wohl gar nicht mitbringen, es sei denn, er wollte sie zum Kampf antreten lassen. Er würde sie schonen. Vermutlich lag sie gerade wohligh in einer piekfeinen Hundehütte und nagte an einer saftigen Rinderkeule. Um nicht mehr an sie denken zu müssen, gab sich Tom müßigen Spekulationen über die Hunde hin, mit deren Erscheinen er an diesem Abend im Badger rechnete. Joe hörte ihm zu, ganz verwundert über den Wortschwall seines sonst so maulfaulen Freundes, und kratzte sich am Kopf. Schon eine komische Sache, so ein Riesenbatzen Geld, kein Zweifel. Joe hatte bislang niemand kennen gelernt, dem ein Vermögen einfach so in den Schoß gefallen war, aber in seiner Vorstellung war

das so, als würde man einen Menschen, der sein ganzes Leben lang zufrieden gelebt und fest auf den eigenen Beinen gestanden hatte, einfach auf den Kopf stellen.

Als sie ins Badger kamen, war die Loge des Captain leer, aber Brassey wies seinen Gehilfen gerade an, die Lehnstühle mit einem feuchten Lappen abzuwischen, woraus man schließen konnte, dass er jeden Augenblick erwartet wurde. Tom lehnte sich über die Brüstung der Arena, scheinbar ganz auf den Kampf konzentriert, in Wirklichkeit jedoch lauschte er mit gespitzten Ohren nach Schritten auf der Treppe und fingerte an dem Schriftstück in seiner Tasche herum, bis die Ecken weich waren wie ein Damenhandschuh. Das gleißende Licht über dem weiß gestrichenen Kampfplatz tauchte den Raum in Halbdunkel und narrete ihn. Immer wieder meinte er sie erspäht zu haben, glaubte, die Tür einen Spalt weit aufgehen und auf der Schwelle ihre rosa Schnauze zucken zu sehen, nach dem gehaltvollen Aroma der Arena schnuppernd. Dann krampfte sich ihm jedes Mal das Herz ein wenig zusammen, und er flüsterte leise ihren Namen. Doch die Tür ging nicht auf. Was er sah, waren nur Schattenspiele der flackernden Gasbeleuchtung, hervorgerufen durch das Getrappel der Leute oder durch einen Windstoß, der durch ein zerbrochenes Fenster hereinfuhr. Mit jeder enttäuschten Erwartung wuchs die Leere in ihm, schwoll sein Zorn an wie Schlamm, der langsam einen Tunnel füllt. Wo blieb nur dieser Scheißkerl von Captain? Der Schweinehund hatte ihm doch versprochen zu kommen. Sicher, er hatte sich auch früher schon verspätet, allzu lange wartete er ja noch nicht. Aber wenn er sich einbildete, er könne sich auf diese Weise aus der Affäre ziehen ...

Tom befühlte wieder das Schriftstück in seiner Tasche.

Sie hatten sich vier, fünf Kämpfe angesehen, und Joe hatte beim Wetten ein paar Shilling gewonnen, als Brassey den Ring für geschlossen erklärte.

»Wenn Sie sich bitte nach unten begeben wollen, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen ...«, drängte er seine Gäste mit einem Grinsen, das sein Gesicht in zwei Hälften teilte wie eine verfaulte Orange.

»Wo ist er?«, fragte Tom ihn, während die Zuschauer lärmend in den Schankraum hinunterstapften. »Er schuldet mir Geld, und er hat versprochen zu kommen.«

»Ach komm schon, Tom«, gab Brassey beschwichtigend zurück, beschleunigte jedoch seinen Schritt und wich Toms Blick aus. »Ein Gentleman wie der Captain hat immer viele Verpflichtungen gleichzeitig. Man kann doch nicht von ihm erwarten, dass er so einfachen Leuten wie dir nach der Pfeife tanzt.«

»Wir hatten aber eine Abmachung.«

»Ja, sicher«, stimmte Brassey zu. »Und ich vertraue voll und ganz darauf, dass der Captain sein Wort hält und seine Schulden begleicht.«

Doch Brasseys Zuversicht sollte sich als falsch erweisen. Am nächsten Samstag machte sich Tom, das zerknitterte Schriftstück in der Tasche, erneut zum Badger auf, und wieder wartete er. Wieder horchte er auf Schritte auf der Holzterrasse, die Hand an der Tür. Und wieder blieb die Loge des Captain leer. Tom wagte sich nicht auszumalen, was aus Lady geworden war. Dass Brassey ihn von der anderen Seite des Raums genau beobachtete und dem Gehilfen etwas zuflüsterte, merkte er nicht. Er setzte sich in eine Ecke und schürte die Wut, die in ihm anschwellte und die Leere anfüllte, die die Hündin in ihm hinterlassen hatte. Er trank einen Whisky und noch einen. Seine Kehle brannte. Sie beide waren getäuscht und betrogen worden. Doch falls dieser Schweinehund meinte, Tom würde seinen Verlust mit einem Achselzucken abtun, hatte er sich gründlich verrechnet. Tom war kein Märtyrer wie diese sanften Narren in der Bibel, die auch noch die andere Wange hinhielten. Schon bald würde der

Captain sich wünschen, dem Kanaljäger und seiner Hündin niemals über den Weg gelaufen zu sein. Besänftigt von der Heftigkeit seines Zorns, von einer unbändigen Rachelust, stürzte Tom ein weiteres Glas hinunter. Zweifelsohne hätte der Captain, wäre er in diesem Moment zur Tür hereingekommen, um Tom seine sechzig Guineen auf einem funkelnden Silbertablett zu servieren, Toms Enttäuschung handgreiflich zu spüren bekommen.

Aber der Captain kam nicht. Am dritten Samstag, als zur gewohnten Zeit der Ring geschlossen wurde und der Gehilfe eifrig den blutbespritzten Boden schrubbte, baute sich der Wirt vor Tom auf. Er kam sofort zur Sache.

»Du bist hier nicht mehr erwünscht. Falls du dich hier je wieder blicken lässt, fliegst du hochkant wieder raus. Kapiert?«

Tom starrte ihn an, weniger wütend als überrascht.

»So miese Typen wie du vertreiben mir nur die guten Gäste«, fuhr Brassey fort. »Die machen sich nicht gern mit den Leuten gemein, die die Ratten liefern. Und überhaupt habe ich einen neuen Lieferanten.«

»Aber der Captain ...«

»Dein Geschäft mit dem Captain interessiert mich nicht.« Brassey wippte auf den Fußballen und rollte die Augen. »Mich interessiert nur, dass *ich* ein Geschäft am Laufen zu halten habe. Wenn du hier noch einmal auftauchst, kriegst du noch ganz andere Probleme als nur eine nicht beglichene Wette.«

Es war Brasseys Gehilfe, der ihn – trotz seiner schmächtigen Gestalt stark wie ein Bulle – hinausbugsierte. Tom hämmerte gegen die verschlossene Tür, bis ihm die Arme wehtaten. Als er schließlich das Brüllen sein ließ, loderte der Zorn in ihm lichterloh. Er würde den Captain finden. Wenn der Captain irgendwo zu finden war, würde er ihn aufstöbern. Und wenn er ihn gefunden hätte, würde der Captain zu Gott beten und wünschen, er wäre nie geboren worden.

XIX

Den ganzen Sonntag streifte Tom in der Stadt umher. Vor dem Morgengrauen hatte es wieder stark geschneit, und die frostige Luft verschlug ihm fast den Atem. Von Soho wanderte er zum Fluss und dann am Tower vorbei zum Pool, wo es stark nach Salz, Teer und verrottenden Tauen roch – ein Geruch wie von nassem Gras. Dort reckten sich die Masten schier endlos weit in den Himmel wie ein Wald kahler Bäume. Tom spazierte weiter zu den Minories und den Ratcliffe Highway entlang bis zu den gefrorenen Sümpfen von Shadwell und Poplar. Der Captain hatte Lady. Dieser Gedanke peinigte ihn wie eine Gräte, die im Hals feststeckt. Aber Tom würde die beiden schon finden. Zwar hatte der Captain sie so gut wie gestohlen, aber immerhin hatte sie ihn vierzig Guineen gekostet. Er würde sie nicht als Schoßhündchen halten, nicht bei diesem Preis. Er würde Geschäfte mit ihr machen wollen, um wiederzubekommen, was er für sie ausgegeben hatte. Er würde sie zu Kämpfen schicken, und zwar bald, wenn er es nicht schon getan hatte. Fragte sich nur, wo.

Als Erstes suchte Tom das King's Head auf dem Cock Hill auf, wo er mit dem Wirt auf gutem Fuß stand, weil Tom zu seinen verlässlichen Lieferanten zählte. Boggis war jedoch kein Mann aufgefallen, auf den die Beschreibung des Captain gepasst hätte, und auch kein neuer Hund. Der einzige Wirt, mit dem Tom an diesem Tag außerdem noch ein Gespräch führte, war ein ehemaliger Preisboxer mit einer Nase so platt wie eine Flunder, der in den Ruinen einer alten Schmiede in den sumpfigen Ausläufern von Mile End eine Art Schenke betrieb. Er stürzte das Glas Rum mit

Wasser hinunter, das Tom ihm spendiert hatte, und blickte finster drein. Toms Dienste benötige er nicht, meinte er; seine Ratten lasse er sich aus Claving bringen, drüben in Essex, und das seien prächtige Exemplare, geschmeidige, fette Viecher, aus denen man einen Mantel schneiden könnte. Er habe keine Verwendung für noch mehr Ratten, und schon gar nicht für die kleinen, verdreckten Kanalaratten. Schließlich betreibe er ein Lokal erster Güte, und seine Kundschaft sei sehr mäkelig. Mehr war nicht aus ihm herauszubekommen. Ein Mann von Toms Gewerbe, der mit Geld um sich schmiss – da stimmte was nicht. Hier sprach ein Narr mit vom Alkohol gelöster Zunge. Er lehnte Toms Einladung zu einem weiteren Glas ab und sagte kein Wort mehr.

Entmutigt machte sich Tom langsam auf den Rückweg zu seiner Bleibe. Mehr als einmal erhaschte er in der hereinbrechenden Dämmerung einen flüchtigen Blick auf einen weißen Hund, und wenn das Tier dann auf eine bestimmte Art die Schnauze in die Luft reckte oder sich den Bauch im Staub rieb, machte sein Herz einen Sprung. Mehr als einmal rief er ihren Namen. Aber nie war sie es. Ihm taten die Füße weh. Er, der stets die Einsamkeit gesucht und sich nur dann wirklich wohl gefühlt hatte, wenn er für sich war, spürte nun die Last des Alleinseins schwer wie einen Mantel auf den Schultern.

Einem plötzlichen Impuls nachgebend, folgte er dem verschlungenen Verlauf einer Gasse bis hinunter zur Themse. Selbst am Sonntag herrschte auf den Docks geschäftiges Treiben; Rufe in allen möglichen Sprachen hallten durch den frühen Abend und vermischten sich mit dem Platschen des Wassers, mit Hammerschlägen, den Klagelauten von Tieren und Kettengerassel. Zwischen den Ausdünstungen von Schlamm, Salz, Teer und Schweiß machte Tom den herben Geruch von starkem Tabak aus, das sonnengesättigte Aroma von Rum, den ranzigen Gestank von Häuten, die fremdländischen Wohlgerüche von Kaffee

und Gewürzen, den warmen Brodem von Wein und den Hefeduft von Trockenfäule. Am Kai löschte gerade eine sardische Brigg ihre Ladung, und am Ufer stapelten sich Tonnen und Fässer. Tom musste zur Seite treten, als sich sechs nebeneinander gehende Matrosen von der Brigg an ihm vorbeidrängten. Unter ihren schwarzen Bärten glitzerten goldene Ohrringe, und ihre roten Hemden steckten an der Taille in bunten Schärpen. Sie rochen streng nach Schweiß und Knoblauch und ließen ihre reichlich vorhandenen Goldzähne funkeln, wenn sie grinsten und hermalberten und den düsteren Winternachmittag mit der Musik ihrer fremdartigen Laute erfüllten. Ein wenig entfernt im Schatten eines hoch aufragenden Lagerhauses warf eine Schenke ihr Licht auf den schlammigen Boden. Durch das laute Stimmengewirr hindurch vernahm Tom undeutlich das Kreischen einer Fiedel, die ein irisches Tanzlied spielte.

Er trat ein. Die Taverne war gerammelt voll mit Seeleuten, die in einem Dutzend verschiedener Sprachen durcheinander schrien, und alles drängte sich um einen Geiger mit einer roten Halsbinde, der auf einem Tisch in der Mitte der Gaststube stand. Sein Bogen bearbeitete die Fiedel mit solchem Schwung, dass man hätte meinen können, er wolle sie geradewegs in zwei Teile zersägen, und er stampfte mit dem Stiefel auf die abgestoßene Tischplatte, bis der ganze Tisch im Takt der Musik hüpfte. Um ihn herum grölten und klatschten die Matrosen mit und gaben ihren Sold mit vollen Händen aus. Eine Frau mit verfilztem Haar und den flinken Augen eines Wiesels zupfte ihren Mann am Wams, endlich mit ihr nach Hause zu kommen. Er schlug ihr auf die Hände und versetzte ihr obendrein eine Ohrfeige, um sich dann zu seinen Kumpanen zu gesellen, die ihn in ihrer Mitte aufnahmen. Die Frau spuckte verächtlich vor den Männern aus, warf ihnen einen Schwall von Flüchen an den Kopf und stürmte aus der Schenke.

Tom suchte sich eine Ecke, wo die Gefahr nicht so groß war, auf die Zehen getreten zu werden, und ließ mit geschlossenen Augen das Stampfen und Kreischen der Musik auf sich wirken. Zwei Männer, allem Anschein nach Tagelöhner, stellten neben ihm ihre Krüge auf dem Fenstersims ab.

»Hör mal, gestern Abend hab ich was gesehen, das glaubst du nicht«, brüllte der eine dem anderen ins Ohr. »So was hab ich mein Lebtag noch nicht gesehen.«

Über seinen Krug gebeugt, zog der andere eine Augenbraue hoch und sog an seiner Pfeife.

»Drüben bei Spanks. War ziemlich ekelig, das Ganze. Aber so wahr ich hier steh, kein Mörder in der ganzen Menschheitsgeschichte war auch nur halb so blutrünstig. Hat zwanzig Ratten in 'ner einzigen Minute erledigt – ich würd's nicht glauben, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehn hätt. Und dabei war der Hund still wie das Grab – kein Mucks – von Anfang bis Ende. Ich hätt ihn für ein Gespenst gehalten, wenn er nicht einem Geschäftsmann ...«

Tom packte den Tagelöhner an der Jacke.

»Was zum Teufel ...«, mischte sich der andere ein, aber Tom schnitt ihm das Wort ab.

»Wo war das?«, fragte er und beugte sich so nah zu ihm, dass ihre Nasen sich fast berührten. »Der Hund, wo hast du den gesehen? Sag's mir, du Mistkerl! Und zwar sofort, oder ich dreh dir den Hals um, verstanden?«

Der Tagelöhner schüttelte ihn ab. Er war von kräftiger Statur, und seine Augen waren kaum mehr als Schlitze unter der vorspringenden breiten Stirn. »Tja, so einfach ist das nicht«, meinte er gedehnt und zuckte dabei die Achseln. »Is schon 'nen bisschen was wert, würd ich sagen. So'ne wertvolle Auskunft.«

»Sechs Penny«, knurrte Tom wütend.

Der Tagelöhner verzog das Gesicht. Der Lohn auf den Docks betrug vier Penny die Stunde.

»Einen Shilling.«

Tom griff in die Tasche und ließ die Münze in seiner offenen Handfläche liegen. Als der Tagelöhner danach greifen wollte, schloss Tom schnell die Hand.

»Bezahlung bei Lieferung«, knurrte Tom, und sein Herz schlug vor Aufregung. Er hätte auch fünf Shilling gezahlt, sogar zehn, um etwas über Lady in Erfahrung zu bringen, aber man brauchte ja nicht freigiebiger zu sein als nötig, auch wenn man gerade zu etwas Geld gekommen war. Alte Gewohnheiten konnte man nicht so leicht abschütteln.

Während der Tagelöhner erzählte, was er wusste, starrte er auf Toms geschlossene Hand. Besagten Hund habe er drüben in Kensal in einer Schenke namens Bridge Tavern kämpfen sehen. Ein merkwürdig aussehendes Tier, ein Mischling mit einem so dünnen Fell, dass die Haut darunter hervorschimerte. Aber ein Siegertyp, kein Zweifel. Der Besitzer sei ein feiner Herr, ein Arzt vielleicht, aber genau könne er es nicht sagen. Der Tagelöhner kannte weder den Namen des Mannes, noch wusste er, woher er stammte. Er habe ihm keine große Beachtung geschenkt; ihm sei nur aufgefallen, dass er einen dunklen Bart hatte und sein Mantel im Unterschied zum Fell des Hundes dick und von feiner Qualität war. Der Mann sei zum ersten Mal in der Bridge Tavern aufgetaucht, dessen war sich der Tagelöhner sicher, denn wer einen solchen Hund einmal in den Ring schicke, den vergesse man nicht mehr. Dass dieser Gentleman neu war, habe man auch daran sehen können, dass er nicht mehr als ein, zwei Pfund an Wettgewinnen eingestrichen habe, aber er habe die Wettlust des Publikums gehörig angeheizt. Er schätze, meinte der Tagelöhner, beim nächsten Kampf würde gewettet wie verrückt. Er selbst werde vielleicht sogar einen Shilling oder zwei

setzen, fügte er hinzu, und seine Augen, die gierig auf Toms Hand gerichtet waren, wurden zu zwei Strichen. Man könne ja nie wissen.

Das genügte vollauf. Tom gab dem Tagelöhner seinen Shilling. Die Münze war in seiner Hand ganz warm geworden und hatte einen makellosen rosa Abdruck hinterlassen, so deutlich, dass er damit fast neue Münzen hätte prägen können. Tom hielt sich die Handfläche an den Mund und küsste sie. Seine Hand zitterte, und das Herz pochte ihm in den Ohren. Er hatte sie gefunden. In einer Woche würde er sie wiedersehen, und auch den Captain oder den Doktor oder wer zum Teufel es auch sein mochte. Was er dann tun würde, war ihm noch nicht klar. Bei so etwas musste man Vorsicht walten lassen, aber er machte sich deswegen keine großen Sorgen. Er hatte sie gefunden. Im Übrigen hatte er noch eine Woche Zeit, um darüber nachzudenken.

Und er dachte darüber nach, spielte alle Möglichkeiten in seinem Kopf durch, und jene sechs Tage wurden ihm endlos lang. Natürlich wusste Tom, dass es keinen Sinn hatte, den Captain am Ring zur Rede zu stellen. Ein mit allen Wassern gewaschener Schweinehund wie er würde nicht vor versammeltem Publikum auf die Knie fallen und seine Betrügerei gestehen, ebenso wenig wie er Tom freundlich die Hand schütteln und ihm das Geld aushändigen würde, das er ihm schuldete. Der Rote Joe riet ihm, dem Captain vor der Schenke aufzulauern und ihm im Schutz der Nacht seine Wettgewinne abzuknöpfen, aber die würden wahrscheinlich nicht annähernd der Summe entsprechen, die Tom noch zu bekommen hatte. Außerdem hatte der Captain die Angewohnheit, stets in Begleitung zu kommen, so dass er, Tom, im Nachteil sein würde. Feine Leute liefen nicht einfach so durch die Straßen wie das gemeine Volk. Sie fuhren in Droschken und Kutschen, und selbst wenn sie nicht in Begleitung unterwegs waren, erwischte man sie auf der Straße selten allein. Es wäre ein-

facher, sich die Hündin wiederzuholen und auf diese Weise den Verlust wettzumachen, aber selbst wenn ihm das gelänge, was dann? Die Sache bedurfte sorgfältiger Planung, und als Erstes musste Tom die Lage sondieren. Doch als er, um nur ja keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, durch eine Geheimtür im Keller der Schenke den Raum mit der Kampfarena betrat und unbemerkt in eine dunkle Ecke schlüpfte, wusste er immer noch nicht, wie er vorgehen sollte.

Kurz nach zehn pochte jemand an die Falltür. Als sie aufschwang, hob Spanks, der Wirt, ein Mann jenseits der Lebensmittel, aber mit dem gierigen Blick und der gockelhaften Großspurigkeit eines Mannes, der noch einige Jahrzehnte vor sich zu haben glaubt, die Hand zum Gruß und schürzte die Lippen zu einem gellenden Pfiff.

»Wie geht es Ihnen, lieber Herr Doktor?«, tönte Spanks gestelzt und entkorkte mit einem triumphierenden Knall eine Flasche Brandy. »Darf ich Ihnen ein kleines Stärkungsmittel verschreiben?«

Es war der Captain, kein Zweifel. Er trug einen einfacheren Gehrock als den, den Tom kannte, und hatte eine Ledertasche unter dem Arm, wie sie Ärzte gern mit sich führen, aber sonst hatte er sich keine Mühe gegeben, sich zu verkleiden. Und natürlich hatte er Lady dabei. Lady. Tom musste sich am Tisch festhalten, um sich wieder zu fassen, so heftig rührte ihn ihr Anblick. Sie sah gut aus, dachte Tom. Eigentlich hatte er nicht erwartet, sie in so guter Verfassung zu sehen, und Erleichterung und Enttäuschung stritten so in ihm, dass ihm übel wurde. Sie stand dem Captain bei Fuß, den Hals gereckt, die Schnauze in der Luft. Tom verschlang sie regelrecht mit den Augen und wünschte sich, sie würde ihn bemerken; zugleich flehte er inständig, dass sie ihn nicht verriet. Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Denn die Wettkampfbegeisterten in diesem Teil der Stadt hatten

bereits Wind bekommen, dass hier etwas Besonderes zu erwarten war, und so scharten sie sich um die Hündin und rempelten sich gegenseitig an, um einen besseren Blick auf sie zu erhaschen. Der Captain hob sie auf einen Tisch und stellte sich, eine Hand besitzergreifend auf ihrem Rücken, neben sie, damit alle Welt sehe, dass er ihr rechtmäßiger Besitzer war. Tom presste die Fäuste fest auf die Oberschenkel und biss sich auf die Lippen, um nicht aufzuspringen und dem betrügerischen Lump einen Schlag zu verpassen, den er sein Lebtag nicht vergessen würde.

Wie Tom erwartet hatte, war der Captain nicht allein gekommen. Er hatte zwei Begleiter bei sich. In dem einen erkannte Tom den schmalgesichtigen feinen Pinkel aus dem Badger wieder, während ihm der andere fremd war, ein Kerl mit einem Quadratschädel und einem Doppelkinn, das jedes Mal seinen steifen Kragen berührte, wenn er trank, was oft geschah. Der Captain selbst schien in ungewöhnlich ausgelassener Stimmung zu sein, weinselig. Er schwang die Beine auf einen Stuhl, goss sich ein großes Glas Brandy ein und nahm einen Schluck. Vorsichtig, um nicht entdeckt zu werden, schlich sich Tom näher an seinen Tisch heran. Jetzt konnte er Lady besser sehen, zumindest ihren hinteren Körperteil, den rosa geränderten Rumpf und den abgenagten Stummelschwanz. Er musste sich mit aller Kraft zusammennehmen, um nicht den Arm auszustrecken und sie zu berühren.

Bald schon wurden die Wetten abgeschlossen, und das Publikum platzierte lautstark bei Spanks die Einsätze. Im Ring tänzelte ein drahtiger Terrier um einen Haufen Ratten herum wie ein nervöser Freier. Nur sein Sekundant schenkte ihm überhaupt Beachtung.

»Ein Tier wie dieses hat bestimmt eine schöne Stange Geld gekostet«, raunte der Quadratschädel dem Captain zu und nickte dabei in Richtung Lady, wobei sein Doppelkinn heftig ins Wackeln geriet.

»Da unterschätzen Sie mich aber«, erwiderte der Captain und entblößte dabei die Zähne. »Selbstverständlich habe ich sie für weniger als die Hälfte dessen erworben, was sie tatsächlich wert ist.«

Der Quadratschädel zog die purpurrote Stirn hoch.

»Sagen wir mal, ihr vorheriger Besitzer war ein rechter Einfaltspinsel«, meinte der Captain gedehnt. »Ein Kanaljäger der untersten Sorte.« Der Quadratschädel verzog verächtlich den Mund. »Nun, das hat auch seine Vorteile. Zumindest für mich. Mir scheint, der Gestank in diesen Kloaken ist so übel, dass er das Hirn eines Mannes zu Scheiße macht.«

Der Quadratschädel lachte laut auf, und der Captain grinste affektiert. Er lehnte sich zurück und wollte noch etwas sagen, als plötzlich eine schrille Glocke erklang. Schon im nächsten Moment drängten die Zuschauer schneller aus der Kampfarena, als Wasser durch eine Röhre fließt, und Spanks' Gehilfe sprang in den Ring, um die noch lebenden Ratten so rasch wie möglich in den Käfig zurückzuscheuchen. Spanks kam auf den Captain zugeeilt.

»Die Polypen sind im Anmarsch, meine Herren«, flüsterte er und deutete dabei mit dem Kopf zur Zimmerdecke. »Tut mir leid. Jemand muss ihnen einen Wink gegeben haben. Wenn Sie mir folgen wollen ...«

Der Captain griff mit der einen Hand nach der Brandyflasche, mit der anderen nach Ladys Leine. »Und was wird aus dem Kampf?«, fauchte er Spanks an, der ihn und die verbliebenen Zuschauer zu einer zweiten Falltür an der feuchten Mauer hinter einem Eisengitter dirigierte. Tom senkte den Kopf und schlug den Kragen hoch. Lady, nur zwei, drei Meter vor ihm, hob die Schnauze und schnüffelte, ihr rosa Gesicht verwirrt und wachsam. »Es ist mir egal, wenn die Wetteinsätze nicht so hoch sind, wie Sie es mir versprochen haben. Wenn Sie es riskieren würden, nur einen Augenblick ...«

»Nächste Woche, mein lieber Freund«, erwiderte Spanks mit sanfter Stimme und drängte die letzten Männer zur Eile. Der Captain bemerkte nicht, wie Tom lautlos an ihm vorbeischlich, aber Ladys Nase zuckte für einen kurzen Augenblick. Als Spanks den Schlüssel umdrehte und ihn unter seinen Rockschoßen verschwinden ließ, zerrte sie an der Leine. »Nächste Woche. Die Wetten stehen.«

»Sorgen Sie gefälligst dafür, dass sich das Warten auch lohnt«, fauchte der Captain durch das Gitter, und erneut tönte von der Treppe der Klang von Metall auf Metall wie bei einem Schmied. »Ich will doppelt so hohe Wetten, verstanden? Doppelt so hohe!«

Blitzschnell wandte sich Tom um und zwinkerte Lady zu, einen Finger an den Lippen. Mit verhaltenem Winseln wedelte sie wild mit dem Stummelschwanz und wollte sich auf ihn stürzen, doch der Captain riss sie an der Leine zurück.

»Nun machen Sie doch endlich!«, rief der Quadratschädel nervös aus der Gasse herüber.

Tom huschte unter einen Torbogen, als Lady die Stufen heraufstürmte, den Captain im Schlepptau hinter sich herziehend. In der Gasse blieb sie stehen und schnüffelte, den Schwanz mit einem Mal ruhig.

»Komm schon, du blödes Vieh!«

Der Captain zerrte an ihrer Leine. Lady versuchte sich dagegenzustemmen, aber auf dem gefrorenen Boden fanden ihre Krallen keinen festen Halt. Noch während er sie durch die Gasse schleifte und sich ihre weißen Umriss in der Dunkelheit allmählich verloren, reckte sie die Schnauze in die Luft, aber ihre Schultern wirkten seltsam schlaff. Tom konnte es kaum ertragen, sie gehen zu lassen. Es war für ihn ein langer Nachhauseweg. Als er die Tür zu seiner Unterkunft aufschloss, wusste er, was er wollte. Er musste sie wiederhaben. Mit dem Geld würde es nichts werden; selbst wenn der Captain so viel dabei hatte,

würde es ihm nicht gelingen, es an sich zu bringen. Aber er würde alles tun, um die Hündin wiederzubekommen. Und er würde diesen wortbrüchigen Dreckskerl von Captain an seine Abmachung erinnern, er würde ihn sich schnappen, und wenn es das Letzte wäre, was er im Leben zustande brachte. Tom war vielleicht nicht gebildet, aber er war ein ausgekochter Spieler und wusste, dass man sich nicht nur auf sein Glück verlassen durfte, wenn man das Blatt zu seinen Gunsten wenden wollte. Der Captain würde schon noch merken, dass er nicht der Einzige war, der wusste, wie man falsch spielt.

XX

Spratt leistete ganze Arbeit. Auf einem Blatt Papier mit dem Briefkopf der Baubehörde nahm er sowohl dem Vorarbeiter als auch dem Ausspüler eine namentlich unterzeichnete Erklärung ab. Der Vermesser habe sich ungebührlich verhalten, versicherten sie, und er habe unterirdische Bauwerke beschädigt. Ein derartiges Verhalten im Tunnel, fügten sie noch hinzu, könne zu einer tödlichen Gefahr werden. Auf Drängen des Schreibebers sahen sich die beiden Männer außerdem genötigt zu sagen, der Vermesser habe gewissermaßen den Eindruck erweckt, er sei nicht ganz bei Sinnen. Keiner der beiden erhob Einwände dagegen, dies als »nervöse Hysterie« zu bezeichnen. Um dieses Bild abzurunden, fügte Spratt eine lebhaftere Schilderung seines eigenen Eindrucks von dem Vermesser hinzu, als dieser völlig verstört und verdreht aus dem Tunnel gekommen war.

Doch damit begnügte sich der akribische Schreiber keineswegs. Nachdem die Erklärungen abgegeben waren, schlug er dem dankbaren Vorarbeiter vor, May seiner Obhut anzuvertrauen. Und um sodann einer möglichst großen Zahl von ebenso verlässlichen wie geschwätzigem Zeugen Gelegenheit zu einer Aussage zu geben, sorgte er dafür, dass der Vermesser, die Arme von der stinkenden Decke umschlungen, als steckte er in einer Zwangsjacke, und das Haar dreckverkrustet, beim Betreten der Amtsräume in der Greek Street das Zimmer der Schreiber passieren musste. Nachdem das Erscheinungsbild des Vermessers wie gewünscht allerlei Bekundungen des Abscheus hervorgerufen hatte, ließ Spratt ihn wieder gehen. Doch die Sache war

für ihn noch nicht abgeschlossen. Mit dem gespielten Ausdruck tiefer Besorgnis auf seinem hinterhältigen Gesicht sprach er bei Mays Vorgesetzten vor und zog insgeheim Erkundigungen über den Sinn und Zweck von Mays Aufenthalt im Untergrund ein. Innerhalb kurzer Zeit fand Spratt heraus, dass der Vermesser sich mittels Täuschung Zugang zum Tunnelnetz verschafft hatte und es keinen rechtmäßigen Grund für seine dortige Anwesenheit gab. Solcherart gerüstet, verlangte Hawke mit Lovick zu sprechen.

Allerdings erwies sich das als unnötig. Durchgefroren und erschöpft, kotverklebt und unfähig, das hektische Zittern seiner Glieder abzustellen, hatte William keine Kraft mehr zu kämpfen. Er war geschlagen. So lange hatte der Irrsinn an seinem Hirn gezerrt und gezogen, dass die weiche Masse aus ihrer Verankerung gerissen war. Er hatte nicht das mindeste Bedürfnis, sich zu schneiden. Denn wenn er sich schnitt, würde er wieder etwas fühlen. Allein schon der Gedanke daran war ihm unerträglich. Stattdessen wünschte er, er hätte Laudanum oder Chloral oder irgendetwas, das ihm Schlaf brächte und vielleicht die Angst betäubte. Ja, mit einer ausreichenden Menge würde er vielleicht für immer aufhören, etwas zu fühlen. Und nichts wünschte er sich sehnlicher als das.

Mit dem letzten Rest an Kraft, der ihm geblieben war, schleppte sich William zu Lovick. Der Sekretär im Vorzimmer zuckte bei seinem Anblick zurück, presste sich ein Taschentuch an den Mund und hieß ihn mit erstickter Stimme warten. William hörte ihn nicht. Ohne anzuklopfen, taumelte er hinein. Lovick war in ein Gespräch mit Grant vertieft; die beiden Männer standen über eine Karte gebeugt, die ausgebreitet auf dem Schreibtisch lag. Sie blickten hoch, als William ins Zimmer wankte.

»May, was zum Teufel ...?«

William wandte sich in die Richtung, aus der Lovicks Stimme kam. Er hatte die Augen zwar offen, aber sie blickten ins Leere wie die eines Blinden. Als William zusammenbrach und, am Boden liegend, seine zuckenden Knie umklammerte, rief Lovick laut ins Vorzimmer um Hilfe. Die Stirn vor Ekel und Erstaunen in Falten gelegt, starrte Grant William nur an.

»Helfen Sie mir!«, flehte William mit so leiser und brüchiger Stimme, dass man es kaum vernahm. »Helfen Sie mir, ich bitte Sie!«

»Was zum Teufel ...!«, hauchte Grant hilflos. Aber Lovick hatte sich bereits wieder gesammelt. Er trug seinem Sekretär auf, Mr. May in einen Nebenraum zu bringen, wo man ihn gefahrlos verwahren könne. Dann schickte er nach Dr. Feather.

Es dauerte keine Stunde, bis der Arzt eintraf. Für den Fall des Falles brachte er zwei stämmige Gehilfen mit, aber zu ihrer offensichtlichen Enttäuschung war kein körperlicher Zwang vonnöten. William schien ein wenig zusammensinken, und seine Hände zitterten stark, als er seine Unterschrift leistete, doch er schlüpfte so bereitwillig in die Ärmel der Zwangsjacke, als wäre sie von einem guten Schneider eigens für ihn gefertigt worden. Als Hawke an Lovicks Tür pochte, auf die Dringlichkeit seines Anliegens verwies und auf einer umgehenden Unterredung bestand, saß William bereits in einer Kutsche und war auf dem Weg nach Hounslow, einer kleinen Ortschaft ein paar Kilometer westlich der Hauptstadt. Dort befand sich eine private Irrenanstalt, die keine offizielle Bestätigung für die Geisteskrankheit ihrer Patienten verlangte und deshalb schon seit langem von ehrbaren Familien bevorzugt wurde, die peinliches Aufsehen vermeiden wollten. Man könne deshalb darauf vertrauen, versicherte Feather Lovick, dass auch in diesem Fall äußerste Diskretion gewahrt werde. Natürlich würden Kosten anfallen, und weil keine Einwilligung der Familie vorliege, müsse die Baubehörde

eine Zahlungsverpflichtung unterzeichnen, unter den gegebenen Umständen allerdings ...

Lovick verstand die Umstände nur zu gut. Eilig stimmte er Feathers Vorschlägen zu. Er war ein Narr gewesen, dass er Hawkes Warnungen keine Beachtung geschenkt hatte. Er hatte zugelassen, dass seine Abneigung gegen diesen Menschen sein Urteil trübte, und dieser sein Fehler konnte den Ausschuss teuer zu stehen kommen. Von Anfang an war die Arbeit der Baubehörde von Presse und Parlament peinlich genau verfolgt worden. Bisher war ihr Urteil überwiegend wohlwollend ausgefallen, und Bazalgette und seine Mitarbeiter hatten fast einhelliges Lob geerntet für ihre strikte Sparsamkeit und Besonnenheit, mit der sie die Arbeiten vorantrieben. Aber schon der leiseste Hauch eines Skandals konnte die öffentliche Meinung in die entgegengesetzte Richtung ausschlagen lassen. Feather hatte ihm erklärt, die Einweisung in eine der überbelegten Armenanstalten würde Wochen dauern oder, falls es unter den dortigen Insassen weniger als die übliche Zahl von Sterbefällen gebe, sogar Monate. Wer wusste schon, in welche Schwierigkeiten ein Geisteskranker die Baubehörde stürzen würde, wenn man wochenlang warten musste? Hawke hatte völlig Recht gehabt, dem Mann zu misstrauen. Diesem zitternden, stinkenden Wrack. Je schneller man ihn in Verwahrung nahm, desto besser für sie alle. Lovick rief einen Schreiber zu sich und trug ihm auf, Mays Ehefrau über den derzeitigen Zustand ihres Mannes zu unterrichten und Bewerbungsgespräche mit geeigneten Kandidaten zur Neubesetzung der nunmehr vakanten Stelle vorzubereiten. Wenn die Arbeit im jetzigen Tempo weitergeführt werden sollte, war keine Zeit zu verlieren.

Feather fuhr mit seiner eigenen Kutsche zur Irrenanstalt, seinen Gehilfen und William stand ein weniger elegantes Gefährt zur Verfügung. Die beiden platzierten sich vis-à-vis von Wil-

liam. An den Innenwänden ihrer Kutsche waren auf Schulterhöhe schwere Eisenringe angebracht, und die Fenster hatte man mit Vorhängen aus billiger schwarzer Baumwolle verhängt. Die Sitzpolster rochen nach Schimmel und Urin. Im Dämmerlicht waren die Gesichter der Gehilfen von streifigen Schatten überzogen, aus denen ihre Augen hervorfunkelten. Sie schienen gar nicht richtig auf der Bank zu sitzen, sondern stemmten die Füße auf das verdreckte Stroh, mit dem der Boden bestreut war, und ließen die Muskeln ihrer fleischigen Beine spielen, bereit, jeden Moment aufzuspringen, um ihren Mitreisenden auf die Bank niederzuzwingen. Von irgendwo hörte man das gedämpfte Raseln von Ketten. Aber William bewegte sich nur, wenn ihn ein besonders heftiges Rucken der Kutsche aus seinem Sitz hob. Feather hatte ihm ein Mittel verabreicht, um ihn ruhig zu stellen, und in seiner Gier hatte William fast den Löffel vom Stiel abgebissen. Nun breitete sich eine Leere in seinem Kopf aus, flach und grau wie der Winterhimmel. Es kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, darüber nachzagrübeln, was nun mit ihm geschehen werde. Er dachte nicht daran, wie Polly es wohl aufnehmen würde, wenn sie es erfuhr, oder wer es ihr mitteilte. Gedanken an Di trieben nebelhaft durch die Leere, aber es waren nur fahle Gedankenfetzen, fern und konturlos, eine dünne Mischung aus Sehnsucht, Verwirrung und dem beängstigenden Gefühl, dass allein schon dieses Nachsinnen die Reinheit des Jungen mit Schmutz und Schande besudeln könnte. Dann lösten sich auch diese Gedanken auf. Durch Feathers Arznei fühlte sich sein Mund sandig und trocken an. Die Zunge lag ihm unförmig im Mund, seine Lippen waren wie versiegelt. Er schloss die Augen. Kaum spürte er noch, dass er atmete, während sich die Ränder seines Ichs zusammenzogen und es schrumpfte, bis von ihm nichts mehr übrig war als der verkrampfte Widerstand seiner gefesselten Arme und der mahlende Kopfschmerz in den sanften

Wölbungen seiner Schläfen und sich alles, was möglich war und was je sein würde, auf den verdunkelten Raum der nach Moder und Pisse stinkenden, dahinruckelnden Kutsche begrenzte. Ihm gegenüber streckten die Gehilfen ein wenig die Beine aus. Der eine zog eine Taschenflasche aus der Jacke und nahm einen kräftigen Schluck, dann reichte er sie seinem Begleiter. Die beiden sprachen kein Wort, aber gelegentlich warfen sie sich einen Blick zu und lachten.

Schließlich verschwanden die rußüberzogenen Häuser Londons, und statt ihrer sah man ausgedehnte graue Felder und unbelaubte winterliche Dornenhecken, deren schwarzes Gitterwerk Schattenmuster auf die Fenster warf. Die Straße hier war holpriger, und so wurde William, der sich nicht festhalten konnte, auf der Bank unsanft hin und her geworfen. Jedes Mal, wenn er zur Seite kippte, zogen ihn die Gehilfen an den Riemen der Zwangsjacke mit solcher Grobheit wieder hoch, dass sein Kopf herumgerissen wurde und ihm die metallenen Schnallen schmerzhaft in die Handgelenke schnitten. Einige Zeit später, als es in der Kutsche schon fast völlig dunkel war, nahm das Rucken ab. Ketten, die irgendwo in der Kutsche verstaut waren, stießen klirrend aneinander. Der Kutscher rief den Pferden energisch etwas zu, und während sich das Gefährt noch hin und her wiegte, klopfte auch schon jemand ans Fenster. Einer der Gehilfen öffnete es einen Spaltbreit und reichte ein Bündel Schriftstücke hinaus, das ein Pförtner in dunkler Uniform in Empfang nahm. Er musterte William mit unverhohlener Geringschätzung und tätschelte finster dreinblickend den großen eisernen Schlüsselring an seinem Gürtel. Dann machte die Kutsche noch einen Satz und kam schließlich zum Stehen. William wurde hochgezerrt und hinaus in die Nacht gestoßen.

Es folgte ein wirres Durcheinander, ein Schreien und Hasten, und plötzlich flammte ein grelles Gaslicht auf, das William blen-

dete und zusammenzucken ließ. Er wurde in einen kahlen Raum gebracht mit Steinfliesen wie in einer Spülküche – daran erinnerte er sich später –, wo er baden durfte. Jemand rieb ihm energisch ein Mittel ins Haar, das ihm wie Feuer auf der Kopfhaut brannte. Die Gehilfen aus der Kutsche waren verschwunden, aber es gab dort andere Männer, Männer mit den gleichen steinernen Mienen und den gleichen einsatzbereiten Muskeln. Er erhielt eine weitere Dosis Chloral, die er willig schluckte, und eine Schale brauner Suppe, die er nicht aß. Dr. Feather war da, oder vielleicht war es auch jemand anderer, der nur so aussah wie der Doktor, und ein weiterer Arzt mit dunkler Haut und dicken Augenbrauen, der nicht aussah wie Feather. Es wurde gesprochen, jemand schrieb etwas auf. Kaltes Metall wurde ihm auf die Haut gedrückt und ein weißes Licht vor die Augen gehalten. Er wurde in ungewohnte Kleider gesteckt, lose Baumwollgewänder, wie indische Straßenhändler sie trugen, die auf der Vorderseite mit kurzen Stoffbändern geschlossen wurden. Und dann fand er sich plötzlich auf einer schmalen Liegestatt, fast ein gewöhnliches Bett, nur dass die Decken an der Matratze angenäht waren und ihm die Handgelenke mit Baumwollgurten seitlich festgebunden wurden. Es gab noch weitere Betten in dem Raum, weitere Geräusche, schlurfende Schritte, knallende Schläge und ein leises Weinen, unterbrochen von schrillen Schreien jenseits der verriegelten Tür. Williams Arme zuckten, und die Bänder schnitten ihm in die Handgelenke. Ihre Unnachgiebigkeit beruhigte ihn. Wenn sie ihn fesselten, so fesselten sie auch die Verrücktheit in ihm, hielten sie in Schach. In ihrer Umarmung war er sicher, er musste nicht mehr auf der Hut sein. Und so fand er zum ersten Mal seit Tagen wieder Schlaf, glitt durch die Geräusche und die Schreie, durch den dunklen ungewohnten Raum, durch die Tunnel, die gefrorenen Schützengräben entlang und an den beschatteten Gesichtern vorbei, die höhnisch grinsten, weinten und

feixten, bis die Geräusche lauter wurden und deutlicher und die graue Morgendämmerung sich müde durch das vergitterte Fenster zwängte, um William mit seinem neuen Zuhause bekannt zu machen.

Die Anstalt von Hounslow betrachtete sich als eine fortschrittliche Einrichtung. Verglichen mit staatlichen Irrenhäusern war es ein eher kleines Haus. Hier waren keine hundert Patienten untergebracht, von denen sich jeweils acht einen Schlafsaal teilten, und auch wenn es den Zimmern an ausreichender Beheizung und allgemeinem Komfort mangelte – verputzte Wände galten als unnötiger Luxus für einen Geisteskranken –, wurden sie doch annehmbar sauber gehalten. Fesseln aus Eisen waren verboten, und hatte ein Patient einmal ein zufrieden stellendes Maß an Fügsamkeit bewiesen, wurden sogar die Riemen für die Handgelenke nur mehr selten eingesetzt und auch dann nur als Strafe für unbotmäßiges Verhalten. Schwierige Patienten steckte man zuweilen gewaltsam in Kleidung aus festem Segeltuch, das schwer war wie Blei und sie in ihrer Bewegungsfreiheit hemmte. Der Einsatz von eiskalten Duschbädern erwies sich häufig als wirkungsvolles Mittel, die fiebrige Hitze des Irreseins abzukühlen. Manche Patienten ließen dennoch nicht davon ab, leidenschaftlich und oft auch gewaltsam Widerstand zu leisten, doch war dies nicht die Mehrheit. Dank einer Ernährung, die reich an Beruhigungsmitteln und arm an Nährwert war, strahlte das Irrenhaus eine Atmosphäre schläfriger Ruhe aus; Gleichmaß und tägliches Einerlei waren das oberste Gebot. Die Patienten erhielten weder Bleistift noch Papier, denn deren Gebrauch hätte zu übermäßiger Erregtheit führen können, und Bücher und Zeitungen waren nur eingeschränkt zugänglich. Den Patienten war ausdrücklich verboten, von sich selbst zu sprechen, galt es doch als wissenschaftlich erwiesen, dass einem Hysteriker zuzuhören

nur seine morbide Selbstüberschätzung steigerte. Zwar herrschten strenge Regeln, was die Befugnisse der Pfleger betraf, doch da Männer, die diese schwierige Aufgabe übernehmen wollten, nur schwer zu finden waren, erachtete es die Verwaltung als sinnvoll, den Pflegern beträchtlichen Spielraum bei der Auslegung dieser Regeln zu gewähren. Nicht nur dass es zu wenig Pfleger gab, auch das potenziell unberechenbare Wesen der Patienten galt es zu bedenken. Außerdem verfügte die Anstalt nur über zwei fest angestellte Ärzte, die zwar jederzeit bereit waren, persönlich und mit gebotenen Ernst mit denjenigen zu sprechen, die die Kosten für die Patienten zu tragen hatten, jedoch häufig außerhalb der Anstalt zu tun hatten. Mit den einzelnen Patienten beschäftigten sie sich meist nur wenige Minuten pro Woche. Und so kam es, dass die Pfleger die eigentlichen Herren der Anstalt waren und jede Krankenstation ein eigenes kleines Fürstentum darstellte, in dem die besonderen Vorlieben des jeweiligen Pflegers Gesetz waren.

An seinem ersten Morgen in Hounslow wurde William nur mühsam wach. Vom Chloral schmerzten ihm Augen und Schädeldecke, und seine gefesselten Arme waren schwer und taub. Er atmete tief ein, doch trotz der eisigen Kälte roch die Luft ranzig und abgestanden. Stimmen waren zu hören und das Geräusch schwerer Schritte. Noch bevor er die Augen aufschlagen konnte, wurde ihm der Kopf angehoben und mit Gewalt ein Blechlöffel zwischen die verklebten Lippen geschoben. Der Löffel stieß ihm gegen die Zähne, wurde wieder herausgezogen, und als William ins Kissen zurückfiel, würgte es ihn so sehr, dass ihm Tränen in die Augen traten. Durch den Tränenschleier nahm er einen Mann wahr, der sich halb weggedreht hatte. Seine Schultern hingen schlaff herab, und er hatte grau meliertes Haar. Dann schlief William wieder ein.

Erst viel später wurde er erneut wach. Der Schlaf hatte keine Erholung gebracht. Noch immer pochte der Schmerz in seinen

Schläfen, er fühlte sich gereizt und ausgelaugt. Aber seine Hände waren frei. Ganz vorsichtig und unter Aufbietung seiner ganzen Kraft hob er den Kopf. Er befand sich in einem kleinen Zimmer von etwa fünfzehn Quadratmetern, in das man acht schmale Betten gequetscht hatte. Die Wände bestanden aus flüchtig getünchtem Backstein, und es gab ein einziges kleines, vergittertes Fenster. Ein Kamin war nicht vorhanden. Außer einem einladend wirkenden Sessel, der unverhältnismäßig viel Platz beanspruchte, waren die Betten die einzigen Möbelstücke. Der Sessel war leer, während in den meisten Betten Männer lagen, die sich nicht rührten, die Augen geschlossen oder den Blick an die Decke geheftet. Ein weiterer Mann hockte in dem engen Gang zwischen den Betten und umklammerte die Eisenstäbe von Williams Bettgestell. Wie alle anderen trug auch er einen Kittel, der jedoch verschmutzt und bis über die Hüfte hochgezogen war. Darunter war er nackt. Er war erschreckend dünn. Seine Nase ragte wie ein gekrümmter Finger aus dem Gesicht, und seine fahle Haut war übersät mit tief eingegrabenen Pockennarben. Aber er hatte klare, strahlend blaue Augen, und als er den Kopf zurückwarf, erleuchtete das blasse Tageslicht sein Gesicht. Es war erfüllt von einer Art überirdischer Ekstase. Der Mann ließ die Stäbe los, reckte verzückt die Arme in die Höhe und beschwor emphatisch die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes. Als seine Worte in frohlockender Anbetung aus ihm herausströmten, spürte William plötzlich einen Stich. Das Bewusstsein, dass er etwas verloren hatte, war so schmerzlich, dass er am liebsten laut aufgeschrien hätte. Eine Schwindel erregende Dunkelheit erfasste ihn, und er kniff die Augen zu, weil er den Anblick dieses vor ihm kauern den Propheten nicht mehr ertrug. Denn es war dieses Leuchten, welches das Gesicht des Mannes von innen her erstrahlen ließ und mit Glückseligkeit durchströmte, was William verloren hatte, was in ihm abgestorben war. Der Schmerz

darüber schnitt William ins Herz, und den Kopf umklammert, als wollte er ihn zermalmen, vergrub er das Gesicht im Kissen.

Die Tür fiel krachend ins Schloss, woraufhin die Gebete des Propheten noch lauter und drängender wurden.

»Um Gottes willen! Du dreckiger kleiner Mistkerl, hab ich dir denn nicht gesagt ...? Herr im Himmel. Peake, den Eimer! Sofort!«

Es waren Schritte zu hören, danach der laute Knall einer Ohrfeige, ein gedämpftes Knirschen und schließlich ein tiefes Aufstöhnen. Dann hoben die Gebete wieder an, jetzt aber schwächer und atemloser.

»Du Dreckschwein, sofort putzt du hier alles auf, was du hingemacht hast, oder ich lass es dich vom Boden auflecken, hast du verstanden?«

Wieder ein Knirschen, ein Keuchen, und die Gebete verstummten. William lockerte den Griff um seinen Schädel ein wenig und hob den Kopf ein paar Zentimeter vom Kissen. Sofort stach ihm der unverwechselbare Gestank menschlicher Ausscheidungen in die Nase. Ein neuer Schmerz durchzuckte ihn. Er glaubte sich übergeben zu müssen. Aber stattdessen biss er sich auf die schorfigen Lippen. Im Bett nebenan starrte ein Mann mit drahtigem weißem Haar reglos zur Decke, die Hände vor der Brust gefaltet. In einer Ecke des Zimmers summt jemand unmelodisch vor sich hin.

»Ich hab gesagt, *putz es auf!*« Ein heftiges Aufstampfen, dann ein Knall. Wasser schwappte über den Boden.

»O mein ... Gott, Mr. Vickery!« Eine andere, schrillere Stimme, kreischend vor Wut. »Dieser Scheißkerl hat mich gebissen!«

Ein weiteres ersticktes Keuchen, gefolgt von einem dumpfen Schlag.

»Schafft ihn hier raus!«, befahl Vickery. Seine Stimme klang jetzt eher müde als wütend. »Erst die Brause, dann Einzel-

zelle. Zwei Wochen. Wenn er Sie noch einmal beißt, vier Wochen.«

Das Summen wurde lauter, als etwas über den zersplitterten Boden rumpelte. Niemand im Schlafsaal rührte sich. Dann drehte sich ein Schlüssel im Schloss, und die Tür ging auf.

»Mein Gott, mein Gott«, murmelte der Prophet, und seine Stimme hallte in dem leeren Korridor wider. »Warum hast du mich verlassen?«

»Du gottverdammtes Arschloch«, gab Vickery matt zurück. »Wann kapierst du endlich, dass du dein blödes Maul halten sollst?«

Krachend fiel die Tür zu. Jemand fing an, leise Verwünschungen vor sich hin zu stammeln, immer wieder dieselben drei Worte. Andere trommelten mit den Füßen rhythmisch gegen die Eisenstäbe ihrer Betten. Das Gefühl der Bedrängnis, des drohenden Unheils in seiner Brust war so stark, dass William am liebsten laut aufgeschrien hätte. Er riss an den Handfesseln, um sich zu beruhigen. Dann spürte er, dass ihn jemand auf die Schulter tätschelte. Er wandte den Kopf. Der Mann aus dem Nachbarbett beugte sich zu ihm herüber und machte ihm Zeichen, näher heranzurücken. William gehorchte, doch seine Angst wuchs. Er hatte ihn wegen seiner schlohweißen Haare für einen alten Mann gehalten, aber sein Gesicht war jünger als Williams eigenes. Seine Augen flackerten nervös, und immer wieder leckte er sich die Lippen wie eine Eidechse.

»Ich bete für all diese Männer hier im Haus. Da Sie jetzt hier sind, werde ich auch für Sie beten.« Er senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Deshalb hat man mich hier untergebracht, hier bei Ihnen. Harrington, der Vater meines Freundes, hat darauf bestanden, mich hierher zu bringen, bevor ich meine Pflichten als Gemeindepfarrer antreten kann. Ich bete für die Verwirrten, auf dass ihr Leid ein wenig gemildert werde.« Er lächelte in Wil-

liams Richtung, aber seine Zunge huschte immer noch über die geschwungenen Lippen, und seine Augen wanderten unablässig im Raum umher. »Ich werde für Sie beten.«

William wandte den Kopf ab, und die Schreie erstarben in seiner Brust. Die Angst ließ ein wenig nach, zurück blieb ein schwarzer Schaum des Elends. Er kauerte sich zusammen, schlang die Arme um die Knie und schrie, man solle ihm Chloral bringen. Immer und immer wieder schrie er, mit einer Stimme, so stumpf und rhythmisch wie die Faustschläge seines Nachbarn gegen das Bettgestell. Schließlich kam Vickery. Teilnahmslos, als führte er nur pflichtgetreu aus, was das Lehrbuch der medizinischen Behandlung vorschrieb, verabreichte er William eine schallende Ohrfeige, bevor er ihm den Löffel zwischen die Lippen ramnte. William schluckte und schloss die Augen, presste die Hände gegen die würgende Kälte in seinem Bauch. Dann wartete er, dass die Dunkelheit ihn hinabzog.

XXI

Es dauerte fast eine Stunde, bis sie die Leiche aus dem Mauerspalt freibekamen, wo sie eingeklemmt war. Die aufgedunsenen Schultern und Hüften hatten sich in den Backstein gedrückt, und die Haut war dunkellila verfärbt, als hätte sie die unterirdische Dunkelheit aufgesogen. Natürlich hatten sich auch schon die Ratten über den Kadaver hergemacht und Beine und Finger und alle auch nur irgendwie für sie erreichbaren Stellen angegagt. Aber das Salz und die Kälte hatten verhindert, dass die Verwesung rasch voranschritt, und so stank die Leiche mehr nach Schlamm und Tang als nach sonst was.

Nachdem sie den Toten schließlich freibekommen hatten, nutzten sie den Gezeitenstand und ließen ihn einen guten Teil der Strecke bis zur Schleuse von der Strömung tragen; wenn er sich in einer Spalte im Mauerwerk verfang, brauchten sie nur einen der leichenstarrten Füße anzustupsen. Bei der Treppe in Temple schickte Tom zuerst Joe nach oben, um sich zu vergewissern, ob die Luft rein war, während er selbst die Gerätschaften aus dem wasserdichten Bündel auf seinem Rücken auspackte. Es war kurz vor fünf Uhr morgens, und obschon die Dämmerung noch auf sich warten ließ, herrschte auf dem Fluss bereits emsige Geschäftigkeit. Für die Dampfboote war es noch zu früh, aber die mit Heu beladenen Kähne und die Boote, auf denen die Gärtner vom Oberlauf der Themse ihre Erzeugnisse zu den Vormittagsmärkten brachten, waren bereits unterwegs. Toms Erfahrung nach würden die Leute, die zu so früher Stunde schon auf den Beinen waren, sie nicht weiter beachten. Außerdem hatten

sie das Glück, dass Neumond war und schwere Wolken über der Stadt hingen. Tom duckte sich, so gut es ging, in den tiefen Schatten entlang der Ufermauer und ließ die Leiche an seiner Hand im Flusswasser driften.

Sie dümpelte bäuchlings im Wasser, die Hände mit den angenagten Fingern wie sanft paddelnd. Tom hielt sie am Fußgelenk fest. Den Kopf tief über die dunklen Fluten gebeugt, zog er die Leiche langsam flussabwärts zu einer Stelle, wo mehrere ausgemusterte Holzkähne vertäut lagen. Gelegentlich wurden sie als Schlafplatz benutzt, aber es waren nur noch Wracks, deren verfaulte Rumpfe bei Ebbe nach und nach im Schlamm auseinander brachen. Tom konnte nicht besonders gut schwimmen, aber er kämpfte sich voran, indem er sich halb im Wasser watend an den alten geteerten Fendern entlangzog, mit denen die dunklen Flanken der Kähne bestückt waren, bis er zu einer Stelle kam, wo die Ankerketten zu einem klobigen eisernen Knoten zusammenliefen und sich ein altersschwacher Landungssteg mit wackligen Beinen mühsam gegen die Strömung behauptete. Die voll gesogene Leiche war schwer und unbeweglich. Tom schlang die Arme um die aufgequollenen Oberschenkel, um sie besser ziehen zu können. Schwerfällig trieb sie hinter ihm her und hinterließ dabei eine flüchtige V-förmige Spur im eisig kalten Wasser. Tom zitterte. Wenn er zu lange drinblieb, würde es ihm ergehen wie dem da. Er schob die Leiche in den engen Spalt zwischen den Kähnen. Hier würde man ihn nicht sehen, weder vom Ufer noch vom Fluss aus. Der Streifen Himmel zwischen den hohen Flanken der Boote war inzwischen grau geworden und ließ die Morgendämmerung erahnen. Tom verkeilte die Leiche, so gut es ging, und wartete.

Je heller es wurde, desto emsiger und lauter wurde das Treiben. Themsefähren pflügten tutend durchs Wasser. Am Ufer ratterten Karren und Kutschen über das Kopfsteinpflaster. Tom

lehnte sich gegen den morschen Kahn und wartete darauf, dass der Pegel endlich sank. Und langsam, so langsam, dass Tom fast meinte, der Fluss würde sich mit aller Kraft gegen die Naturgesetze stemmen, ging das Wasser zurück. Als es ihm nur mehr bis zu den Knien stand, nahm er aus dem Ölzeugbündel, das er sich auf den Rücken gebunden hatte, einen alten Mantel, schlüpfte hinein und rieb sich die vor Kälte steifen Arme warm. Und wartete weiter. Je mehr das Wasser zurückwich, desto mehr veränderte sich auch der Himmelsausschnitt. Die Kähne sanken immer tiefer in den Schlick und stießen mit den Rumpfkanten über ihm aneinander. Tom kauerte sich noch tiefer und wartete, dass das Wasser nur mehr Pfützen im Schlamm bildete. Endlich stand es tief genug. So schnell es seine gefrorenen Finger erlaubten, streifte er sich den Mantel wieder ab und holte aus dem Bündel das Taschentuch des Mannes, um es ihm in die Brusttasche zu stecken, fest genug, dass es nicht herausfiel, aber doch so, dass die Enden mit den Initialen, wie bei einem geschniegelten Stutzer üblich, zu sehen waren. Dann zog er dem Toten den Mantel über. Da sich seine Arme nicht biegen ließen, zerrte er ungeduldig an ihnen, bis krachend ein Knochen brach. Der Mantel würde seinen Zweck erfüllen, auch wenn er nicht der Kleidung eines feinen Herrn entsprach. Tom hätte natürlich den Mantel des Mannes nehmen können – er hatte ihn aufgehoben –, doch er war ihm zu schade. Es wäre Verschwendung gewesen, ihn dem Toten zu überlassen, dem diese feine Qualität nun nichts mehr nützte. Der Mantel würde nur vermodern, wenn man die Leiche begrub. Als der Tote so weit wieder eingekleidet war, zog Tom ihn vorsichtig bis zum Bug der Kähne. Das war der riskanteste Teil. Denn der Kopf musste weit genug herausragen, dass die Leiche entdeckt würde, bevor die Flut wieder einsetzte, aber zugleich wollte Tom vermeiden, dass man sie fand, bevor er in sicherer Entfernung war. Er atmete tief ein und schob die Leiche

unter das Kettenknäuel an dem wackligen Steg. Dann schlich er sich, so schnell er konnte, davon, indem er die Kähne und die Ufermauer als Deckung nutzte und sich so dünn machte, dass er fast unsichtbar blieb.

Ein paar hundert Meter flussabwärts kletterte er die Uferterrasse hoch. Da er fürchtete, sich in den nassen Kleidern zu Tode zu frieren, steuerte er schnurstracks ein Kaffeehaus an, wo er sich, vor einem zischenden Feuer sitzend, trocknen ließ, die Hände um einen heißen Becher Tee mit Brandy geschlungen. Der Dampf, der von ihm aufstieg, verpestete den engen Raum mit dem Verwesungsgestank der Themse. Kurz darauf machte er sich auf den Weg und schlenderte den Fluss entlang nach Osten. Am Ufer hatte sich eine Menschenmenge versammelt, die Leute deuteten alle in eine Richtung. Tom spähte hinüber. Zwei Themsefischer hatten ihr klappriges Boot am Steg vertäut und waren gerade dabei, unter den Ankerketten der Kähne etwas hervorzu ziehen.

»O gütiger Himmel!«, kreischte eine Frau entsetzt und reckte den Hals, um besser sehen zu können. »Bestimmt eine Leiche.«

»Unglaublich«, erwiderte Tom und schüttelte erstaunt den Kopf. »Unglaublich.«

Er wartete nicht, um zu sehen, in welche Richtung die Themsefischer ablegten. An den meisten Anlegestellen am Südufer würden sie dafür ein paar Shilling bekommen. Eigentlich sein Geld, dachte Tom, als er langsam weiterschlenderte, aber gleichzeitig grinste er.

XXII

Andere im Schlafsaal verweigerten die Einnahme der Medikamente, die Vickery ihnen zweimal täglich verabreichte, indem sie taten, als würden sie sie schlucken, um sie später wieder auszuspuken, oder indem sie den Mund fest zusammenpressten. Nicht so William. Die Medizin verursachte ihm Übelkeit und verwirrte ihn, er bekam einen trockenen Mund, und es fühlte sich an, als wären seine Schläfen in einen Schraubstock eingeklemmt. Lähmende Angst legte sich auf ihn wie ein öliger Film, raubte ihm den Atem und ließ seine Lider zucken. Aber die Medikamente bewirkten auch, dass sein Bewusstsein mit einer klebrigen Schicht umhüllt wurde, so dass er sich selbst verborgen blieb. Wenn die Wirkung des Chloral einsetzte, schien ihm der Wahnsinn näher, realer. Zweimal täglich zog ihn das starke Beruhigungsmittel in die Dunkelheit hinab, trennte ihn von Zeit und Raum und höhnte ihn innerlich aus, so dass der Wahnsinn in seine geheimsten Winkel dringen und dort Fuß fassen konnte. Wenn im kalten Grau einer neuen Morgendämmerung die Außenwelt mit ihrem Streben und Trachten in seinen erschöpften Schädel zu sickern drohte und ihr schwaches Licht auf seine Hirnrinde warf, schloss das Chloral die Fensterläden, so dass nichts eindringen konnte. Den anderen Männern auf der Station schenkte William keine Beachtung, und er sprach mit niemandem. Nur wenn man ihn zum Abort brachte oder in den Speisesaal zu den kargen Mahlzeiten, erhob er sich aus seinem Bett. Er aß wenig und zerkrümelte das grobkörnige Brot zwischen den Fingern. Auch seine Gedanken zerkrümelten, wenn er

in ihnen herumstöberte. Er ließ sie fallen, und es lag eine verzweifelte Befriedigung darin, nicht mehr dagegen ankämpfen zu müssen. Da er über nichts nachzudenken hatte und ihm auch die Anreize dazu fehlten, beschäftigte er sich geradezu zwanghaft mit seinen geringfügigeren Gebrechen: den wunden Stellen an Schenkeln und Gesäß, wenn ihn Vickery zur Strafe einen Tag lang in seinem Urin hatte liegen lassen; den Krämpfen in den Beinen; den Ohrenscherzen oder dem ständigen Husten. Häufig verlangte er Tinkturen oder ein Tonikum und ärgerte sich, wenn sie ihm dann gebracht wurden, über ihre mangelnde Wirkung. Er schlief kaum, döste aber immer wieder ein, wachte aus diesem unruhigen Zustand in kalten Schweiß gebadet auf und verlangte Chloral. Fest im quälenden Griff der Medikamente, das Bewusstsein umnebelt, eingesperrt in regelhafter Gleichförmigkeit, empfand er, zumindest bei Tage, so etwas wie Frieden. Eines Morgens, als das trübe Licht eines neuen Tages durch das hohe Fenster sickerte, wurde der Prophet auf die Station zurückgeschickt. Das Licht in seinem Gesicht war erloschen, er sah gewöhnlich aus und erschöpft. So verging eine Woche und dann wieder eine.

Während andere Anstaltsinsassen von Zeit zu Zeit Post erhielten, schickte Polly nie etwas. William erwartete auch nichts. Der Wahnsinn trennte sie vollkommen und unwiderruflich wie der Tod. Gelegentlich überkam ihn eine Ahnung von ihr, er spürte ihren Atem auf seinem Nacken und erschauerte, so als wäre er derjenige, der noch lebte, und sie der Geist einer Verstorbenen. Sie gehörten nicht mehr derselben Welt an. Doch in seinen wüsten Träumen verfolgte ihn das ungeborene Kind. Nacht für Nacht erstarrte er in kaltem Schrecken, wenn durch Pollys Batistkleid mit dem Zweigmuster ein schrecklicher schwarzer kleiner Dämon hervorbrach, der wild schreiend um sich schlug – nicht etwa mit kleinen Ärmchen und Beinchen, son-

dern mit hundert außer Rand und Band geratenen Tentakeln, der Verkörperung des Irrsinns schlechthin. Nacht für Nacht sah er das Entsetzen in Pollys Blick, wenn dieses Wesen von ihren Armen heruntersprang, kreischend und tobend, kratzend und würgend, zerrend und reißend, und zu Grauen erregender Größe heranwuchs, während es sein Werk der Verwüstung in Angriff nahm. Nacht für Nacht ging das so, und wenn alles zerstört war, richtete es seine irren roten Augen auf William. Dann plötzlich nahm sein grässliches Gesicht sanfte Züge an, es streckte die Fangarme aus, hingebungsvoll und friedlich, und murmelte nur ein einziges Wort. »Vater«, sagte es voller Liebe und Zuneigung. »Vater.«

Beim ersten Mal weckte William den ganzen Schlafsaal mit seinen Schreien, bis Vickery ihn mit eiserner Hand wachrüttelte und ihm zur Strafe für den Rest der Nacht ein Stofftuch um den Mund band. Am nächsten Morgen erwähnte Vickery den Vorfall mit keinem Wort, doch als er William den Knebel abgenommen hatte, befahl er Peake, ihm Salbe für die wunden Stellen zu bringen. Und beim Frühstück schmeckte William zum ersten Mal, seit er in der Anstalt war, Zucker im Tee.

An Di wagte William gar nicht zu denken. Der Gedanke wühlte nur in seinen Eingeweiden und entzündete die erkaltete Glut in seiner Brust. Schon winzige Erinnerungsfetzen – die Wimpern des Kleinen, die über Williams blasse Wange strichen, die Grübchen in seinen plumpen Händchen, die weichen rosafarbenen Zehenknospen – reichten, dass die mit Narben übersäte Haut seiner Unterarme vor brennendem Verlangen kribbelte und er trotz des starken Beruhigungsmittels spürte, wie sich in seiner Magenröhre der Wunsch regte, sich zu verletzen. Er grub die Fingernägel in die Handflächen, immer tiefer, und wartete darauf, dass Benommenheit ihn überkam. Und es dauerte nie lange. Das Chloral war stark, die Dosen viel zu stark für eine

langfristige Einnahme, aber schließlich war die Anstalt personell unterbesetzt. Das Chloral übernahm klaglos die Aufgabe von einem ganzen Dutzend Pflegekräften und kam auch nicht betrunken auf die Station. In Hounslow gab es nur wenige Wärter, von denen man das zuverlässig behaupten konnte.

William war schon über zwei Wochen in der Anstalt, als Vickery ihm eine Zeitung brachte. Es verstieß zwar gegen die Vorschriften, aber William hatte eine elende Nacht hinter sich, gequält von Träumen. Wenn ihn am Ende das Ungeheuer mit seiner ganzen schauerlichen Liebe als »Vater« anredete, erbrach er sich im Schlaf. Würgend und kaum in der Lage zu atmen, zwang sich William hoch, stützte sich auf einen Ellbogen und übergab sich erneut. Er konnte nicht mehr aufhören. Er würgte, bis nur noch dünne bittere Gallenflüssigkeit kam, die ihm wie Geifer das Kinn hinunterrann. Das Erbrochene verklebte ihm Haar und Backenbart und durchtränkte seine Laken. Auf dem Boden bildete sich eine Lache. William rief nach Wasser, leise zuerst, dann drängender. Im Bett neben ihm wachte der weißhaarige Mann auf, begann zu wimmern und schlug mit dem Kopf immer und immer wieder an die Eisenstäbe seines Bettgestells. Als Vickery mit zerzausten Haaren in den Schlafsaal stürmte, waren bereits drei oder vier der Männer wach und in heller Aufregung; sie fluchten, weinten oder hämmerten mit Fäusten an die Wand.

»Ruhe!«

Vickerys donnernde Stimme ließ das Gitter vor dem Fenster erzittern, und für einen Augenblick herrschte Stille im Raum. Als das Murren und Heulen wieder anhub, klang es zögerlicher, gedämpft von Angst. Mit seinem massigen Körper bewegte sich Vickery schwerfällig durch die schmalen Gänge zwischen den Betten, tastete nach den Handgelenken der Männer und zog die Baumwollgurte fester. Schließlich war William an der Reihe,

doch statt an seinen Handgelenken packte er ihn am Schopf, um sich sein Gesicht im Schein der Kerze zu besehen. William spürte, wie ihm die Flamme die Wange versengte, und versuchte zurückzuweichen, aber Vickery packte nur noch fester zu und hielt die Kerze noch näher. Der Atem des Wärters stank schal nach Whisky und Schlaf. Ungläubig starrte William in das dunkle Herz der Flamme, dann schloss er die Augen, und als die Hitze auf seiner Haut unerträglich wurde, schrie er auf. Fluchend stieß Vickery ihn zurück, so dass William mit dem Kopf an die Stäbe seines Bettgestells schlug. Er sank auf seine Matratze, und die Dunkelheit schwappte über ihm zusammen; doch bevor sie ihn verschlingen konnte, wurde er herausgezerrt und zu Boden geworfen. Ein keuchender Laut entrang sich ihm, als ihm ein harter Tritt in die Rippen die Luft abschnürte. Dann drückte eine Hand sein Gesicht fest in das Erbrochene auf dem Boden. Es drang ihm in Mund und Nase, er konnte nicht mehr atmen.

»Willst du, dass in diesem verfluchten Irrenhaus jeder Idiot anfängt zu randalieren, du verdammter Unruhestifter?«, fauchte Vickery. »Es stinkt hier wie die Pest, aber bilde dir bloß nicht ein, jemand würde um diese Uhrzeit dein Bettzeug wechseln. Von mir aus kannst du verrecken, du elender Scheißkerl. Und wenn ich vor Tagesanbruch auch nur einen Muckser von dir höre, gib'ts die Brause. Kapiert?«

Die Hand drückte so fest zu, dass William sicher war, ihm würde die Nase gebrochen. Dann war es vorbei. Die Tür fiel ins Schloss. William lag am Boden, das kalte Erbrochene auf seinem Gesicht trocknete zu einer klebrigen Schicht. Es war eine frostige, mondlose Nacht, und im Raum herrschte tiefste Dunkelheit und bittere Kälte. Williams Glieder zuckten und zitterten, unter seinen Rippen pochte es. Sein Kopf aber, frei von Chloral, war ungetrübt, und die Gedanken darin lagen da wie Fische in

gefrorenem Wasser. Er starrte sie an, beunruhigt und zugleich fasziniert von ihrer vollkommenen Gestalt und Klarheit. Er verlangte nicht nach einer weiteren Dosis Chloral, sondern streckte die Hand nach ihnen aus und drehte und wendete sie. Sie zerfielen nicht. Keine Ungeheuer lauerten darin, nichts Bedrohliches, das ihre Konturen verwischte. Es waren einfache und schlüssige, ganz gewöhnliche Gedanken mit einem Anfang und einem Ende da, wo man es erwartete. Gedanken an Gebäude vor allem, an Orte, die er von früher kannte. Der Laden, in dem er in seiner Jugend so viele Nachmittage verbracht hatte, mit den staubigen Mehlsäcken und dem Geruch der Butter in dem sich drehenden Fass. Die Büros in der Greek Street mit den voll gestopften Arbeitsnischen. Die Kuppel und die eleganten Türme von Abbey Mills, deren Bild sich ihm so präzise ins Gedächtnis eingepägt hatte, dass es William unmöglich schien, dass sie in Wirklichkeit noch gar nicht existierten. Das Haus in Lambeth. Ganz vorsichtig stellte er sich an den Fuß der Treppe, die Hand auf dem Geländer, und atmete den vertrauten Geruch ein. Noch besaß er nicht den Mut, einen Blick in die Küche zu werfen oder seinen Sohn ausfindig zu machen. Aber er ließ seine Gedanken zu Polly schweifen und sah ihren dicken schwangeren Bauch vor sich. Ein unbändiges Verlangen ergriff ihn, seine Frau und sein ungeboresenes Kind in die Arme zu schließen. Aber vielleicht war ja das Baby schon da. Tränen stiegen in ihm auf und milderten den bitteren Geschmack in seinem Mund. Vielleicht war es ein Mädchen. Lily Rose. Morgen, gleich in der Früh, würde er jemanden nach dem Tag fragen. Vielleicht würde ihm Polly morgen eine Nachricht schicken. Vielleicht würde sie sogar kommen, ihn ohne Abscheu ansehen, die Arme ausbreiten und ihn an sich drücken. Sie würde ihn auf die Stirn küssen, auf die Augenlider und Handteller, so, wie sie Di küsste, wenn er auf ihrem Schoß saß, und sie würde ihm verzeihen. Als sich William schließlich

von dem eisigen Boden erhob, um sich unter der von Erbrochenem durchtränkten Decke zu wärmen, das Gesicht verkrustet, auf der Wange Brandblasen, schimmernd wie weiße Tränen, verzogen sich seine Lippen zu einem zaghaften Lächeln.

Am Morgen kam Vickery, wie gewöhnlich fahlgelb im Gesicht und mit dunklen Schatten unter den blutunterlaufenen Augen. Mit großer Sorgfalt verabreichte er das Chloral, den Kopf hoch aufgerichtet, als fürchtete er, er könne ihm hinunterfallen. Als er an Williams Bett trat, befahl er ihm in harschem Ton aufzustehen. Peake werde ihn in den Waschraum bringen, wo man ein warmes Bad für ihn habe einlaufen lassen. Voller Angst, man bringe ihn zur Brause, schaute William ungläubig auf die Wanne. Sogar ein abgenutztes Stück Seife war vorhanden. Als er sich das dreckige Hemd vom Leib riss, zuckte er zusammen. Die Arme zu heben bereitete ihm Schmerzen. Über die rechte Seite seiner Brust zogen sich violette Blutergüsse, und sein Gesicht brannte, als er es mit Wasser bespritzte. Peake besah sich gleichgültig die Verletzungen, bevor er sich lässig an die Wand lehnte und mit dem Zeigefinger in der Nase bohrte. Als Vickery eintrat, war das Badewasser bereits kalt. Eilig wischte sich Peake den Finger am Hosenbein ab und nahm Haltung an. Vickery schickte ihn weg.

»Hier«, murmelte Vickery, ohne William in die Augen zu sehen. »Ich dachte ... vielleicht interessiert es dich. Aber nur hier drin. Wenn ich dich im Schlafsaal damit erwische, gib't Einzelhaft.«

Auf halbem Weg zur Tür warf er ein zerlesenes Exemplar des *Morning Herald* auf den einzigen Stuhl. Die Seiten waren schon zerrissen, die Buchstaben verschmiert. William nahm die Zeitung in die Hand. Seine Augen waren des Lesens entwöhnt, und er musste sich zwingen, sich auf die kleine Schrift zu konzentrieren. Zuerst sah er auf das Datum. 14. Januar 1859. Ein neues Jahr. Weih-

nachten war vorübergegangen, ohne dass er es bemerkt hatte. Er wurde müde und wollte das Blatt schon wieder zusammenlegen, als ein Artikel auf Seite fünf seine Aufmerksamkeit erregte.

MÖRDER VON ERMITTLERN EINGEKREIST

Polizeibeamte, die im Zusammenhang mit dem Tod des Londoner Ziegeleibesitzers Alfred England ermitteln, dessen Leiche vor zwei Tagen aus der Themse geborgen wurde, haben bestätigt, dass der Geschäftsmann Opfer eines Mordes wurde. Obwohl keine näheren Einzelheiten genannt wurden, bestätigte ein leitender Kriminalbeamter gegenüber dieser Zeitung, dass man Mr. England die Kehle durchgeschnitten hatte. Darüber hinaus wurden an Brust und Schultern zahlreiche Wunden festgestellt, die auf Gewaltanwendung hinweisen. Die Leiche wurde durch Ratten stark in Mitleidenschaft ge-

zogen, was darauf schließen lässt, dass sie unmittelbar nach dem Mord im städtischen Abwassersystem versteckt wurde. Das Gesicht war derart entstellt, dass die Leiche nur anhand der Initialen auf Mr. Englands Hemd und Unterwäsche identifiziert werden konnte.

Als Mr. England, dessen Ziegelei sich in einer schweren finanziellen Krise befand, in der Nacht zum 16. Dezember ohne Vorankündigung verschwand, nahm man zunächst an, er sei vor seinen Gläubigern geflohen. Scotland Yard zeigte sich zuversichtlich, dass der Täter schon bald gefasst wird.

XXIII

Du hast doch von dem Toten gehört, den sie aus dem Fluss gefischt haben, dem feinen Herrn mit der Ziegelei? Die Polypen haben den Täter schon geschnappt. Und in der Moor Street hinter Schloss und Riegel gesetzt.«

»Glaubst du wirklich, die haben den Richtigen erwischt? Diese Blödmänner vom Revier würden's doch nicht mal schaffen, sich die Cholera einzufangen, selbst wenn sie in einem Abwasserloch hausen und sich bis zum Rand mit der stinkenden Brühe abfüllen würden.«

Die beiden Männer lachten und nahmen einen weiteren Schluck. Tom, der am Ende der Theke nah am Kamin seinen Krug umklammert hielt, rührte sich nicht von der Stelle, drehte aber den Kopf ein wenig, um die beiden besser verstehen zu können.

»Unfähige Trottel, da hast du Recht«, meinte der Erste zustimmend. »Wahrscheinlich hat der Kerl, den sie hopsgenommen haben, gar nichts angestellt. War bestimmt so'n armer Einfaltspinsel, den sie aus dem Bett gezerrt haben, damit's so aussieht, als hätten sie die Sache aufgeklärt, und sie sich nach Hause trolen können, bevor ihr Abendessen kalt wird.«

Der Wirt schüttelte den Kopf, als er ihre Krüge zum Nachfüllen vom Tisch nahm. »Das ist schon der Richtige, ganz bestimmt. Nicht dass diese feinen Herren von Scotland Yard viel zu ermitteln gehabt hätten. Nach dem, was Eddowes erzählt, der Wirt vom Kaffeehaus hinten in der Moor Street, hat der Idiot die ganze Geschichte seiner Alten gebeichtet. Haarklein, in'nem Brief. *Einem Brief!* Das muss man sich mal vorstellen. Was ist das

nur für ein Trottel, der in 'nem Brief schreibt, dass er einen umgebracht hat, und meint, er würd einfach so davonkommen? Da wär's ja schwerer, 'nen Hund auszumachen, der 'nen Zylinder aufhat, auf den Hinterbeinen läuft und den Leuten in die Tasche greift.«

»Was is das eigentlich für einer, dieser Mörder? Auch so'n feiner Herr, stimmt's? Heißt ja, der Tote hätt'ne Menge Schulden auf dem Kerbholz und in ganz London wär'n die Leute hinter ihm her gewesen, um ihr Geld von ihm einzutreiben.«

Der Wirt zuckte die Schultern. Eddowes wusste bestimmt noch manch anderes, in seinem Kaffeehaus bekam er schließlich alles mit. Aber wer dieser Gläubiger war, der den Mord begangen hatte, blieb ein Rätsel. Einer der beiden kratzte sich nachdenklich am Kopf, dann steckte er sich die Finger in die Ohren und fuhr kräftig darin herum, als glaubte er, die Antwort würde ihm unversehens einfallen, wenn er nur genügend Schmalz entfernte.

»Dann hat ihn also seine Alte verpiffen.« Der andere schnaubte bedrückt. »Is ja reizend, wirklich. Was is das für 'ne Welt, in der einen die eigene Frau bei den Polypen hingängt? Früher könnt man als Mann noch Treue und Respekt von seiner Angetrauten erwarten, aber heutzutage?«

Die Männer verfielen in Schweigen. Jeder dachte an seine eigene Frau und unterzog sie einer Überprüfung, als gelte es, die Stärken und Schwächen bei einem Hund oder einem Pferd abzuwägen. Am Ende war keiner von ihnen sicher, ob er einen guten Fang getätigt hatte, und so saßen sie eine Weile verdrossen da. Sie hatten gerade angefangen, sich über die allgemeine Hinterhältigkeit von Frauen, Kindern und Polizeibeamten auszulassen, als Eddowes höchstpersönlich hereinkam. Der Wirt begrüßte ihn herzlich, rief in die Küche, man solle einen Teller Leber und Schinken bringen, und stellte ihm wie gewöhnlich seinen Krug Stout auf die Theke.

»Grad eben habe ich den Herren hier erzählt, dass die Polypen den Ziegelei-Mörder zur Strecke gebracht haben. Hast du inzwischen was Neues gehört?«

»Du meine Güte, das ist vielleicht 'ne Geschichte«, erklärte Eddowes. Er lehnte sich zurück und nahm einen kräftigen Schluck. Dann schüttelte er den Kopf und legte stolz eine Hand auf seinen vorstehenden Bauch, als wäre der bis zum Bersten voll mit köstlichen Neuigkeiten. »Was für 'ne Geschichte!«

»Nu erzähl schon«, drängte der Wirt und setzte die Ellbogen auf die Theke. »Los, sag doch.«

»Aah!« Eddowes nahm einen weiteren Schluck, stellte langsam und genüsslich den Krug ab und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Das is 'ne Geschichte, sag ich euch, 'ne tolle Geschichte.«

»Dann erzähl doch endlich«, bat der Wirt erneut.

Tom rückte näher, hütete sich jedoch, ein Wort zu sagen. Es zahlte sich nicht aus, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Jetzt sag's doch endlich«, drängte der Wirt ein drittes Mal und hielt mit seiner Wut kaum noch hinterm Berg.

»Immer mit der Ruhe, mein Freund«, erwiderte Eddowes gedehnt. »Bring mir noch eins, dann erfahrt ihr's. Aber es ist und bleibt 'ne tolle Geschichte.«

Zufrieden mit der Zunge schnalzend, stolzierte Eddowes die Theke entlang und stellte sich so hin, dass sein breiter Rücken nahezu die ganze Wärme vom Kamin beanspruchte. Tom rückte ein wenig zur Seite, um ihm Platz zu machen.

»Also.« Eddowes legte die gespreizten Hände auf die Theke und betrachtete sie voller Bewunderung.

Der Wirt räusperte sich energisch, um ihn endlich zum Sprechen zu bewegen. »Also?«

Eddowes zog seine Geschichte mit Seufzen und Kopfschütteln in die Länge, spreizte immer wieder die Finger und wischte sich

gemächlich Stout und Leberreste vom Mund. Der Kern seiner Rede war folgender: Der Mörder war tatsächlich ein Gentleman, und wie man hörte, sogar ein piekfeiner Kerl, denn er stammte aus einer vornehmen Familie. Einer aus den höheren Rängen des Parlaments oder so. Was für ein Jammer, seufzte Eddowes glücklich und schüttelte wieder den Kopf, und die anderen taten es ihm nach. Was für ein Jammer, wiederholten sie, wobei sie ihre Schadenfreude kaum verhehlen konnten.

Als der Wirt ihnen nachgeschenkt hatte, fuhr Eddowes fort. Es stimme in der Tat, dieser Herr habe einen Brief geschrieben, der der Polizei übergeben wurde, aber er enthalte kein Geständnis, nicht im Geringsten. Ganz im Gegenteil, der Mann streite alles ab. In dem Brief stehe nämlich – und hier legte Eddowes eine so großzügige Pause ein und schnalzte mehrmals bedächtig mit der Zunge, dass seine Zuhörer der festen Überzeugung waren, er wisse viel mehr, als er zu erzählen bereit war –, in dem Brief stehe, dass es jemand anderes gewesen sei und er, der Verrückte, kenne auch seinen Namen. Als die Männer nun wissen wollten, wen der Verrückte denn als Täter genannt habe, lächelte Eddowes geheimnisvoll wie die Sphinx und wiederholte nur, was er bereits erzählt hatte. Seiner Ansicht nach, und er war sich dessen sicher, da die Beamten, die sein Kaffeehaus besuchten, darüber mehr als einmal die Stirn gerunzelt und ungläubig gehüstelt hätten, hatte der Mörder sogar die Dreistigkeit besessen, in seinem Brief anzudeuten, er könne bei den Ermittlungen von Scotland Yard behilflich sein. Und warum? Weil er dabei gewesen sei. Natürlich behaupte er, nichts getan zu haben, niemanden auch nur angerührt zu haben. Er sei unschuldig wie das Jesuskind. Aber er sei dabei gewesen und habe alles gehört!

»Was? Er hat gesagt, er war dabei gewesen? Der Kerl muss ja vollkommen plemplem sein!«, meinte der Wirt und rollte die Augen.

Eddowes sah ihn mit unverhohlenem Abscheu an. Er hatte nicht vor, sich die Schau stehlen zu lassen. Kopfschüttelnd wie ein Richter, der im Begriff ist, sein Urteil zu verkünden, steckte er sich ein weiteres Stück Leber in den Mund und kaute langsam, während er sich zufrieden den Bauch tätschelte.

»Die Geschichte geht natürlich noch weiter. Vielleicht darf ich jetzt fortfahren«, meinte er schließlich und schob seinen Teller beiseite.

Eilig stellte ihm der Wirt einen weiteren Krug hin – auf Kosten des Hauses – und entschuldigte sich für die Unterbrechung.

»Also, weiter«, drängten die Zuhörer.

Eddowes zögerte noch ein wenig, bis die Männer buchstäblich vor Neugier schäumten, dann fuhr er fort: Der feine Herr Mörder sei tatsächlich ein Irrer. Er sei in einer privaten Anstalt irgendwo im Westen der Stadt untergebracht.

»Einer Anstalt? Dann sitzt er also nicht im Kittchen?«

»Er ist abgehaun, stimmt's? Er ist abgehaun, hab ich Recht?«

Eddowes seufzte und schwieg. Ihm wurde ein Teller mit Stachelbeerkekuchen gebracht, und um es ihm bequemer zu machen, schob man ihm einen Stuhl mit lederbezogenen Armlehnen heran. Tom rückte noch weiter vom Kamin weg, damit Eddowes in den vollen Genuss der Wärme kam. Schließlich ließ sich Eddowes herab weiterzuerzählen. Der Irre war erst ein paar Tage eingesperrt gewesen, als er den Brief schrieb. Nach Eddowes Ansicht war das Schreiben Beweis genug, dass er verrückt war, denn die Ärzte würden bestimmt keinen Brief rauslassen, ohne ihn gelesen zu haben. So lauteten die Vorschriften. Natürlich hatten sie den Brief gleich der Polizei übergeben. Danach war der Fall ziemlich klar. Wie sich herausstellte, war der Mann verrückter als ein ganzer Hühnerstall. Denn nachdem sie entdeckt hatten, dass er seit Jahren mit dem Toten verfeindet war, was brauchten sie da noch an Beweisen? Er hatte schon monatelang im Parlament sein Un-

wesen getrieben, hatte die Beamten terrorisiert und all den anderen feinen Herren das Leben zur Hölle gemacht. Es hatte Bestechungen gegeben, unsaubere Geschäfte, Drohungen, all das. Der Tote war nicht der Einzige, der darin verwickelt war, er war nur derjenige, dem es das Genick gebrochen hatte. Buchstäblich. Eddowes kicherte über seinen eigenen Witz, bevor er fortfuhr. Der Verrückte hatte einen hinterhältigen Plan ausgeheckt und sein Opfer in die Abwasserkanäle gelockt, wo er ihm in der Annahme, dass die Leiche niemals gefunden würde, die Kehle durchschnitt. Als man ihn verhaftete, war er über und über mit Schnittwunden bedeckt, Beweis für einen Kampf. Man nahm an, dass dies nicht sein einziger Mord war. Hier wedelte Eddowes mit den Händen, womit er zu verstehen gab, dass er noch einen *ganzen* Sack voller geheimer Informationen besaß. Dann sprach er mit gesenkter Stimme weiter. Die Polizei glaubte, dass da unten, versteckt in den Tunneln, noch Hunderte von Leichen lägen und verrotteten, allesamt Opfer dieses einen Verrückten. Eddowes schüttelte den Kopf. Natürlich hatte man ihn aus der Anstalt geholt und ins Kittchen gesteckt. Er würde nach Newgate gebracht, hieß es, bis man ihn vor Gericht stellte. Aber der Prozess war nur noch eine Formalität. Der Beamte, der in sein Kaffeehaus gekommen war, hatte bereits davon gesprochen, dass er gehängt würde.

»Wir nehmen selbstverständlich das Zimmer über der Wohnung deines Bruders«, sagte Eddowes zum Wirt, der hastig nickte. »Der beste Blick im ganzen Haus, und wer das Gegenteil behauptet, bekommt es mit mir zu tun. Nur der Platz auf dem Schafott selbst ist besser.«

»Ha, aber da binden sie dir ein Tuch um den Kopf, was die Sicht nicht gerade verbessert«, witzelte einer der Männer und stieß dabei seinen Freund in die Rippen.

Tom leerte seinen Krug und schlich unbemerkt hinaus. Den langen Weg nach Hause ging er zu Fuß, doch er konnte sich das

alles immer noch nicht so recht zusammenreimen. Ein Gefallen für einen Freund, hatte der Captain gesagt. Sicher, Tom hatte genickt, zähneknirschend und voller Abscheu, und genau gewusst, was er damit meinte. In den Elendsquartieren gab es überall solche Freunde. Freunde, die keinen Namen hatten, es aber immer wieder schafften, in Schwierigkeiten zu geraten, und dann jemanden brauchten, der ihnen aus der Patsche half. Leute, denen man keinen Pfifferling wert war, wenn es einem mal dreckig ging, kamen plötzlich daher, die Selbstgerechtigkeit in Person, und machten sich für solche »Freunde« stark. O ja, Tom hatte begriffen, was der Captain im Schilde führte. Nur dass die Polypen jetzt einen Schuldigen gefunden hatten. Nach allem, was man hörte, ein klarer Fall. Dieser Freund, für den der Captain sich so ins Zeug gelegt hatte, dieser Freund, der in der Klemme saß und für den er so viel Mitgefühl und Bedauern aufgebracht hatte, existierte gar nicht, ganz bestimmt nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Tom hatte von Anfang an gespürt, was für ein verschlagener Kerl dieser Captain war. Er hatte genau gewusst, dass er der Allerletzte in der ganzen Stadt war, der einem anderen aus reiner Herzensgüte einen Gefallen tat. Darauf hatte er, Tom, gebaut. Tom wollte sich absichern, das war der einzige Grund, warum er diesem Scheißkerl einen Gefallen getan hatte. Und dennoch, vielleicht hatte sich dieser elende Falschspieler dieses eine Mal dazu herabgelassen, Tom die Wahrheit zu sagen. Es schien unmöglich, und doch fand Tom keine andere Erklärung. Und er hatte seine Falle aufgestellt und einen Verrückten zur Strecke gebracht, während der Captain frei herumlief. Tom konnte die Ungerechtigkeit, die darin lag, kaum ertragen.

Und der Scheißkerl hatte immer noch Lady. Bestimmt würde er am nächsten Samstag in der Bridge Tavern auftauchen, eine Hand auf ihrem Rücken, als gehörte sie rechtmäßig ihm, die andere Hand ausgestreckt nach dem Gewinn, der eigentlich Tom

zustand. Tom kuschelte sich unter seine Decke und sog die letzten Reste ihres Heugeruchs ein. Nach einer Weile tastete seine Hand zu dem leeren Platz hinter seinen Knien. Dort hatte sie sich nachts gern zusammengerollt, dicht an seine Beine geschmiegt, die Nase auf seinen Fußgelenken. Mit ihren Klauen hatte sie kleine Schlaufen aus der rauen Woldecke gezupft. Tom strich darüber und stellte sich vor, er würde durch die Wolle ihren Kopf spüren. In dieser Nacht fühlte er sich wie ausgehöhlt, ein schmerzendes Loch tat sich in ihm auf. Es gab keine Linderung für diesen Schmerz, weder in der Hitze des Zorns noch in kalt klimpernden Geldmünzen. Lady hatte immer gelächelt, wenn sie ihn sah, als wäre er für sie das Einzige auf der Welt. Tom drehte sich auf die Seite und zog die Decke hoch bis zum Kinn. Er musste eine andere Möglichkeit finden. Sonst hatte das alles keinen Sinn. Ohne sie hatte alles keinen Sinn.

XXIV

Der für die Untersuchung des Mordes an Alfred England zuständige Inspektor hatte es abgelehnt, den Raum zu betreten, in dem William verhört werden sollte, solange dieser nicht gefesselt auf seinem Stuhl saß. Es könne sein, dass dieser Wahnsinnige während des Verhörs gewalttätig werde, und das Risiko dürfe er nicht eingehen, hatte er gesagt und sich wie eine alte Jungfer mit vor Abscheu verkniffenem Gesicht die Brille hochgeschoben. Und so ließ sich William erneut die Zwangsjacke anlegen. Als Peake die Gurte festzurzte, fuhr ihm der Schmerz in die lädierten Rippen, aber er biss die Zähne zusammen und ließ sich nichts anmerken. Ihm war flau, und der Speichel lief ihm im Mund zusammen. Noch klang in ihm die Hochstimmung nach, die ihn erfasst hatte, als er den Brief schrieb, die Hoffnung, als er ihn Peake zugesteckt hatte. Peake würde ihn zu Polly bringen. Er würde hier rauskommen. Seine Hoffnungen waren nicht umsonst gewesen. Es würde eine Untersuchung geben. Man würde ihn freisprechen und sich bei ihm entschuldigen. Natürlich musste sich die Polizei an die übliche Vorgehensweise halten. Deshalb würde er sich auch nicht weigern, die Zwangsjacke anzulegen, wenn dies erforderlich war. Er würde vorbildlich und mit ausgesuchter Höflichkeit kooperieren. Das war seine einzige Chance. Er würde sie nicht verspielen. Wenn das Verhör gut verlief und er die Kriminalbeamten von der Wahrheit seiner Geschichte überzeugen konnte, würde er frei sein. Seine Hände zitterten von der Anstrengung, seine Vorfreude in Zaum zu halten.

Auf Anweisung des Polizisten stellte einer der Wärter für den Inspektor und seine beiden Begleiter einen Tisch und Stühle sowie an der gegenüberliegenden Wand einen niedrigeren Stuhl für den Gefangenen bereit, so dass sich zwischen beiden Parteien die Kluft eines leeren Raums auftat. Peake an seiner Seite, wartete William im Stehen und blickte stumm und unverwandt geradeaus. Er zwang sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Aber in seinem Kopf schwirrten und hämmerten die Gedanken, Euphorie rang mit Niedergeschlagenheit, Befürchtungen rangen mit Zuversicht – Gefühle, die seinen Speichel mit ihren starken Aromen würzten. Doch äußerlich blieb William ruhig, mit ausdrucksloser Miene, sein Atem – der eines Unschuldigen, eines geistig gesunden Mannes – ging langsam und leise. Durch die Zwangsjacke waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden. William bemühte sich um einen ungerührten Gesichtsausdruck, ballte jedoch die Fäuste so fest, dass sich seine Fingernägel in die Handflächen gruben, und versuchte mit aller Kraft den fieberhaften Strom der Gedanken zu bändigen. Er musste einen klaren Kopf bewahren. Einen Gedanken nach dem anderen legte er wie bezahlte Rechnungen ab.

Er hatte in seinem Brief die Wahrheit geschrieben. *Erledigt.*

Er war Zeuge eines Mordes geworden, aber er hatte ihn nicht begangen. *Erledigt.*

Angst und Verwirrung hatten ihn befallen, bis er sich selbst für verrückt hielt, ja, es sich sogar wünschte, doch er war nicht verrückt. Erschöpft und verängstigt, aber nicht verrückt. Nicht verrückt. *Erledigt.*

Er hatte mit Alfred England beruflich zu tun gehabt, aber er hatte keinen Grund, ihm den Tod zu wünschen. *Erledigt.*

In jener Nacht war in den Tunneln noch ein anderer Mann gewesen. *Erledigt.*

Und William wusste, wer dies war. *Erledigt.*

Doch dann fing er an zu überlegen, und sofort hob der Tumult in seinem Kopf wieder an. Jetzt waren es nicht mehr nur Stimmen, sondern auch Bilder, Bilder von Hawkes Gesicht an jenem Tag, als William mit ihm über den Vertrag für Abbey Mills zu sprechen versucht hatte. Hawke hatte damals bereits gewusst, dass England tot war. Wochen bevor die Leiche gefunden wurde, hatte Hawke es gewusst. Und er hatte dafür gesorgt, dass man William die Schuld dafür in die Schuhe schob. *Ich fürchte, dass Ihre Probleme mit England gerade erst anfangen.* Hawke hatte gegrinst, weil er wusste, was kommen würde. Bitternis überflutete William, und es kostete ihn alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. Nur allzu gut wusste er, dass es ihm jetzt nichts nützte, Beschuldigungen vorzubringen. Er biss sich auf die Lippen und konzentrierte sich darauf, gleichmäßig zu atmen. Wenn er ruhig blieb, würde alles gut werden. *Feste Gewohnheiten, Zuverlässigkeit, Disziplin, Systematik beim Lösen von Problemen.* Systematisch setzte er seine Bestandsaufnahme fort.

Er würde alles in seiner Macht Stehende tun, um die Polizei bei ihren Ermittlungen zu unterstützen. *Erledigt.*

Wenn Polly erst einmal alles begriffen hatte, würde sie ihn nicht mehr mit diesem Blick ansehen. Sie könnten noch einmal von vorn beginnen, irgendwo weit weg von der Stadt, weit weg von den Abwasserkanälen. *Erledigt.*

Er durfte die Beherrschung nicht verlieren. *Erledigt. Erledigt. Erledigt.* NUR DIE BEHERRSCHUNG NICHT VERLIEREN. In der Anstalt gab es keinen Spiegel, aber er wusste auch so, wie er den frisch gebügelt und gestriegelt daherkommenden Kriminalbeamten gegenübertrat, mit seinem schorfigen Gesicht, dem ungekämmten Haar und den nach hinten verdrehten Armen in der Zwangsjacke. Sie hatten ihn kostümiert wie einen Irren. Sie wollten ihn zu einem Irren machen. Die Angst jagte ihm ein Kribbeln über den ungewaschenen Schädel. Wenn er sich auch

nur eine Sekunde lang gegen die Zwangsjacke wehrte, hätten sie den Beweis für seine Schuld. Aber er war unschuldig. Vor einem englischen Gericht galt ein Angeklagter so lange als unschuldig, bis seine Schuld bewiesen war. Und bislang war er noch nicht einmal verhaftet. Es würde Fragen geben, aber William würde die Möglichkeit erhalten, darauf zu antworten. Diese Männer hegten keinen Groll gegen ihn persönlich. Sie suchten nach der Wahrheit. Er musste ruhig bleiben, nur dann sprechen, wenn er gefragt wurde, jede Frage sorgfältig durchdenken und höflich, ernst und ohne Umschweife antworten. Dann würden sie erkennen, dass er einer von ihnen war, ein Fachmann, ein Ehrenmann und ebenso wenig geistesgestört wie sie selbst. Die britische Verfassung schützte die Rechte jedes Bürgers, insbesondere die eines Mannes von Rang und gutem Ruf, eines respektablen Bürgers, der er bis vor kurzem gewesen war. Er musste nur Haltung bewahren, sich wie ein geistig gesunder Mann benehmen und die Wahrheit sagen. Dann würde ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Langsam, fast feierlich, nahmen die Polizisten Platz, der Inspektor in der Mitte. Er setzte seinen Hut ab und strich sich mit den Händen sanft über das drahtige graue Haar, als wäre es die Perücke eines Richters. Dann zog er seine Brille ein Stück weit nach unten und musterte William über die Gläser hinweg von oben bis unten. Eine ganze Weile starrte er ihn eindringlich an, um dann plötzlich, als besänne er sich, die Brille wieder ganz nach oben zu schieben und sich den Schriftstücken zuzuwenden, die vor ihm lagen. Mit missbilligend verkniffenem Mund und gesenktem Blick bedeutete er Peake, William zu seinem Stuhl zu bringen, der sich wegen der auf den Rücken gefesselten Arme mit der Vorderkante begnügen musste. Der Inspektor ordnete seine Schriftstücke und blickte auf.

»Dann fangen wir mal an.«

Der Polizeibeamte zu seiner Rechten beugte sich über sein Notizheft und leckte erwartungsvoll den Bleistift. William wartete gespannt auf die erste Frage. Durch das schmutzige Fenster konnte er ein Stück blassblauen Himmel sehen und einen Vogel, der sorglos durch die Lüfte schwebte. Ruhig, aufmerksam und höflich bleiben. Am Morgen hatte er so getan, als würde er sein Chloral schlucken, aber als Vickery gegangen war, hatte er den Kopf zur Seite gelegt und die Flüssigkeit aus seinem Mund in das Matratzenstroh rinnen lassen. Vielleicht hätte er es doch nehmen sollen, ging ihm plötzlich durch den Kopf. Vielleicht würde er dann nicht von diesem schrecklichen Hämmern in seinem Schädel gepeinigt. Er fuhr sich mit der Zunge nervös durch den trockenen Mund, die Hände hinter dem Rücken immer noch zu Fäusten geballt. Sein Magen war in Aufruhr. Ruhig, aufmerksam und höflich bleiben. Denk gründlich nach, bevor du etwas sagst. Sei vernünftig, überlegt und höflich. Verlier nicht die Beherrschung. Als sich der Inspektor vorbeugte, hob William in einer Geste williger Ehrerbietigkeit den Kopf. Doch der Inspektor stellte keine Frage, sondern flüsterte dem Polizisten zu seiner Linken etwas zu. Der Mann nickte und ging zur Tür.

Es folgte eine Pause, in der Stimmengemurmel zu hören war, dann betrat Vickery den Raum, gefolgt von Pettit, dem Anstaltsarzt mit den dicken Augenbrauen. Sie würdigten William keines Blickes. Der Inspektor bedeutete ihnen, sich auf die beiden Stühle zu setzen, die man für sie neben dem Tisch bereitgestellt hatte. Die fünf Männer nickten einander zu. William beobachtete sie von seinem Platz auf der anderen Seite des Raums, und die Angst packte ihn an der Kehle. Sein Magen krampfte sich zusammen, sein Mut sank. In den Gesichtern all dieser Männer las er, in unterschiedlichem Maße, Strenge, Missbilligung und Abscheu, und im verkniffenen Mund des Polizisten mit dem Blei-

stift etwas wie Wollust, aber keiner der Männer an dem Tisch zeigte auch nur die leiseste Spur von Interesse an ihm.

Während der ganzen Zusammenkunft ließ der Inspektor nur ein einziges Mal William zu Wort kommen, um sich von ihm seinen Namen und seinen letzten Wohnsitz vor der Einlieferung in die Anstalt bestätigen zu lassen. Die übrige Zeit in der einen Stunde, die William in dem Raum anwesend war, legte er dem Häftling die Anschuldigungen gegen ihn dar, wobei er sich gelegentlich einzelne Punkte von Vickery oder Pettit bestätigen ließ. Verschiedene Herren im Amt für öffentliche Bauvorhaben seien bei den Ermittlungen gegen den Häftling äußerst hilfreich gewesen. Natürlich gebe es bereits ausreichend Beweise. Allein schon die Tatsache, dass May in dieser Anstalt verwahrt werde, belege jedem Gericht hinlänglich dessen geistige Zerrüttung. William habe den Toten gekannt. Er habe schriftlich gestanden – und hierbei dankte der Inspektor Pettit dafür, dass er den Brief Scotland Yard zur Kenntnis gebracht habe –, bei dem Mord zugegen gewesen zu sein. Darüber hinaus gebe es ein eindeutiges Motiv. Mr. Hawke, Mays Vorgesetzter, habe ausgesagt, dass es zwischen May und England zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen sei. Die beiden Männer hätten einander gedroht. In einem Fall habe Mr. Hawke persönlich eingreifen müssen, um Tötlichkeiten zu verhindern. Ob Dr. Pettit bestätigen könne, dass der Häftling zu Gewaltausbrüchen neige?

Pettit zögerte keine Sekunde, dem zuzustimmen. Und ja, erst kürzlich sei Mr. Vickery gezwungen gewesen, mit harter Hand durchzugreifen, um Gewalttätigkeiten Mays zu unterbinden, nicht wahr, Mr. Vickery? Ja, das sei vollkommen zutreffend, meinte Vickery nachdrücklich und kehrte dabei William unverwandt den Rücken zu. May habe sich als einer seiner schwierigsten Patienten entpuppt. Zudem konnte Vickery bestätigen, dass der Gefangene zahlreiche Narben auf Armen und Oberschen-

keln habe, möglicherweise von Schnittverletzungen mit einem Messer, die bei einem Kampf auf Leben und Tod entstanden sein könnten. In der Tat, fügte Vickery hinzu und schlug dabei auf den Tisch, um seine Worte zu unterstreichen, würde es ihn angesichts der vielen Vernarbungen nicht überraschen, wenn England nicht Mays erstes Opfer gewesen sei.

Daraufhin gab es ein allgemeines Luftholen und ein noch weiteres Abrücken der Stühle von dem Teil des Raums, in dem der gleichmütig blickende Häftling saß. Nein, bestätigte Pettit, natürlich sei keineswegs beabsichtigt, May aus der Anstalt zu entlassen, doch werde bereits erwogen, ihn zu gegebener Zeit in eine Bezirksanstalt zu verlegen, wenn die Geduld und das Wohlwollen der Baubehörde an ihr unvermeidliches Ende gelangt seien. Seit seiner Einlieferung habe May keinerlei Interesse an seiner Umgebung gezeigt und die meiste Zeit des Tages reglos im Bett zugebracht. Nach Pettits Expertenmeinung sei die Geisteskrankheit des Häftlings bereits weit fortgeschritten und tief verwurzelt. Deshalb habe er der Behörde versichert, es bestehe keine Aussicht darauf, dass May jemals wieder gesunde und ohne stationäre medizinische Betreuung auskomme.

Aber was sei mit dem Brief, in dem der Häftling seine Unschuld beteuert habe? Spreche daraus nur Verschlagenheit, oder sei dies eine seiner Geisteskrankheit geschuldete Selbsttäuschung? Pettit seufzte. Beides könne zutreffen, räumte er ein. Möglich, dass der Häftling in seinem Wahn sich selbst für unschuldig halte. In einem Fall wie diesem, wo der Häftling gestanden habe, unter zeitweiligem Gedächtnisverlust zu leiden, und wo man Wahnvorstellungen fortgeschrittener und gewaltsamer Natur nicht nur in der Anstalt, sondern auch schon zuvor, am ehemaligen Arbeitsplatz des Häftlings, beobachtet habe, könne es durchaus möglich sein, dass er sich nicht mehr an seine mörderische Tat erinnere. Er, Pettit, habe schon öfter solche Fälle er-

lebt. Er habe es sogar schon mit Geistesgestörten zu tun gehabt, die in der fiebrigen Hitze ihrer Wahnvorstellungen darauf beharrt hätten, jemand anderer habe das Verbrechen begangen, um sich dadurch von der Schwere ihrer uneingestanden Schuld zu entlasten. Niemandem könne man weniger trauen als einem Geistesgestörten. Deshalb sei es äußerst wichtig, betonte Pettit, den Äußerungen des Häftlings keinerlei Glauben zu schenken. Die Polizei brauche seine Behauptungen in keiner Weise zu beachten, so nachdrücklich er sie auch vortrage. Eine Aussage von ihm sei ganz und gar wertlos.

Da das Gefängnis von Newgate wegen einer Ruhrepidemie vorübergehend geschlossen war, wurde William auf ein Gefängnis-schiff gebracht, das in Woolwich vertäut lag – ein von Ungeziefer verseuchter Koloss, mit dem man früher Sträflinge in die amerikanischen Kolonien transportiert hatte. Dort sollte er auf seinen Prozess warten. Trotz der Bedenken der Ermittlungsbeamten, die der Gefühlsausbruch des Häftlings am Ende der Zusammenkunft aus der Fassung gebracht hatte, befreite man May aus der Zwangsjacke, bevor er die Anstalt verließ, weil Pettit nicht willens war, sie kostenlos dem Strafvollzug zu übereignen. Stattdessen wurde May mit schweren eisernen Handschellen gefesselt. Zu seiner Überführung nach Woolwich in einer fensterlosen Kutsche sperrte man ihn zudem in einen massiven Gitterkäfig. Sofort nach seiner Ankunft auf dem Schiff wurden ihm Fußseisen angelegt, die man zwar erst in seiner Zelle zusammenschloss, ihn aber bereits auf dem Weg dorthin beim Gehen schmerzhaft behinderten. William konzentrierte sich darauf, die Füße immer nur ein kleines Stück nach vorn zu schieben, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und zu vermeiden, dass die Schmerzen in den Schienbeinen allzu schlimm wurden. Es tat ihm gut, eine so klar umrissene Aufgabe zu haben. Der Lärm und der Ge-

stank auf dem Hauptdeck waren niederschmetternd. Zu beiden Seiten des Schiffs reihten sich endlose schmale Zellen aneinander, und eine weitere Reihe von Zellen verlief, einem Rückgrat gleich, in der Mitte. Obwohl eigentlich jeder Häftling einzeln verwahrt werden sollte, mussten sich viele eine Zelle teilen. Die Männer brüllten und fluchten und rüttelten an den Türen, als William, begleitet von drei Wärtern, an ihnen vorbeiging. Wie ein Steinhagel, der aus allen Richtungen kam, prasselten die Stimmen auf ihn ein. William starrte geradeaus und verschloss die Ohren. Einigen Häftlingen hatte man eiserne Handschellen angelegt, die in der Zellenwand befestigt waren, so dass sie knien oder sich gegen die Schiffswand lehnen mussten. Ein Häftling befand sich auf dem Flur. Auf den ersten Blick hätte man meinen können, er gehe gebeugt, um nach etwas zu suchen, was ihm zu Boden gefallen war, aber bei genauerem Hinsehen erkannte man, dass an seinem Hals eine Eisenstange hing und seine Füße mit einer Art Steigbügel gefesselt waren. Als die Wärter an ihm vorbeigingen, versuchte er, sie anzuspucken, brachte aber nur ein winziges Tröpfchen Speichel zusammen. Beiläufig, als würde sein Arm bloß eine Gefängnisvorschrift ausführen, versetzte einer von Williams Begleitern dem Häftling mit der flachen Hand einen ebenfalls wenig überzeugenden Schlag auf die Schulter.

Am Ende des Hauptdecks wartete auf William ein Metallkäfig, der an einer Vorrichtung aus Metallseilen und Rollen hing. Der Käfig war zu eng, um alle vier Personen aufzunehmen, so dass sich nur zwei der Wärter zu William hineinquetschten. Sie nickten dem zurückbleibenden Aufseher zu, die Tür zu verriegeln. Ein Ruck, der William nach vorn taumeln ließ, und der Käfig begann langsam nach unten zu sinken. Es wurde immer finsterner, der Gestank nahm zu. Der Käfig glitt, ohne anzuhalten, an einem weiteren Schiffsdeck vorbei, bis er schließlich mit einem erschrockenen Ächzen ruckartig stehen blieb. Die Tür wurde auf-

geschlossen und William in die Düsternis eines Unterdecks geschoben, das tief im Bauch des Schiffes lag. Dort verfrachtete man ihn in eine Zelle, die viel kleiner war als die Zellen auf dem Oberdeck und etwa die Größe eines geräumigen Wäscheschranks hatte. Da sie in der Schiffsmittle lag, war sie fensterlos, und die Luft roch faulig und verbraucht. William juckte der Kopf, als wäre er bereits von Läusen befallen. Es gab keine Pritsche, keinen Stuhl, nichts außer einem Eimer in der Ecke und ein wenig Stroh auf dem Boden. Die Wärter befestigten Williams Fußfesseln mit Ketten an Eisenringen an der rostigen Wand und schlossen die Tür hinter sich. Noch lange, nachdem ihre Schritte verklungen waren, stand William mitten in der Zelle. Es war ruhiger hier unten, der Lärm von den oberen Decks drang nur gedämpft durch die zum Schneiden dicke Luft, aber es war nicht die friedliche Stille eines leeren Raums. Vielmehr bebte und vibrierte es wie in einer brodelnden Suppe, deren Blasen gelegentlich zu Schreien oder zornigen Flüchen zerplatzten; die meiste Zeit aber verströmte sie nur einen übel riechenden Dunst der Erschöpfung und des Elends. William hatte plötzlich das Bild Tausender Männer vor Augen, die hier zusammengepfercht und übereinander gestapelt waren, jeder von ihnen für alle Ewigkeit in seinem Zellensarg eingeschlossen. Tausende Männer, lebendig begraben und gierig nach dem bisschen Luft schnappend, das ihnen geblieben war. So durfte er nicht denken. Er durfte überhaupt nicht denken. Denn wenn er sich zu denken erlaubte ...

Entschlossen tat William einen Schritt vorwärts, so dass seine Hände die Tür berührten. Dann drehte er sich um. Durch den Druck der an der Wand befestigten Ketten pressten sich die Fuß-eisen schmerzhaft in sein Fleisch. Er wandte sich erneut um und starrte auf den Boden. Unter der kleinen Eisenklappe in der Zellentür war durch das endlose Scharren von Füßen eine flache

Mulde in den blanken Dielen entstanden. Bei diesem Anblick krampfte sich William das Herz zusammen. Er schloss die Augen. Ohne das Chloral war sein Kopf klar und schmerzfrei, und er nahm alle Geräusche deutlich wahr. Ganz langsam glitt er an der Wand in die Hocke. Er musste sich seine Kräfte aufsparen. Er würde einen Anwalt bekommen, hatten sie ihm gesagt. Das war sein gutes Recht. Zusammen mit dem Anwalt würde es ihm gelingen, hier herauszukommen. Er war unschuldig. Hawke, der wusste, was mit England geschehen war, hatte dafür gesorgt, dass man ihm den Mord in die Schuhe schob. William war unschuldig. Er war doch unschuldig, oder etwa nicht?

XXV

Der Anwalt, dem man Williams Fall übertragen hatte, war ein nervöser junger Mann namens Sydney Rose. Nach einer langen Ausbildungszeit, unterbrochen von langen Phasen erzwungenen Müßiggangs, wenn sich sein Vater wieder einmal nicht dazu bewegen ließ, die fälligen Gebühren zu entrichten, und Rose darüber nachgrübelte, ob er zu einer juristischen Laufbahn überhaupt berufen war, hatte man ihn schließlich als Anwalt zugelassen. William war sein erster Mandant.

Obwohl Rose einer Familie entstammte, der es über Generationen hinweg gelungen war, ihre dauerhaft prekäre Finanzlage hinter der Fassade betonter Ehrbarkeit zu verbergen, war sein Erscheinungsbild nicht gerade einnehmend. Er war von hagerer Gestalt und hatte das feine, farblose Haar eines Säuglings sowie Beine und Arme von unnatürlicher Länge, die mangels jeglicher Koordination dazu neigten, völlig unabhängig voneinander zu agieren. Auf die unvorhersehbaren Bewegungen seiner Gliedmaßen reagierte Rose mit einer Art überraschter Willfährigkeit. Überhaupt erweckte der junge Anwalt den Eindruck, als befände er sich in einem Dauerzustand der Fassungslosigkeit. Wenn er schluckte, was oft geschah, scheuerte sein Adamsapfel am Kragen. Er hatte hervortretende, rot unterlaufene Augen und so helle Wimpern, dass man sie kaum sah. War er nervös, traten die Augäpfel noch weiter aus ihren Höhlen. Seine bartlosen Wangen hatten die bläulich weiße Blässe entrahmter Milch. Seine Hände hingegen waren rot und grobknochig, die Fingernägel abgekaut und die Knöchel wund gescheuert. Er trug einen sauberen, an-

nehmbar gebügelten Anzug, der jedoch für einen Mann mit besser proportioniertem Körperbau geschneidert war, so dass die Handgelenke aus den Ärmeln hervorragten wie knorrige Fahnenstangen, von denen seine roten Hände linkisch herabhängen, als wäre es ihnen peinlich, öffentlich zur Schau gestellt zu werden. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, neigte er dazu, sie beim Sprechen krampfhaft hinter dem Rücken zu verschränken, so dass sie noch röter wurden. Wenn ihnen das zu viel wurde, nahmen sie Zuflucht in seinen Hosentaschen, die der Schneider unerklärlich tief gesetzt hatte. In dieser Stellung wirkte Rose trotz seiner langen Arme gebeugt und verdruckt und nicht gerade Vertrauen erweckend.

Die Kriminalbeamten gaben sich nicht die geringste Mühe, ihre Verachtung zu verhehlen, als Rose mit ihnen über den Mord sprechen wollte. Ihrer Ansicht nach war der Fall klar und das Gerichtsverfahren reine Formsache. Den schlaksigen Anwalt mit den Froschaugen und den puterroten Händen betrachteten sie als die billigste Lösung, die die Krone gefunden hatte, um den Vorschriften eines ordentlichen Strafprozesses Genüge zu tun. Sie gewährten Rose nicht einmal eine halbe Stunde, antworteten einsilbig auf seine Fragen und trommelten nervös auf die Tischplatte. Als Beweismaterial, auf das sie sich vor Gericht zu stützen gedachten, konnten sie ihm lediglich einen dünnen hellbraunen Umschlag zur Einsicht vorlegen, der die Aussagen zweier Mitarbeiter des Amtes für öffentliche Bauvorhaben – Mr. Hawke und Mr. Spratt – sowie zweier weiterer Männer aus der Anstalt von Hounslow – Dr. Pettit und Mr. Vickery – enthielt. Es seien noch zusätzliche belastende Dokumente vorhanden, räumten sie ein, doch habe man sie leider verlegt. Sobald sie wieder aufgefunden seien, werde Mr. Rose Abschriften für seine Unterlagen erhalten. Kaum eine halbe Stunde nach seinem Eintreffen stand der Anwalt wieder auf der Straße.

Obwohl er gute Lust hatte, den Besuch auf den folgenden Tag zu verschieben, machte er sich vom Polizeirevier aus direkt auf den Weg nach Woolwich. Er war noch nie zuvor auf dem dort vertäuten Gefängnisschiff gewesen, dessen Lärm und Dreck ihn entsetzten und dessen Gestank ihm Übelkeit verursachte. Als er, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, durch das Schiffsinere schlich, schabte sein Adamsapfel wie eine Grille an dem steifen Hemdkragen, und er wünschte sich nichts sehnlicher, als die Augen zu schließen und auf wundersame Weise in die friedliche Ruhe seiner schäbigen Unterkunft im Temple-Bezirk zurückbefördert zu werden. Schließlich erreichten sie Williams Zelle, doch der Wärter schloss die Tür nicht auf. Rose in die Zelle des Häftlings treten zu lassen hätte den Sicherheitsvorschriften widersprochen. Deshalb entriegelte der Wärter nur die Eisenklappe in der Tür, durch die er gewöhnlich dem Gefangenen seine tägliche Ration Brot und Wasser reichte, und forderte den Anwalt auf, in die Hocke zu gehen, damit er durch den Schlitz sprechen konnte. Außerdem reichte er Rose eine eiserne Glocke, um ihm Hilfe herbeizurufen, wenn ihm der Häftling Schwierigkeiten machte oder er zu gehen wünschte. Rose nickte und beugte sich hinunter, als der Wärter außer Sichtweite war. Der Häftling in der Zelle sah lediglich die Augen des Besuchers, Rose hingegen konnte seinen Mandanten vollständig in Augenschein nehmen. Doch der Anblick, der sich ihm bot, hob nicht gerade seine Stimmung.

William lag gefesselt gegen die Wand gepresst. Er trug noch immer das baumwollene Nachthemd aus der Irrenanstalt, das inzwischen verdreckt und zerrissen war, und sein Haar stand ihm in Büscheln vom Kopf ab. Die Augen hielt er geschlossen. Rose musste an den alten Löwen im Londoner Zoo mit seinem von Motten zerfressenen Fell denken, über den die Besucher murrten, weil er sich nie vom Fleck bewegte oder brüllte oder

tat, was Löwen in Bilderbüchern zu tun pflegten, sondern sie mit seinen böartigen Augen reglos anstarrte und ihnen allen den Tod zu wünschen schien. Außerdem stank der Gefangene auch wie ein alter Löwe. Rose zog ein Taschentuch aus seiner Tasche und sog den tröstlichen Duft von Bonbons ein.

»Mr. May?«

William schlug die Augen auf und blickte sogleich wachsam hin und her. Das waren keine Augen, die einem den Tod wünschten, dachte Rose, obwohl er wusste, dass der Häftling als gewalttätig galt. Eher lag darin die ziemlich aussichtslose Leere des hellbraunen Umschlags.

»Hier bin ich, an der Klappe. Man hat mich leider nicht hineingelassen, aber ich bin hier, um Sie zu vertreten. Vor Gericht. Sydney Rose.« Der Anwalt räusperte sich und schluckte nervös. »Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Unbeholfen und unsicher, welches die angemessene Umgangsform in einer so außergewöhnlichen Situation war, streckte Rose die Hand, so weit er konnte, durch den Schlitz. Das kalte Metall drückte gegen sein knöchiges Handgelenk. Rose wartete mit nervös zuckenden Fingern, aber vergeblich. Auf der anderen Seite der Tür schüttelte niemand seine Hand zum Gruß. Vielleicht konnte May nicht so weit greifen. Und außerdem, schoss es ihm plötzlich durch den Kopf, war der Mann ja ein Häftling, ein Irrer. Das Bewusstsein seiner Unvorsichtigkeit durchzuckte ihn wie ein stechender Schmerz. Ein Kerl wie der da würde ihm, eh man sich's versah, einen Finger abbeißen. Hastig zog er die Hand zurück, doch im letzten Moment streifte ihn die geisterhafte Berührung von Mays Fingern.

»Mr. Rose«, sagte William sehr leise.

Zögernd rieb sich Rose die aufgekratzten Stellen am Handgelenk. Die Stimme des Wahnsinnigen war mangels Übung ungeläufig, aber beherrscht, und verriet Bildung. Weniger die Stimme

eines Irren als die eines Büroangestellten. Rose spähte erneut in die Zelle, und seine rosa Augen lugten wie durch den eisernen Schlitz eines mittelalterlichen Helms hervor. Er gab einen sehr ungewöhnlichen Ritter ab.

»Mr. May«, sagte er, »uns bleiben nur wenige Tage zur Vorbereitung auf den Prozess. Deshalb sollten Sie mir alles ausführlich erzählen.«

Die Worte waren mit Bedacht gesprochen, und die Stimme klang freundlich. William rieb sich die Augen. Er kannte seine Rechte. Man musste ihm einen Anwalt stellen, jedoch nicht unbedingt einen fähigen Anwalt. In den langen, leeren Stunden hatte er sich an die Hoffnung geklammert, dass der Mann zumindest einen Funken Anstand besaß und kein Trunkenbold war, der während des Prozesses nicht einmal mehr aufrecht stehen konnte. Die Augen dieses Mannes waren rot unterlaufen wie die eines Säufers. Aber er hatte seine Hand durch die Klappe gestreckt. Er hatte Williams Hand schütteln und ihn berühren wollen. Er hatte mit vorsichtiger Höflichkeit, ja Respekt zu ihm gesprochen wie schon seit Wochen niemand mehr. Er hatte wie ein Gentleman gesprochen. William spürte Tränen in den Augen und unter seinem Zwerchfell ein seltsames Zucken. Ein Aufflackern der Hoffnung.

William rückte so weit an die Tür heran, wie es die Kette erlaubte, und kauerte sich auf den Boden. Die Augen des Anwalts waren kaum einen halben Meter weit entfernt. Am liebsten hätte William die Hand ausgestreckt und das Gesicht des Mannes berührt, um für einen Augenblick die Wärme eines menschlichen Körpers zu spüren, aber er hielt die Hände unten. Nur nicht die Beherrschung verlieren. *Erledigt*. William befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Er wusste nicht, wie seine Stimme klang. Seit Tagen hatte er nicht mehr gesprochen.

»Ich ... mein Eimer, Mr. Rose.« William schluckte. »Ich hätte gern, dass er geleert wird.«

»Natürlich.« Rose nickte. »Natürlich. Ich versuche das zu veranlassen.«

Wieder eine lange Pause. Rose wartete.

»Ich bin nicht verrückt, Mr. Rose«, flüsterte William schließlich. »Und ich habe Alfred England nicht getötet.«

Die Augen des Anwalts traten aus den Höhlen. »Ja, das ist gut«, stammelte er.

»Ich habe ihn nicht getötet«, wiederholte William, und die unvergossenen Tränen drückten gegen seine Wangenknochen. »Sie glauben mir doch, oder?«

Rose blinzelte beklommen, als sich der Häftling ihm entgegenbeugte, so weit seine Fesseln es zuließen. Aus der Nähe waren seine Augen nicht von dem glanzlosen Braun, wie Rose zuerst gedacht hatte, sondern mit grünen und gelben Sprenkeln durchsetzt. Er hatte als Vermesser gearbeitet, hatte man ihm gesagt, ein Mann mit einer Fachausbildung, bevor er den Verstand verloren hatte. Er hatte eine Familie.

»Nun ...«, sagte er und stockte. Hinter seinem Rücken verschränkte er die puterroten Hände ineinander, deren Knöchel wie Backenzähne hervortraten. »Hören Sie, Mr. May. Es ist meine Aufgabe, Sie zu verteidigen. Ein Freispruch wäre natürlich aus meiner wie auch aus Ihrer Sicht das beste Ergebnis. Aber ich habe noch nie ... die Beweise gegen Sie sind schwerwiegend. Ausgesprochen schwerwiegend, soweit ich gesehen habe. Trotzdem werden wir es versuchen, seien Sie gewiss. Wir werden es versuchen.«

William starrte in die rot unterlaufenen Augen hinter der Tür und biss sich auf die Lippen. »Sie sind meine einzige Hoffnung, Mr. Rose. Man will mich hängen.«

Rose zwang sich, dem Blick des Häftlings standzuhalten. War es Intelligenz, was diese Löwenaugen erleuchtete und golden schimmern ließ, oder war es der Wahnsinn? Wie konnte man das

wissen? »Ich werde tun, was in meiner Macht steht, Mr. May«, flüsterte er. »Aber dazu brauche ich Ihre volle Unterstützung. Sie ... sagen wir, es sieht nicht besonders gut aus für Sie. Verstehen Sie? Deshalb muss ich alles wissen. Alles. Von Anfang an.«

Und so begann William von Anfang an zu erzählen. Zuerst kamen die Sätze langsam und mit langen Pausen, als müsste er sich jedes Wort einzeln wie einen Felsblock von der Brust wälzen. Er rieb sich die Handgelenke an den eisernen Fesseln, als wollte er sie abschütteln.

Rose schmerzten die Knie. Er machte sich Notizen und malte dabei jeden Buchstaben in kunstvollen Schnörkeln, nicht nur, um die ausgedehnten Schweigepausen zu füllen, sondern auch, um sich von dem entsetzlichen Kettengerassel und dem Stöhnen aus den anderen Zellen abzulenken. Das ging mehrere Stunden so, und je tiefer die Sonne sank, umso mehr sank sein Mut. »Ich werde bald gehen müssen, Mr. May.«

William starrte Rose durch den Schlitz an. Er schüttelte den Kopf, zuerst langsam, dann immer heftiger. Er begann zu zittern, bis sein ganzer Körper bebte. Sein verwirrter Blick schärfte sich in heller Verzweiflung, und auf seinen blutleeren Wangen zeichneten sich zwei rötliche Flecken ab. »Nein, nein, bitte. Ich ... «

May kämpfte sich hoch und begann auf und ab zu gehen, soweit es die enge Zelle erlaubte, zwei kurze Schritte in die eine Richtung, dann zwei zurück, wieder zwei vorwärts und zwei zurück. Seine Fußseisen klirrten, die Ketten rasselten. Immer noch schüttelte er den Kopf, den er mit beiden Händen umklammerte, als wollte er ihm so die Wahrheit entlocken. Vielleicht geschah das tatsächlich. Denn mit einem Mal und ohne Vorwarnung sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus, schneller und immer schneller, bis sie wie ein Wasserfall von seinen Lippen flossen und Rose sich gegen diesen Ansturm kaum mehr zu behaupten wusste. Draußen senkte sich der abendliche Nebel düs-

ter herab, bis das verrostete Schiff sich nur mehr als eine große dunkle Silhouette vor dem pechschwarzen Himmel abzeichnete. Aber Rose blieb, wo er war, das Gesicht an die Metallklappe gepresst, während seine Hand hektisch über das Notizbuch auf seinem Schoß fuhr.

May schien sich kaum bewusst zu sein, was er sagte. Er hielt den Blick starr auf die abgetretenen Dielen mit den gespenstischen Fußabdrücken der zahllosen Gefangenen längst vergangener Zeiten gerichtet und erzählte und erzählte. Von den Schrecknissen des Krimkriegs, von den Alpträumen, die sie ihm bereitet hatten, und von seinen Bewusstseinsstörungen. Er erzählte Rose alles, woran er sich erinnern konnte. Von den Unterredungen mit Hawke, von seiner Weigerung, Schriftstücke zu unterzeichnen, die sein Vorgesetzter ohne legitime Befugnis aufgesetzt hatte, um England einen lukrativen Auftrag zu verschaffen. Von Hawkes Versuch, ihn zu bestechen und einzuschüchtern, von Englands Verzweiflung, von den Drohungen des Ziegeleibesitzers und von seiner, Williams, beharrlichen Weigerung, seine Entscheidung rückgängig zu machen. Er erzählte Rose, dass es zwischen ihnen tatsächlich zu Handgreiflichkeiten gekommen sei, dass er England geschlagen habe, danach aber fortgelaufen sei und, wie so oft, Zuflucht in den Tunneln gesucht habe und dass er durch die Kälte in einen Fieberzustand geraten sei, von dem er sich nur langsam erholt habe. Aber trotz seines Fiebers wusste er und hatte er immer gewusst, dass er in der undurchdringlichen Dunkelheit der Kanäle Zeuge eines Mordes geworden war. Das hatte er immer wieder auch seiner Frau beteuert, die es jedoch als Fieberfantasie abtat. Deshalb war es ihm Wochen später, als er von Englands Tod erfuhr, ein Anliegen gewesen, ihr den Brief zu schreiben und durch sie der Polizei seine Hilfe anzubieten. Er sagte Rose, er sei felsenfest überzeugt, dass Hawke in irgendeiner Weise in Englands Tod verwickelt sei.

Hawke habe sich bereit erklärt, England gegen Geld einen Vertrag zu verschaffen, was ihm aber nicht gelungen sei. Englands Firma habe kurz vor dem Bankrott gestanden und daher dringend Geld benötigt. Vielleicht habe England ihn in irgendeiner Weise bedroht, versucht, ihn zu erpressen. Falls Hawke befürchtet habe, entlarvt zu werden ...

»Hawke?«, unterbrach ihn Rose. »Der Beamte, der die Finanzaufsicht über das Kanalbauprojekt führt, nicht wahr? Ein ziemlich hoher Posten in der Behörde?«

»Ja! Er steht im Ruf, die Mittel überaus sparsam zu verwalten. Brilliant, nicht wahr? Niemand, der Hawke kannte, wäre je auf den Gedanken gekommen, dass er die ganze Zeit Geld in der eigenen Tasche verschwinden ließ. Aber genau das tat er. Er hat es mir selbst gesagt. Er bot mir einen bestimmten Anteil als Gegenleistung, wenn ich dafür sorgen würde, dass England einen umfangreicheren Auftrag erhalte.«

»Gibt es Zeugen dafür?«

»Nein, natürlich nicht. Hawke ist kein Narr.«

Roses Augenlider senkten sich ein wenig. William hörte das Kratzen des Bleistifts auf Papier.

»Es war allgemein bekannt, dass Sie auf schlechtem Fuß mit ihm standen, nicht wahr?«

»Mit Hawke? Nicht mehr als mit jedem anderen. Oder zumindest nicht bis zu der Sache mit England.«

»Aber man wusste, dass Sie einander nicht grün waren? Auf sein Drängen hin wurden Sie von einem Arzt untersucht, stimmt das?«

»Er wollte mich unglaubwürdig machen«, wandte William ein. »Verstehen Sie das nicht?«

Rose schwieg.

»Auf meine Empfehlung hin bekam eine andere Ziegelei den Zuschlag«, fuhr William unbeirrt fort. »Zwei Tage später war

England tot. Erst Wochen später wurde sein Leichnam gefunden, aber Hawke wusste Bescheid. Er wusste es schon vorher. Als ich mit dem Vorschlag zu ihm kam, England den Vertrag für Abbey Mills zu geben, lachte er nur. Weil er wusste, dass es zu spät war. Er wusste, dass England bereits tot war.«

Rose presste die Lippen zusammen und unterdrückte einen Seufzer. Seine Beine kribbelten, und seine Schultern waren verspannt. Er veränderte seine Position und schielte verstohlen auf die Uhr, die er aus der Westentasche gezogen hatte. Nun war er schon seit fast drei Stunden auf dem Gefängnisschiff, fast die ganze Zeit vor der Klappe kniend, und noch immer hatte er nichts in Händen. Nichts, was ihm der Gefangene erzählt hatte, würde einem Kreuzverhör standhalten, falls man ihn überhaupt in den Zeugenstand rufen würde. Nein, es würde gar nicht erst dazu kommen. Denn als ausgewiesener Geisteskranker war seine Aussage keinen Pfifferling wert. Rose konnte nur hoffen, dass er etwas oder jemanden auftat, wodurch Mays Geschichte bestätigt wurde. Aber was? Wen? Hawke würde kaum freiwillig seine Hilfe anbieten. Und die Baubehörde würde sich in Schweigen hüllen, daran bestand kein Zweifel. Sie befand sich bereits jetzt in einer unangenehmen Lage und wollte gewiss nicht noch einen weiteren ihrer Mitarbeiter in diese hässliche Affäre verstrickt sehen.

Außerdem – wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass May die Wahrheit sagte? Oder dass seine Vermutungen tatsächlich der Realität entsprachen? Rose sah sich Phantomen nachjagen, um Bestätigung für eine Geschichte zu finden, die nur das Produkt von Fieberfantasien war. Schließlich galt der Häftling als anfällig für wilde Albträume und Gedächtnisstörungen. Er sah Dinge, die gar nicht existierten. Zwar behauptete er, nicht verrückt zu sein, aber er hatte mit seiner eigenen Unterschrift der Einweisung in eine Irrenanstalt zugestimmt. Niemand zweifelte daran, dass May schuldig war. Warum sollte er, Rose, daran zweifeln? Er

spannte die schmerzenden Füße an, fühlte, wie das Leben in seine Waden zurückkehrte, und klappte das Notizbuch zu.

»Es ist spät«, sagte Rose, und seine rot unterlaufenen Augen schweiften ab. »Ich muss gehen.«

»Aber Sie kommen doch wieder, nicht wahr? Morgen, wenn Sie mit Hawke gesprochen haben und mit Lovick?«

»Vielleicht«, erwiderte Rose ausweichend.

Einen Moment lang stand William völlig reglos da. Dann sank er auf die Knie. Die Fußseisen zogen an seinen Beinen, aber er schien es nicht zu merken. Unverwandt hielt er den Blick auf den Türschlitz gerichtet, und in seinem angespannten Gesicht traten die Knochen markant hervor. Er faltete die hohlen Hände. Seine Löwenaugen schimmerten golden. Mit seinem verdreckten Nachthemd, dem in Büscheln abstehenden Haar und dem zerzausten Bart erschien er Rose wie ein Asket, ein Prophet aus dem Alten Testament, der im Namen eines launischen und rachedurstigen Gottes unerträgliches Leid erdulden musste. Nicht mehr wie ein Löwe, sondern wie Daniel, der all seinen Mut und Glauben zusammennahm, um sich in die Löwengrube zu wagen.

»Ich habe ihn nicht umgebracht, Mr. Rose.«

Rose blinzelte traurig und zwang sich, dem Blick des Häftlings standzuhalten. »Wir werden tun, was in unserer Macht steht«, sagte er erneut. »Mehr kann ich nicht versprechen. Gute Nacht, Mr. May.«

Energisch schellte er mit der Glocke, um einen Wärter zu rufen. William beobachtete, wie die Augen hinter der Tür verschwanden. Durch den schmalen Schlitz sah er nur noch die roten Hände des Anwalts, die ungeschickt über die Hosenbeine und den Saum seiner Jacke strichen. Der Stoff war schmutzig, bedeckt mit Staub und Stroh.

»Noch ein Letztes«, sagte William beinahe flüsternd durch den Schlitz. »Bitte übermitteln Sie meiner Frau eine Nachricht.

Sagen Sie ihr, es täte mir leid wegen all der Sorgen, die ich ihr gemacht habe. Sagen Sie ihr, dass ich sie liebe und sie immer lieben werde.«

Die Hände hielten inne. Erst nach einer Weile suchten sie einander und verschränkten sich fest. »Ja, natürlich«, murmelte Rose. »Natürlich.«

»Sagen Sie ihr, dass ich Pläne für ihren Garten mache. Er wird wunderschön werden. Sagen Sie ihr ...«

Williams Worte wurden von schweren Tritten übertönt. Rose sprach murmelnd mit dem Wärter, bevor er dem Gefangenen erneut eine gute Nacht wünschte. Flehentlich bat William den Anwalt, sich zu dem Schlitz hinunterzubeugen. Zögernd kam Rose dem Wunsch nach und vernahm Williams geflüsterte Worte. Verwirrt und unsicher, ob er richtig verstanden habe, bat Rose ihn, es noch einmal zu wiederholen, aber William bewegte nur lautlos die Lippen. Die Erschöpfung hatte ihm alle Kraft geraubt. Er schloss die Augen und ließ sich gegen die eiserne Zellentür fallen, während Rose hinausbegleitet wurde. *Wir werden tun, was in unserer Macht steht. Wir werden tun, was in unserer Macht steht.* William hatte geglaubt, ein wenig Trost aus diesen Worten zu schöpfen, aber sie wiederholten sich nur endlos in seinem Schädel, bis ihre Ecken und Kanten abgeschliffen und ihr Sinn verloren war. Als er schließlich zusammengerollt wie ein Embryo einschlief, träumte er von rot unterlaufenen, hervortretenden Augen, eingerahmt von rostigem Metall, und als er in den dunklen, kalten Stunden vor der Morgendämmerung erwachte, erfüllte ihn eine schreckliche Gewissheit, dass der Anwalt, so sehr er sich bemüht hatte, nicht ein Wort von Williams Geschichte glaubte.

XXVI

Die Staatsanwaltschaft übermittelte Roses Anwaltskanzlei die Nachricht am folgenden Morgen. Tags zuvor hatten die Ermittlungsbeamten Mays Arbeitsplatz in der Greek Street durchsucht und unter einer losen Fußbodendiele unter seinem Schreibtisch ein Bajonett entdeckt, wie es die einfachen Soldaten im Krimkrieg benutzt hatten. Die Ermittler gingen davon aus, dass England mit dieser Waffe getötet worden war. An der Schneide klebte getrocknetes Blut, und auf der Unterseite klebten zwei schwarze Barthaare, die genauso lang und von derselben Farbe waren wie die des Toten. Mit dieser Entdeckung war für die Anklage der Fall abgeschlossen. In Anbetracht des abscheulichen Verbrechens und der Gefahren, die damit verbunden waren, einen Geistesgestörten länger als notwendig auf einem Gefängnisschiff festzuhalten, drängte die Staatsanwaltschaft auf eine rasche Verurteilung. Daher hatte der Richter die Genehmigung erteilt, die Verhandlung auf den ersten Tag der neuen Sitzungsperiode zu legen. Mays Prozess würde also am Montag beginnen, in sechs Tagen. Bis dahin hatte Rose Zeit, die Verteidigung des Gefangenen vorzubereiten.

Selbstverständlich würde er dagegen Einspruch erheben. Sie konnten nicht derart willkürlich die Verhandlung vorverlegen. Doch das war es nicht, was Rose beunruhigte, als er den Wasserkessel für den Tee aufsetzte. Er dachte vielmehr an May, der gefesselt in seiner dunklen Zelle kauerte. Dann hatte er es also doch getan. May hatte Alfred England ermordet. Rose faltete den Brief der Staatsanwaltschaft zusammen und legte ihn zu seinen

Unterlagen, überrascht, wie groß seine Enttäuschung war. Während der Kessel auf dem Herd zu rasseln begann, starrte Rose in die Flammen, die Ellbogen auf den Knien, die roten Hände gefaltet. Die Enttäuschung ist nur natürlich, sagte er sich, um die Fassung wiederzugewinnen. Wer wollte schon seinen ersten Mandanten hängen sehen? Später jedoch, als er seinen Hut nahm und durch den Temple-Bezirk den Fluss entlang langsam Richtung Lambeth Bridge ging, wusste er, dass mehr dahintersteckte. Etwas an May hatte Rose angezogen, obwohl er sich dagegen sträubte; doch was es war, konnte er nicht genau sagen. Ganz bestimmt nicht Mays Geschichte, obwohl es schien, als sei der Häftling ehrlich davon überzeugt. Trotz seiner schmutzigen Kleider, des verfilzten Haars und der Zelle, die kaum größer war als eine Hundehütte, hatte er etwas Aufrichtiges, etwas Ehrbares an sich. Als wäre nur sein Körper schmutzig und abstoßend, seine Seele jedoch vollkommen rein geblieben. Das zeigte nur, wie sehr man sich täuschen konnte. Er hatte sich von dem vornehmen Gehabe in die Irre führen lassen, denn Häftlinge waren selten so höflich. Vielleicht hatte er auch die sinnlose Einfalt des Geisteskranken fälschlich für Rechtschaffenheit gehalten. Rose seufzte. Wenn er mehr als ein mittelmäßiger Rechtsanwalt werden wollte, musste er die Märchengeschichten seiner Mandanten besser durchschauen.

Auf der Brücke blieb er stehen und blickte hinunter in das braune Wasser. Auf der Themse tummelten sich Kohlenkutter und farbenfroh bemalte, mit Stroh beladene Kähne. Sie wirkten majestätisch wie junge Schwäne neben den mächtigen Dampfschiffen, die trotz ihrer Größe miteinander zu wetteifern schienen, wer schneller war. Die Schiffsglocken läuteten, die Schaufelräder drehten sich unermüdlich, und aus den Schornsteinen stieg Rauch auf, als atmeten die Maschinen schwer. Über das Getöse hinweg trug der starke Westwind die Rufe der Arbeiter und das

metallische Hämmern von der im Bau befindlichen neuen Westminsterbrücke herüber. Das Wasser war unruhig, aufgewühlt vom Wind und von den Schaufelrädern der Dampfer. Dicken Wümmern gleich trieben dunkle Wolken über den Himmel. Es würde regnen, noch ehe die Nacht hereinbrach, doch jetzt warf die rote Wintersonne ihren Schein auf das Wasser, so dass es funkelte und blitzte wie ein Schmiedeamboss. Rose hatte sich Mays Auftrag aufgeschrieben, damit er ihn nicht vergaß, und der Umschlag lag schwer in seiner Tasche. Am Morgen hatte er den Brief mit der Post schicken wollen, doch nachdem er das mit dem Bajonett erfahren hatte, hatte er es sich anders überlegt. May würde nächste Woche hängen, und seinen Namen, gleichbedeutend mit Niedertracht und Gemeinheit, würde man sich mit genüsslichem Abscheu in sämtlichen Tavernen, Kaffeehäusern und Wohnzimmern Londons zuflüstern. Mays Frau hatte Besseres verdient als einen hastig hingekritzelten Brief.

Die York Street war eine schmale ungepflasterte Straße, diagonal zwischen zwei lärmenden Hauptverkehrsadern verlaufend und eng bebaut mit Reihenhäusern. Rose kam es vor, als hätte man die Häuser erst zusammengezimmert und aneinander geklebt, um sie dann hierher zu bringen, wo man dann feststellen musste, dass man sich verrechnet hatte und der für sie vorgesehene Platz nicht ausreichte. Aber natürlich gab es in der ganzen Stadt keinen Bauunternehmer, der sich durch eine solch belanglose Nebensächlichkeit hätte abschrecken lassen, und so war die Straße einfach schräg zwischen die beiden anderen gesetzt worden, so dass sich zu beiden Seiten eine dreieckige Brachfläche ausbreitete wie ausgefranster Stoff, der unter der Naht hervorlugt. Die meisten Häuser waren klein, aber ordentlich, mit frisch getünchten Mauern und blank geschrubbten Treppen. Am hinteren Ende der Straße jedoch herrschte rege Geschäftigkeit. Rufe waren zu hören, Teekisten wurden auf die

Straße hinausgetragen. Als Rose näher kam, erkannte er, dass die Tür zu Haus Nummer acht weit offen stand, und zwei Burschen mit Visagen, bei denen es einen nicht gewundert hätte, sie auf einer Anklagebank vor Gericht zu sehen, liefen hin und her und balancierten mühsam Kisten und Kästen vor der schmalen Brust. Auf dem Gehsteig war bereits ein ganzer Berg von Habseligkeiten aufgetürmt. Auf einem Bugholzstuhl lagen ein abgeschlagener Waschkrug aus Porzellan ohne die zugehörige Schüssel und ein Ziertuch mit dem aufgestickten Spruch *Trautes Heim Glück allein*. Rose blieb stehen und befühlte vorsichtig die Seidenstickerei.

»Was zum Teufel tun Sie da?«

Rose sah schuldbewusst hoch. In der Tür stand eine Frau. Ihr ungekämmtes kastanienbraunes Haar umrahmte strähnig das Gesicht, und ihre karamellfarbenen Augen waren bläulich umschattet. Vor das unförmige Kleid hatte sie sich eine Schürze gebunden. Ein kleiner Junge hinter ihr versteckte sich in ihrem Rock; seine kleinen Hände kneteten den gemusterten Baumwollstoff.

»Mrs. May?«

Die Frau kniff argwöhnisch die Augen zusammen. »Wer sind Sie?«

»Rose. Sydney Rose. Ich vertrete Ihren Mann.«

Die Frau runzelte die Stirn, legte eine Hand auf den Blondschopf und zog ihn näher zu sich heran.

»Ich bin sein Anwalt«, fügte Rose hinzu. »Ich war gestern bei ihm. Er hat mich gebeten, Ihnen eine Nachricht zu überbringen.«

Rose kramte in seiner Tasche. Die Frau presste die Lippen zusammen, als hätte man sie mit einer Schnur zusammengezogen. »Eine Nachricht, so. Geld brauchten wir dringender. Das hat er wohl nicht geschickt, oder?«

»Leider nicht.«

»Dann gehen Sie«, sagte die Frau schroff, ohne sich auch nur einen Schritt zu bewegen, aber Rose spürte, dass sie zitterte.

»Wie lautet die Nachricht?«

»Darf ich reinkommen?«

»Das ist wohl kaum nötig, den Großteil unserer Einrichtung haben wir ja hier draußen«, sagte sie, aber ihre Stimme hatte jetzt nichts Schneidendes mehr. Sie trat zur Seite und wies ihm den Weg in ein kleines Wohnzimmer. Es gab keine Möbel. Der Boden war sauber gewischt, aber an den Wänden hatten Kerzen rußige Spuren hinterlassen. Rose stand verlegen in der Mitte des Zimmers, die roten Hände auf dem Rücken verschränkt. Der Junge war ihnen gefolgt. Er ließ zwar den Rockzipfel seiner Mutter nicht los, versteckte aber das Gesicht nicht mehr. Den Kopf hoch erhoben, stand er vor seiner Mutter, als wollte er sie vor Roses Worten schützen, wie immer sie lauten mochten, und starrte ihn an, ohne zu blinzeln. Er hat die auseinander stehenden karamellbraunen Augen seiner Mutter, dachte Rose. Sie muss eine hübsche Frau gewesen sein, bevor die Umstände sie hatten altern lassen und sie alle Hoffnung verlor. Rose räusperte sich. Die Frau hatte erwartungsvoll den Blick auf ihre gefalteten Hände gesenkt und biss sich auf die Unterlippe.

»Ihr Mann hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass er Sie liebt«, stieß er ohne Umschweife hervor. »Und er bedauert, Ihnen solche Sorgen gemacht zu haben.«

»Das ist alles, oder?« Die Frau hielt immer noch den Blick gesenkt.

»Nicht ganz. Er sagte, er plane einen wunderschönen Garten für Sie. Mit Kreuzblumen, glaube ich, und Bartnelken, aber vielleicht habe ich mich da verhört.« Rose verzog entschuldigend das Gesicht. »Von Blumen und Pflanzen habe ich leider keine Ahnung.«

Die Frau stand einen Augenblick so reglos da, dass Rose befürchtete, sie hätte das Bewusstsein verloren. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht, und ihre Schultern zuckten. Rose trat einen Schritt auf sie zu und fasste sie behutsam am Ellbogen.

»Mrs. May, es tut mir so furchtbar leid ...«

Er wartete, dass sie sich beruhigte und den Kopf hob, aber sie hielt nur stumm die Hände vor das Gesicht gepresst. Der Kleine sah aufmerksam zu ihr hoch und strich ihr durch den abgetragenen Rockstoff übers Bein.

»Mrs. May, vielleicht sollten Sie sich setzen.« Rose sah sich nach einem Stuhl um. »Vielleicht auf die Treppe?«

Behutsam führte er sie aus dem Zimmer in den schmalen Flur. Aus dem hinteren Raum war ein dünner, hoher Schrei wie das Wimmern eines Kätzchens zu hören. Der Junge wandte besorgt den Kopf, aber seine Mutter zeigte keine Reaktion. Lange saß sie auf der Treppe, ohne ein Wort zu sagen. Der Junge legte den Kopf in ihren Schoß. Nachdem sie sich schließlich die Augen an* der Schürze getrocknet hatte, schickte sie das Kind in die Küche.

»Sie werden ihn hängen, nicht wahr?«, fragte sie leise, aber beinahe gefasst.

»Ich glaube, ja.« Rose zögerte und wand seine Finger hinter dem Rücken ineinander, dass es schmerzte. »Sie haben die Waffe gefunden. Versteckt unter seinem Schreibtisch in der Greek Street.«

»Nein.« Polly schüttelte ungläubig den Kopf. »Nein, das kann nicht sein«, sagte sie und runzelte die Stirn.

»Tut mir leid ...«

»Verstehen Sie denn nicht. Es kann nicht sein.«

»Ich weiß, wie schwer es für Sie sein muss, Mrs. May ...«

»Nein!« Pollys Kopf fuhr hoch. »Sie können das Messer unmöglich gefunden haben. Ich ... ich ... es ist nicht das Messer. Das kann nicht sein.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich es habe.«

Rose starrte sie an. »Wie bitte?«

»Ich habe es. Williams Messer, das er an jenem Abend bei sich hatte. Es war in seiner Tasche, als ihn die Polizisten nach Hause brachten. Ich habe es gefunden. Ich ... ich hatte Angst. Dass sie wiederkommen. Ich habe es versteckt. Im Mehlkasten. Ich wusste doch nicht, was ich machen sollte.«

»Und Sie haben es noch?«

»Ja. Danach habe ich alle Messer weggesperrt. Damit ... damit er sich nichts antut.«

»Könnte ich es bitte sehen?«

Polly nickte. Sie versuchte sich an dem Geländer hochzuziehen, aber plötzlich wich das Blut aus ihrem Gesicht, und sie krümmte sich zusammen, die Hand auf ihren Bauch gepresst.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, fragte Rose besorgt.

Vorsichtig richtete sich Polly auf. »Kommen Sie«, sagte sie.

Die Küche war noch nicht vollständig ausgeräumt, überall standen Kisten und Körbe. Der Junge starrte gebannt in einen der Körbe und stocherte mit dem Finger darin herum. Polly griff mit beiden Händen in den Mehlkasten, und sofort stieg Staub auf, der sich auf ihre Arme legte und ihr blasses Gesicht weiß überzog.

»Hier.«

Sie reichte ihm einen in ein altes Taschentuch eingewickelten Gegenstand. Mehlstaub rieselte auf seine Schuhe, als er es aufwickelte. Ein Messer. Mit Mehl bestäubt. Rose wischte es ab.

»Es ist Blut daran, Mrs. May.«

»Er hat sich regelmäßig geschnitten.« Polly sah den Jungen an und schluckte. Sie sprach so leise, dass man es kaum hörte. »Ich weiß nicht, warum.«

»Hat er jemals ein Bajonett benutzt?«

Polly schloss die Augen und suchte Halt an der Stange des Küchenherds.

»Mrs. May, ich muss ...«

»Er kann unmöglich ein Messer in die Greek Street gebracht haben, Mr. Rose. An jenem Abend kam er aus den Abwasserkanälen direkt hierher. Das Messer steckte in seiner Tasche. Danach habe ich alle Messer weggesperrt. Und das Bajonett ...« Pollys Miene wurde sanft, als sie sich jetzt daran erinnerte. Eine immer noch hübsche Frau, dachte Rose. Kaum älter als er selbst. »Wir haben es in den Fluss geworfen. Gemeinsam. Ein paar Monate nachdem er aus dem Krieg zurückgekommen war. Wir hätten etwas dafür bekommen, wenn wir es verkauft hätten, aber er sagte, die Vorstellung, dass es auf dem Grund der Themse vor sich hin rostete, würde ihm helfen, diese schreckliche Zeit hinter sich zu lassen. Es ging ihm besser, verstehen Sie. Es ging ihm fast wieder gut.«

Wieder dieser dünne Schrei. Der Junge zog hastig die Hand aus dem Korb.

»Sie hat Hunger, Mama.«

Polly hob ein Bündel aus dem Korb und fing an, leise zu summen. Wieder ein Schrei. Polly begann ganz sanft ein Wiegenlied zu singen, das Rose nicht kannte. Jemand zog an seinem Hosenbein. Er sah hinunter und blickte in die karamellbraunen Augen des Jungen.

»Das ist meine kleine Schwester«, sagte das Kind. »Sie heißt Edith. Sie und ich, wir werden bei meinem Onkel Maurice wohnen. In Kent. Das ist auf dem Land.«

»Tatsächlich?«

Der Junge nickte.

»Mama kommt nach, sobald sie kann. Dann sind wir alle drei wieder zusammen. Drei ist eine Glückszahl, sagt Mama.« Er blickte auf das Baby, stolz und ängstlich zugleich. »Deshalb hat

das Baby auch drei Namen. Nicht bloß Edith. Edith Elizabeth Violet.«

Es regnete stark, als Rose die York Street verließ. Die beiden Burschen luden die letzten Kisten auf den wartenden Karren, aber der Bugholzstuhl stand immer noch an seinem Platz, und auf dem abgeschlagenen Schnabel des Waschkruks hatten sich ein paar Regentropfen gesammelt. Auf dem bestickten Tuch zerlief die Farbe der Seidenstickerei. Rose schlug den Kragen hoch. Den ganzen Weg den Fluss entlang, während ihm der Regen ins Gesicht peitschte, sagte er sich immer und immer wieder, streng und un-nachgiebig, dass er sich diesmal nicht abwimmeln lassen würde.

Der Polizist grummelte vor sich hin, als er die Kiste mit den Unterlagen auf den Tisch wuchtete. Die Schriftstücke, sagte er, dokumentierten nur die alltägliche geschäftliche Korrespondenz, nicht wert, sie aufzubewahren. Die Informationen, die sie enthielten, könnten von den Herren im Amt für öffentliche Bauvorhaben jederzeit bestätigt werden. Dennoch, es seien persönliche Unterlagen, und der Polizist sei nicht befugt, sie herauszugeben. Sie müssten am folgenden Vormittag in die Baubehörde zurückgebracht werden.

»Ich werde das selbst erledigen«, sagte Rose und griff nach der Kiste. »Nachdem ich sie gelesen habe.«

»Aber ... Sie können doch nicht einfach ... «

»O doch, Sie sehen ja, dass ich es kann. Ich danke Ihnen. Sie haben mir sehr geholfen.«

Der Polizist klappte den Mund auf und wieder zu, aber er machte keine Anstalten, Rose aufzuhalten. Der Anwalt klemmte sich die Kiste unter den Arm. Sie war sperrig und schwer, und er war nicht gerade kräftig gebaut. Doch als er die Treppe der Polizeiwache hinunterstieg, ihm der Regen von der Nase tropfte und in kalten Rinnsalen über den Rücken lief, war sein Gang ungewohnt leicht.

XXVII

Häftlinge erhielten kein Chloral, und so waren die ersten zwei Tage entsetzlich. Williams Herz raste, seine Gliedmaßen zuckten und ruckten in den eisernen Fesseln. Die Zunge lag ihm wie ein Wollknäuel in dem ausgetrockneten Mund. Wenn er auch nur für einen Augenblick nicht auf der Hut war, suchten ihn Schmerz und flüchtige Schreckensbilder heim, die von den Fußsohlen heraufkrochen und ihm ihren kalten schwarzen Atem ins Genick bliesen. In seinem Kopf kreischte und hämmerte es. Er wagte nicht zu schlafen. Das Scharren der Ratten im Stroh ließ ihn zusammenzucken. Die meiste Zeit saß er vornübergebeugt da, hockte auf seinem verrosteten Eimer und hielt sich den von Krämpfen gepeinigten Bauch, während ihm kalter Schweiß auf der Stirn die Haare verklebte. Keiner kam, um den Eimer zu leeren. Niemand richtete das Wort an ihn. Seine kargen Mahlzeiten wurden ihm in einem zerbeulten Blechnapf durch den Türverschlag gereicht. Anfangs hielt William es nicht aus und flehte den Wärter an, ihm eine Dosis des Beruhigungsmittels zu geben, aber er erhielt keine Antwort. Die Klappe öffnete sich, sein Essen wurde hereingeschoben, dann schloss sich die Klappe wieder. Sobald William versuchte, etwas zu sagen, wurde sie mit einem lauten Knall zugeschlagen. Dieses Ritual wiederholte sich dreimal am Tag. Das Essen bestand meist aus hartem Brot und einer dünnen, faden Suppe, aber William wartete stets begierig darauf, nicht weil er Hunger hatte, sondern weil die ihm inzwischen vertraute, schmutzige Hand mit dem Napf ein tröstlicher Anblick war. In den ersten

Tagen blieb dies sein einziger Kontakt mit einem anderen menschlichen Wesen.

Am dritten oder vierten Tag hatte ihn das Klirren der Ketten geweckt, als ein Häftling aus seiner Zelle geführt wurde. Es musste früher Morgen sein. William hatte wohl mehrere Stunden geschlafen. Sein Kopf war klar, und der pochende Kopfschmerz nur noch ein leichter Druck hinter den Augen. Wenn er sich nicht bewegte, konnte er sich fast einbilden, er sei ganz verschwunden. Sein Herzschlag ging ruhig und gleichmäßig. Er hielt sich die Hände vors Gesicht. Sie zitterten nicht mehr. Vorsichtig holte er tief Luft. Der Gestank aus dem Eimer verursachte ihm Übelkeit. Als sein Frühstück kam, rief William dem Wärter zu, er solle den Kotkübel ausleeren. Die Türklappe fiel krachend zu. Eine Stunde später wurde sie erneut geöffnet, und die vertraute derbe Hand, die abgebrochenen Fingernägel schwarz umrandet, entriegelte die Eisenklappe. William hob den Kopf von den Knien.

»Du hast Besuch.«

Polly, durchfuhr es William, und der Gedanke flammte in seiner Brust auf wie ein scharlachrotes Feuerwerk. Wie verzehrte er sich nach dem Klang ihrer süßen Stimme. Doch dann vernahm er die zaghafte Stimme eines jungen Mannes und sah durch den Schlitz eine andere Hand, die sauber war, jedoch rot und rau und knochig. Sydney Rose. Sein ihm von der Krone zur Verfügung gestellter Anwalt.

»Dann wünsch ich mal viel Glück«, hörte er den Wärter murmeln, der leise lachend verschwand. »Können Sie bestimmt gebrauchen.«

An jenem Nachmittag, als der Anwalt zum ersten Mal erschienen war, hatte William geredet, bis er heiser war. Der Anwalt erschien ihm sehr tüchtig. Aber nachdem er gegangen war, fühlte sich William wie ausgepumpt. Hundeelend. Und voller Angst.

Er hatte noch nie Angst gehabt. Die Irrenanstalt, das Gefängnis, selbst der Galgen schreckten ihn nicht. Seine Furcht galt allein ihm selbst und dem, wozu er fähig war. Er hatte geglaubt, er sei verrückt. Er hatte gewusst, dass er verrückt war. In ihm hauste ein Dämon, der sich in die dunkelsten Winkel seines Herzens verkrochen, sein Blut vergiftet, ihm Augen und Ohren versiegelt und ihm die Hände geraubt hatte, um in seinem, Williams, Namen Verbrechen unerträglichen Grauens zu verüben. Er hatte die Gewissheit in den Augen anderer gesehen – der Polizeibeamten und Ärzte und auch des Anwalts hinter seiner eisernen Maske. Sie alle starrten ihn an, und Abscheu, moralische Entrüstung und Faszination standen ihnen ins Gesicht geschrieben und ließen ihnen das Wasser im Mund zusammenlaufen. Keiner von ihnen hegte Zweifel daran, dass er Alfred England ermordet hatte.

Angekettet in seiner Zelle, schrie sein ganzer Körper nach Chloral. William hatte sich verzweifelt bemüht, die schwankenden und schwitzenden Ruinen seiner Gedanken zu glätten, aber sie entglitten ihm und zerbröselten ihm zwischen den Fingern. Die Erinnerungen würden zurückkehren, sagte er sich immer wieder und beschwor sich, daran zu glauben. Wenn er einen Menschen getötet hätte, würde er sich doch daran erinnern. In Inkerman hatte er einen Mann, sogar zwei Männer umgebracht. Die Russen hatten sich im dichten Nebel an sein Zelt herangeschlichen und ihre Bajonette durch die Zeltwand gestoßen. Der Ingenieur neben ihm war mit einer Klinge im Hals aufgewacht. Schlaftrunken war William in der Unterwäsche hinausgetorkelt und hatte einem russischen Soldaten, der am Boden kauerte, um seine Muskete zu laden, das Bajonett zwischen die Schulterblätter gestoßen. Später, viel später hatte er noch einen Mann getötet, aber da hatte das blutige Gemetzel des Kriegs bereits alles bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, so dass das Töten fast schon alltäg-

lich erschien. Beim ersten Mal war es anders gewesen. William erinnerte sich noch genau an jede Einzelheit. An den Ruck in seinen Schultern, als er das Bajonett hob, den dumpfen Schlag, als er es dem Mann durch den grauen Soldatenmantel stieß, den zuckenden Rücken des Mannes, das Gurgeln in seinem Hals, die Kraft, die es kostete, die Klinge wieder herauszuziehen, und das Blut, das wie eine Blume auf dem groben Stoff erblühte, während der Russe in den Schlamm sank, das schmale, gewöhnliche Gesicht vor Erstaunen verzerrt, die schrundigen Lippen geöffnet. Er sah nicht anders aus als Tausende britische Soldaten. William hatte sich übergeben müssen, voller Hast, während er sich bückte, um die Klinge seines Bajonetts an einem Grasbüschel abzuwischen. Um ihn herum Schreie und Flüche – Geräusche, die durch den Nebel zu ihm drangen. Blindwütig hatte William dem Mann sein Bajonett immer und immer wieder in die Brust gestoßen. Blut rann zwischen seinen Fingern. Als er jetzt daran dachte, drehte sich ihm der Magen um, und er grub die Fingernägel tief in die Handteller, um die Bilder aus seinem Kopf zu verbannen. Er konnte England nicht getötet haben, beschwor er sich immer und immer wieder. Er würde sich daran erinnern.

An dem Tag, als der Anwalt kam, lagen seine Gedanken zum ersten Mal klar und deutlich vor ihm, ohne dass sie ihm zwischen den Fingern zerrannen. Zart wie sie waren, behielten sie dennoch ihre Form und trugen die zaghaften Konturen von einer Art Gewissheit. In der Irrenanstalt hatte das Chloral seine Sinne gedämpft, seine Gedanken und seinen Appetit unterdrückt. Jetzt krampfte sich ihm vor Hunger der Magen zusammen, doch dadurch erwachte sein betäubtes Gehirn und ließ Licht herein. Und damit auch die Angst. Zum ersten Mal, seit man ihn auf das Schiff gebracht hatte, wusste er, dass er nicht sterben wollte. Er sehnte sich danach, sich frei und ungehindert

zu bewegen, saubere Luft zu atmen und sich den verkrusteten Dreck vom Gesicht zu waschen. Er dachte an Polly und seinen kleinen Sohn, und in seiner Sehnsucht verdrehte er die Ketten an Händen und Füßen, so dass ihm die Fesseln mit ihren harten Kanten an den Schienbeinen und Handgelenken in die Haut schnitten. Das Metall war zwar zu stumpf, um blutige Wunden hervorzurufen, aber der Schmerz, den es verursachte, beruhigte ihn.

Er hatte Rose gebeten, am nächsten Tag wiederzukommen. Den ganzen Vormittag wartete er, breitete seine Erinnerungen vor sich aus und besah sie sich ganz genau – so wie in den Tagen nach dem Mord, als er alles in sein Notizheft geschrieben hatte. Diesmal hatte er kein Papier und keine Tinte, aber als er sein Gedächtnis durchstöberte, mit aufmerksam geneigtem Kopf, legte er für jeden Geräuschfetzen, den er erinnerte, einen Strohalm neben sich auf den Boden. Als die Bilder aus dem Krimkrieg übermächtig zu werden drohten und er das dumpfe Geräusch eines ins Fleisch eindringenden Messers zu hören meinte, wischte er sie beiseite. Er musste sich einzig und allein auf jenen Abend konzentrieren. Irgendetwas musste er vergessen haben. Etwas, das in diesen Geräuschhülsen, dem Scharren und Platzen, dem Glucksen und Stöhnen verborgen lag. Etwas, an das er anknüpfen konnte.

Ein paar Stunden nachdem die Hand des Wärters seinen Blechnapf herausgezogen hatte, hörte William Schritte draußen im Flur. Sie waren leichter als die der Gefängniswärter und eiliger. William spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten. Einen Augenblick später ging die eiserne Klappe auf. Es war Rose. Diesmal verschwendete der Anwalt keine Zeit mit Höflichkeiten.

»Ich glaube, wir haben da etwas«, stieß er hervor. »Es reicht zwar noch nicht aus, aber es ist besser als gar nichts. Es könnte Ihren Hawke belasten.«

William schrie unwillkürlich auf. Er starrte dem Mann hinter der Klappe in die Augen und meinte für einen kurzen Moment, das Herz würde ihm zerspringen und seinen Brustkorb mit warmem, klebrigem Blut überfluten. Ihm war so schwindelig, dass er glaubte, das Bewusstsein zu verlieren.

»Ich ...«, stammelte er.

»Der Vertrag, von dem Sie gesprochen haben – ich hab ihn gefunden.«

Es hatte bis vier Uhr in der Nacht gedauert. In den kalten, stillen Stunden nach Mitternacht hatte sich Rose systematisch durch die Schriftstücke in der Kiste gearbeitet, die er vom Polizeirevier mit nach Hause genommen hatte. Ein Großteil der Dokumente bestand aus den üblichen Geschäftspapieren einer Ziegelei, und Rose wurde ganz wirr im Kopf vor lauter Zahlenreihen: Tunneldurchbruch 6 s. 6 d. pro Kubikmeter; Portlandzement 13 s. pro Kubikmeter; Backsteine £ 14 pro Rute; Mauerziegel 35 s. pro tausend Stück; Tagelöhner 3 s. 6 d. Wenn irgendwo in dieser Berechnung ein Geheimnis lag, so blieb es Rose verborgen. Erst ganz unten in der Kiste war er auf die Verträge gestoßen. Es war ein dicker Stapel, mit einer Schnur zusammengebunden, der in einem lederbraunen Umschlag steckte. Die meisten Verträge lauteten auf unbedeutende Beträge, betrafen Vereinbarungen mit Bauspekulanten und den einen oder anderen kleinen Auftrag von einer Kirchengemeinde. Die meisten waren mehr als ein Jahr alt. Nur einer datierte vom Dezember 1859 – der Vertrag über eine Backsteinlieferung an die Baubehörde durch den Vertragsnehmer Alfred England von der Firma England & Son in Battersea. Versehen mit Hawkes Unterschrift, dicht gedrängten schwarzen Krakeln, und mit Englands Unterschrift, breiten, weit ausschwingenden, kindlich anmutenden Buchstaben. Da, wo May hätte unterschreiben sollen, war nur ein Kreuz mit Bleistift, so fest aufgedrückt, dass die Mine das Pa-

pier durchstoßen hatte. Rose hatte das Blatt so lange angestarrt, um ihm sein Geheimnis zu entlocken, bis die Worte ihren Sinn verloren.

»Mr. Rose, o mein Gott ...«

»Ich habe auch Ihr Messer«, fuhr Rose fort. »Man kann mit Fug und Recht davon ausgehen, dass die Waffe, die man in Ihrem Büro gefunden hat, dort versteckt wurde, um Sie zu belasten. Aber das ist nur ein Indiz. Vor Gericht kommen wir damit nicht durch. Wir brauchen mehr. Einen Beweis, dass unser Mann zur Tatzeit in den Abwasserkanälen war. Etwas Handfestes.«

Ganz langsam hob William die Hände ans Gesicht und verharrte so mehrere Minuten. Dann hob er den Kopf. Seine Augen glänzten, ob vor Hoffnung oder von Tränen, konnte Rose nicht sagen.

»Sie glauben mir, dass ich ihn nicht getötet habe«, flüsterte William.

Es war keine Frage, und Rose gab keine Antwort. »Wir haben nicht genügend in der Hand, um die Geschworenen zu überzeugen«, sagte er. »Ich möchte, dass Sie Ihre ganze Geschichte noch einmal durchdenken. Jede Einzelheit.«

Wieder schlug William die Hände vors Gesicht. Seine rissigen Lippen berührten die Handflächen, und er spürte seinen heißen Atem zwischen den Fingern. Das in seiner Brust rauschende Blut kühlte sich ab und floss wieder in ruhigen Bahnen. Er brauchte keine Angst zu haben. Die Narbenwülste auf seinen Unterarmen brannten. Es galt, die Fassung zurückzugewinnen. Er biss sich auf die Lippen, drückte die scharfen Kanten seiner Schneidezähne mit solcher Gewalt in das spröde Fleisch, dass es blutete. Er leckte die Lippen ab und kostete den vertrauten metallischen Geschmack auf der Zungenspitze. Auch seine Zunge würde bluten, wenn er nur fest genug daraufbiss. Das war nicht notwen-

dig, noch nicht. Aber der Gedanke beruhigte ihn. Das Dröhnen in seinen Ohren verklang. Behutsam nahm er die Strohhalme, die er auf den Boden gelegt hatte, und während er sie in Stücke riss, als könnte er ihnen damit ihr Geheimnis entlocken, zwang er sich, sich zu erinnern.

Als er mit seinem Bericht fertig war, blickte er hoch. Die Augen hinter der Eisenklappe wandten sich ab.

»Das reicht nicht, oder.«

Auch das war keine Frage.

»Mit einer Verteidigung vor Gericht verhält es sich genauso wie mit Ihren Abwasserkanälen«, sagte Rose leise. »Gut konstruiert, kann sie jedem Angriff widerstehen, wie unangenehm er auch immer ist. Wenn aber ein Backstein verwittert, nicht stark genug gebrannt oder falsch eingepasst ist, besteht die Gefahr, dass alles in sich zusammenstürzt. Und wenn Sie nicht genügend Backsteine haben ...«

Backsteine. Das Schaben von Backstein auf Backstein. Es hatte etwas zu bedeuten, dieses Geräusch. Es hatte eine Gestalt und war ihm so vertraut wie das Klirren von Metall und das Geräusch tropfenden Wassers in seiner Kindheit, das den Waschtage ankündigte. Noch lange nachdem seine Mutter gestorben war, dachte er, sobald er das Geräusch einer Mangel hörte, es wäre Montag. Genauso weckte dieses Geräusch bestimmte Gerüche und Gefühle in ihm. William schloss die Augen. Das Schaben von Backstein auf Backstein. Das Gewicht des Messers in seiner Hand. Der Geschmack von Blut in seinem Mund. Ein kalter, feuchter Geruch in seiner Nase. Dunkelheit. Ein Zusteichen. Ein weißes Gesicht, Augen wie dunkle Höhlen. Nein, nein, nicht das. Die Tunnel. Die Dunkelheit in den Tunneln. Das herrliche Pochen des schmerzenden Arms. Scharfe Umrisse, fest und kühl die Hände, das Gesicht und das Herz, absolute Gegenwart. Klarheit. Frieden. William stieß einen Schrei aus, keuchend vor

plötzlichem brennendem Verlangen. Verzweifelt versuchte er, diese Gefühle zu umklammern und festzuhalten, aber sie waren bereits verschwunden, Schatten, die sich im Licht auflösten. Er tastete mit den Zähnen die wunden Stellen auf seinen Lippen ab und schmeckte das warme Blut.

»Mr. May?«, fragte Rose besorgt durch den Schlitz. »Fühlen Sie sich nicht gut? Möchten Sie einen Schluck Wasser?«

William schlug die Augen auf. »Er hat etwas versteckt«, sagte er. »Er hat etwas versteckt.«

»Wer? Hawke?«

»Ja. Er hat etwas versteckt. In der Mauer.«

»Tatsächlich? Und was?«

»Ich weiß nicht. Aber ich weiß, dass er es getan hat. Ich ... ich habe auch immer Dinge versteckt. Die Backsteine waren morsch. Man konnte sie leicht herausziehen. Dort unten konnte man etwas verstecken und sicher sein, dass niemand es je finden würde.«

»Dann meinen Sie also ...«

»Er hat dort unten etwas versteckt. Etwas Wichtiges vielleicht. Etwas, das niemand entdecken sollte.«

»Die Waffe?«

»Vielleicht.«

»Dokumente?«

»Ich weiß nicht.«

»Aber irgendetwas?«

»Ja, irgendetwas.«

»Und Sie sind sicher?«

»Ganz sicher.«

Rose hatte das Gesicht so fest an die Eisentür gepresst, dass ihm die Nase wehtat.

»Und Sie können mir sagen, wo?«

William nickte. »Die Vorarbeiter, sie kennen die Tunnel ...«

»Und die würden mich hinführen?«

»Vielleicht. Wenn Sie dafür bezahlen.«

»Bezahlen. Ja.«

Es war nur ein Hoffnungsschimmer. Aber der Prozess war für folgenden Montag angesetzt, und er hatte nur noch ein paar Tage Zeit. Und mit dem Wenigen, was er hatte, konnte er Hawke nicht entgentreten. Aber wenn da unten tatsächlich etwas war, würde das alles ändern. Es reichte vielleicht nicht aus, Hawke des Mordes zu beschuldigen, aber darauf kam es gar nicht an. Es ging darum, die Beweismittel der Anklage so sehr in Zweifel zu ziehen, dass die Geschworenen gezwungen waren, May freizusprechen. Dann wäre er, Rose, derjenige, der den Geisteskranken freibekommen hatte. Dann würde man ihn ernst nehmen, selbst sein Vater und dessen Jagdgenossen, die von Tätigkeiten in der Stadt wenig hielten, außer dass sie vielleicht eine probate Einnahmequelle abgaben, in Zeiten, da es finanziell ein wenig eng wurde. Wenn Rose einen Freispruch erwirkte, würden sie Notiz von ihm nehmen. Sie würden mit ihren roten Fingern auf seinen Namen in ihren Journalen deuten. Dann hätte er es geschafft. Da geht er, würden sie sagen, wenn er auf dem Weg zum Old Bailey in einem neuen Anzug durch den Temple-Bezirk schritt. Da geht der berühmte Anwalt, der einen aussichtslosen Fall erfolgreich verteidigt hat. So einen wie ihn hat es noch nie gegeben, würden sie sagen. Wenn eins sicher ist, dann dies: Sydney Rose, Anwalt der Krone, ist der geborene Jurist.

William hustete, ein Krampf, der ihn schüttelte und die Ketten an seinen Füßen scheppern ließ. Das Geräusch riss Rose aus seinen Träumereien. Stolz ist eine Sünde, wies er sich scharf zurecht und errötete im Bewusstsein seiner Lächerlichkeit. Er hörte aufmerksam zu, was May ihm sagte, und machte sich ausführliche Notizen. Aber immer noch erfüllte ihn prickelnde Erwartung und jagte ihm einen freudigen Schauer über den Rü-

cken. Hab keine Angst davor, sagte er sich, diesmal gnädiger sich selbst gegenüber. Wenn du aufgibst, lieferst du wissentlich einen Mann an den Galgen – einen Mann mit Frau und zwei Kindern, der womöglich unschuldig ist. Hab keine Angst vor der Hoffnung.

XXVIII

Die Antwort sei nein, sagte der Vorarbeiter und zuckte mit den massigen Schultern. Er könne seinen Arbeitsplatz nicht aufs Spiel setzen, so wahr er hier stehe. Seit sich herumgesprachen habe, dass man die Leiche des Ziegeleibesitzers aus den Tunneln herausgezogen habe, gebe es jede Menge Leute, die sich dort unten umsehen wollten, vorwiegend Zeitungsfritzen natürlich, denen die Nase juckte wie Spürhunden. Und dann noch diese Schnüffler, die stets zur Stelle seien, wenn etwas ganz besonders Schauerliches geschehen war. Rose sei nicht der Erste, der um eine Führung bitte, bei weitem nicht. Man habe mit allen Tricks versucht, ihn und seinen Trupp herumzukriegen, und ihnen Geld angeboten, ziemlich viel sogar. Aber sie ließen sich auf nichts ein. Sie stünden jetzt im Dienst des Amts für öffentliche Bauvorhaben und seien niemand Geringerem als dem Parlament Rechenschaft schuldig, und die Vorschriften des Bauamts seien klar und deutlich: Ohne ausdrückliches Einverständnis der Behörde dürfe niemand in den Untergrund. Wenn Rose von Mr. Grant oder Mr. Lovick eine schriftliche Erlaubnis hätte, läge die Sache natürlich anders. Dann würde der Vorarbeiter ihn gern durch das Kanalnetz in seiner ganzen Länge und Breite führen. Aber ansonsten bedaure er sehr. Vorschrift sei Vorschrift.

»Aber verstehen Sie denn nicht, ich muss heute, allerspätestens morgen runter«, beharrte Rose und wühlte unbeholfen in seinen Taschen nach Münzen. »Ein Menschenleben hängt davon ab.«

Der Vorarbeiter runzelte die Stirn. Wieso und weshalb Rose in die Abwasserkanäle wolle, interessiere ihn nicht, gab er scharf

zurück. Er habe es ihm schon einmal gesagt und wiederhole es gern: Ohne offizielle Erlaubnis könne niemand die Tunnel betreten. Für ihn sei die Sache damit erledigt. Und jetzt müsse er wieder an die Arbeit. Damit griff er nach einer Laterne und machte sich an der Blende zu schaffen.

»Werden Sie hingehen?«, fragte Rose unvermittelt. »Um zuzuschauen, meine ich. Wenn er gehängt wird.«

Der Vorarbeiter verzog verlegen das Gesicht. »Weiß nicht. Vielleicht. Hab noch nicht drüber nachgedacht.«

»Aber Sie kannten ihn?«

»Klar«, erwiderte der Vorarbeiter.

»Und was hatten Sie für einen Eindruck von ihm?«

Der Vorarbeiter zuckte die Achseln. »Weiß nicht. War von der schweigsamen Sorte. Höflich.« Er schüttelte nachdenklich den Kopf. »Blieb immer für sich. Hat sich in den Tunneln wohl gefühlt wie 'ne Ratte. Manchmal war's'n richtiger Kampf, ihn wieder rauszukriegen, so hat er sich da eingenistet. Hätt nie geglaubt, dass er zu so was fähig ist, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehn hätt, wie er da völlig aus dem Häuschen war und um sich geschlagen hat wie ...« Er sah Rose an, der ihm ermunternd zunickte. Doch plötzlich verstummte der Vorarbeiter. Rose wartete, aber der Mann sagte nichts mehr, sondern fixierte nur die Laterne auf seinem Schoß.

»Er meint, da unten ist etwas versteckt«, sagte Rose schließlich sehr leise. »Ein Beweisstück, das ihn entlastet. Wenn man es nur finden würde.«

Der Vorarbeiter blieb stumm.

»Es wäre schrecklich, wenn sie den Falschen hängen würden«, murmelte Rose. Die Worte senkten sich sachte wie Staub herab. Ganz langsam begann er seine Sachen zusammenzusuchen, setzte sich den Hut auf, zog die Handschuhe an und griff nach seinem Regenschirm.

Der Vorarbeiter nagte an den Lippen, die Laterne vor sich auf den Knien.

»Trotzdem, Vorschrift ist Vorschrift«, murmelte Rose wie zu sich selbst. »Vorschrift ist Vorschrift.« Er lüpfte zum Abschied den Hut, nahm seine Aktenmappe mit den Dokumenten und schritt zur Tür.

»Ich kenn einen, der könnt's machen.« Die Stimme des Vorarbeiters klang barsch. »Natürlich nur gegen Bezahlung.«

»Wo finde ich ihn?«

Der Vorarbeiter nannte eine Taverne in einer der Straßen nördlich des Regent Circus.

»Fragen Sie einfach. Alle kennen ihn.«

»Und wie heißt er?«

Der Vorarbeiter zuckte die Achseln. »Man nennt ihn nur den Langarmigen Tom.«

Am Ende der Gasse in St. Giles blieb der Junge stehen und wies mit seiner schmutzigen Hand in eine Richtung. Er könne ihn nicht weiter begleiten, aber wenn Rose nach links abböge und dann stracks nach rechts, käme er direkt zum East Court. Dann verschwand der Junge. Obwohl es noch längst nicht dunkel war, herrschte eine geradezu unheimliche Stille. Rose begegnete keiner Menschenseele, als er durch die aufgeweichten Straßen stapfte, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Eine so elende Gegend hatte er noch nie gesehen. Die Gasse war kaum mehr als eine Furche zwischen den Häusern, erfüllt vom widerwärtigen Geruch nach Schmutz und Exkrementen. Die Häuser waren baufällig, die zerbrochenen Fensterscheiben mit Stoffetzen und Papier notdürftig geflickt, die zersplitterten Haustüren hingen schief in den Angeln. Farblose Lumpen baumelten an Wäscheleinen über seinem Kopf und verdeckten das bisschen Himmel zwischen den Häusern. Die Straße war knöcheltief mit Abfall

und verrottendem Gemüse übersät und voller Pfützen. Mehr als einmal stolperte Rose über einen Müllhaufen und musste husten, als ein erstickender Geruch daraus hochstieg. In den Abwasserkanälen konnte es nicht schlimmer sein. Die ärmlichen Häuser schienen sich Bettlern gleich über ihn zu beugen, und ihre stinkenden Ausdünstungen brannten ihm heiß im Nacken. Nirgendwo ein Mensch, nur düstere Torwege und niedrige Bogengänge mit bedrohlich lauernenden Schatten. Rose schluckte, den Blick starr geradeaus gerichtet, trotzdem sah er links und rechts Augen aufblitzen, ein Messer oder eine Würgschraube blinken. Er beschleunigte seinen Schritt. Ihm war übel, und sein Speichel schmeckte bitter. Reiner Wahnsinn, sich allein und schutzlos hierher zu wagen. Das hatte ihm auch der Wirt des Black Badger zu verstehen gegeben, als er ihm seinen Gehilfen als Begleiter anbot. Er wolle nicht, dass er sein Ziel verfehle, hatte er gesagt und dabei den Kopf geschüttelt, während er Roses gebügelten Anzug und seine glänzenden, wenn auch schmutzverkrusteten Lederschuhe musterte. Er hoffe, Tom stecke nicht in der Klemme, hatte er gesagt und Rose dabei neugierig angesehen. Als Rose ihm seine Karte überreichte, fuhr er sich mit der Zunge über den breiten Mund, als wollte er sich die Reste der Bratensoße vom Mittagessen ablecken. Ein Anwalt sei er also. Sehr interessant. Er, der Wirt, sei noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Und er gebe gewiss kein Geheimnis preis, wenn er ihm sage, dass Tom im East Court zu finden sei, linker Hand, wenn man vor dem Eingang stand, im zweiten Stock.

Der Eingang zum Hof war nur ein Spalt zwischen zwei Häusern, die sich bedrohlich aneinander lehnten, mit Mauern schwarz von Ruß und Verfall. Nicht breiter als ein Wäscheschrank, und wenn Rose die Arme ausbreitete, konnte er die beiden Türen rechts und links gleichzeitig berühren. Der Eingang ähnelte mehr einem schmalen Felsspalt als dem Zugang

zu menschlichen Behausungen. Der Gestank nach Kanalisation und Körperausdünstungen raubte ihm den Atem. Rose hatte den unbändigen Wunsch wegzulaufen, von hier zu verschwinden, so schnell er konnte, aber etwas hielt ihn fest. Es war nicht so sehr der Entschluss zu erledigen, was er sich vorgenommen hatte, als vielmehr die Befürchtung, dass sich, wenn er losrannte, das Netz aus Gassen und Sträßchen um ihn zusammenzöge und er, so sehr er sich auch anstrenge, nie mehr herausfände. Er ballte die Faust und schlug mit aller Kraft an die Tür. Dann rief er, zaghaft in der dunklen Stille des Hofes, Toms Namen.

Durch das zerbrochene Fenster konnte Tom die Hutkrempe des Mannes sehen. Leise fluchend wartete er ab. Der Mann rief erneut seinen Namen. Es war eine helle, beinahe mädchenhafte Stimme, scheppernd wie ein Löffel in einem Blechnapf. Sie klang nicht wie die eines Polizisten, so viel stand fest. Tom spähte durch das Fenster. Plötzlich schob der Mann seinen Hut in den Nacken und blickte nach oben, und schnell duckte sich Tom ins Dunkel. Er war größer als Tom, unverkennbar, aber trotz seiner feinen Klamotten sah er aus wie ein Hungerleider. Wenn er dem Scheißer auf den Hut spuckte, bräche der unter der Wucht zusammen, garantiert.

»Bitte«, flehte der Mann und hämmerte erneut an die Tür. »Bitte, wenn Sie da sind, kommen Sie runter. Mr. Harker, der Vorarbeiter, schickt mich. Er meint, Sie könnten mir helfen.«

Tom stutzte. Harker war ein anständiger Kerl gewesen, bevor er sich vom Staat hatte ködern und sich den Kopf mit Regeln und Vorschriften zukleistern lassen. Tom kannte ihn schon seit gut zwanzig Jahren. Obwohl Harker jetzt im Dienst des Amtes für öffentliche Bauvorhaben stand, hatte er es nie darauf angelegt, Tom in Schwierigkeiten zu bringen.

»Ich bezahle Sie auch dafür. Tom? Hören Sie mich? Nennen Sie Ihren Preis. Sie sind meine letzte Hoffnung. Tom?«

Die Stimme klang jetzt verzweifelt, beinahe jämmerlich. Tom spähte hinunter in den Hof. Der Mann hob die Faust, um ein letztes Mal an die Tür zu schlagen, aber bevor seine Hand das Holz berührte, ließ er sie sinken. Er sah noch einmal zum Fenster hoch, machte kehrt und quetschte sich mit eingezogenen Schultern durch den Mauerspalt. Im aufgeweichten Boden waren seine Fußspuren das Einzige, was von ihm blieb.

Tom schlüpfte auf der Rückseite des Hauses hinaus und stellte sich dem Gentleman am Ende der Gasse in den Weg. Bei Toms Anblick zuckte der Mann zusammen und hielt sich die Hand vor den Mund. Seine Hände waren rot, seine Lippen jedoch aschfahl, und die Augen traten ihm fast aus dem Kopf. Er sah Tom an, als würde er vor Angst gleich zu weinen anfangen.

»Sie suchen den Langarmigen Tom, stimmt's?«, fragte Tom.

Der Mann schluckte, die Miene vor Furcht erstarrt.

»Is'n Freund von mir«, sagte Tom leichthin. »Und da dachte ich, ich könnt ihm vielleicht was ausrichten.«

»Ein Freund?«, brachte Rose stotternd heraus.

Tom nickte. Rose schluckte erneut und versuchte zu lächeln. Seine roten Hände zitterten. »Ein Freund. Das ... das ist ja ... wunderbar. Könnten ... könnten Sie mich zu ihm bringen?«

Tom zuckte die Achseln. »Schon möglich. Kommt drauf an, was Sie von ihm wollen. Hat Ärger, nicht?«

»Du meine Güte, nein, absolut nicht.« Rose schüttelte heftig den Kopf. »Überhaupt nicht. Ich möchte ihn nur ... ich brauche seine Hilfe. Natürlich würde ich ihn dafür bezahlen.«

»Was für eine Hilfe?«

»Ich fürchte, das muss zwischen Ihrem Freund und mir bleiben.«

»Aber Sie würden ihn bezahlen.«

»Natürlich. Ich bezahle Sie auch, wenn Sie mich zu ihm bringen.«

Tom dachte einen Augenblick nach. »In welcher Branche arbeiten Sie?«, fragte er.

»Ich ... ich bin Anwalt.«

Selbst in dem fahlen Licht bemerkte Rose das Misstrauen in den Augen des alten Mannes.

»Ihr Freund ist nicht in Schwierigkeiten«, wiederholte er. »Das schwöre ich. Der Fall, den ich vertrete, hat nicht das Geringste mit ihm zu tun. Man hat mir gesagt, er könne mir helfen, das ist alles.«

Tom musterte ihn genauer, taxierte ihn. Ein Anwalt. Ob das stimmte? Der Vertrag mit dem Captain wog schwer wie ein Backstein in seinem Jackensaum.

»Sie sehen gar nicht aus wie ein Anwalt.«

»Aber ich bin einer, und zwar in einer hoch angesehenen Kanzlei.«

»Sind Sie allein hier?«

Rose wurde unbehaglich zumute. Er nickte.

»Ganz allein«, meinte Tom nachdenklich und schüttelte den Kopf. »Wie kann sich ein so feiner Herr wie Sie nur auf eigene Faust in dieses Viertel wagen? Manch einer, der hier rumspazierte, ist nie wieder rausgekommen. Ein Mann von Ihrem Beruf sollte es eigentlich besser wissen. Trotzdem, für mich ist es ein Glücksfall, könnte man sagen. Sie sind also Anwalt? Wer hätte das gedacht?«

Tom lächelte in sich hinein und entblößte dabei seine schwarzen Zahnstummel. Das Weiße in seinen Augen glänzte in der hereinbrechenden Dämmerung.

In den Schatten ringsum lauerte Gefahr. Rose schluckte den bitteren Speichel hinunter. »Danke.« Seine Stimme klang schrill, als er eine halbe Krone aus der Tasche zog. Er könnte sich umdrehen und losrennen, ging es ihm durch den Kopf, aber es war inzwischen so dunkel, dass die Gassen sich wie Schorf auf einer

Wunde geschlossen halten. Er saß in der Falle. Vor Angst war ihm ganz schwindelig. »Sie haben mir sehr geholfen. Wenn Sie mich jetzt vorbeilassen ...«

Der alte Mann wich keinen Schritt zur Seite. Er spuckte auf die Münze und rieb sie dann kräftig an seinem zerschlissenen Jackenärmel ab. Zufrieden ließ er sie in seine Tasche gleiten.

»Ich dachte, Sie wollten zu Tom?«

»Ich ...«

»Sonst hätten Sie die halbe Krone doch umsonst hergegeben.«

Es war dieses Augenzwinkern, das Rose beruhigte. Jemand konnte einem doch nicht so fröhlich zuzwinkern und im nächsten Moment den Hals umdrehen. Das jedenfalls war die Erklärung, die Rose später fand. In dem Moment aber war er schier besinnungslos vor Angst, als er Tom durch ein Gewirr von Gassen auf eine breitere Straße folgte, wo die rote rußende Flamme einer alten Talglampe eine schäbige Pension erleuchtete. Auf einer Decke vor dem Haus, in Schmutz und Lumpen gehüllt, kauerte eine Familie um eine Ansammlung staubiger Flaschen und Eisenketten. Eltern und Kinder starrten Rose mit trübem Blick an, als er über sie hinwegstieg. Eines der jüngeren Kinder wimmerte und streckte die Hand nach Roses Mantelsaum aus, zog aber den Kopf ein, als Tom knurrte und ausholte, als wollte er ihm mit seiner gebogenen Stiefelspitze einen Fußtritt verpassen. Nach ein paar Schritten duckte sich Tom unter einen niedrigen Eingang, dessen schwere Holztür von einem Lederriemen offen gehalten wurde. Nach kurzem Zögern folgte ihm Rose. Die Taverne war düster und still, und auf dem mit Sägemehl bestreuten Boden standen nur wenige einfache Tische und Bänke. Über die Decke zog sich ein Netz aus graugrünem Schimmel. Tom schwang ein Bein über einen niedrigen Schemel in einer Ecke und machte eine Geste zu Rose, sich ebenfalls zu setzen. Aber Rose blieb stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

»Ich nehme an, wir werden Tom hier treffen«, sagte er grimmig.

»Richtig.«

Rose sah sich um. In der Taverne saßen nur ein paar Männer, die meisten allein. Sie hatten aufgeblickt, als er eingetreten war, wie Kühe, die einen Fremden auf einer Wiese anglotzen, aber jetzt senkten sie den Kopf erneut über ihr Glas und tranken, während sie in dumpfer Starre vor sich hin brüteten.

»Also. Wer von denen ist es?«

»Er sitzt vor Ihnen.«

»Aber ...«

»Man kann nie vorsichtig genug sein.«

Rose stutzte. Er hatte keine Ahnung, ob der alte Mann die Wahrheit sagte. Aber vielleicht spielte das gar keine Rolle. Das Einzige, was zählte, war, dass er in die Tunnel gelangte. Eine Frau mit einem kantigen, geröteten Gesicht und einer schmutzigen Schürze brachte Krüge mit Porterbier. Tom nickte Rose zu, der ein paar Münzen in die ausgestreckte Hand der Frau fallen ließ.

»Nun gut«, meinte Rose zögerlich.

»Vielleicht können wir uns gegenseitig helfen«, erwiderte Tom.

»Mag sein.«

»Also, was wollen Sie?«

Rose beschränkte sich auf die allernotwendigsten Erklärungen. Ein Mord war geschehen. Tom hatte wahrscheinlich davon gehört. Ein Gentleman, ermordet in den Abwasserkanälen. Tom zuckte die Achseln, aber in seinem Kopf schrillten sämtliche Alarmglocken. Als Rose mit seiner Geschichte fertig war, hatte Tom regelrecht Magenkrämpfe. Der Anwalt hatte den Captain mit keinem Wort erwähnt. Doch es gab eine Chance, dass der Captain nicht ungeschoren davonkam, und zwar wenn der Verrückte freigesprochen wurde. Die Vorstellung, den Captain in Schwierigkeiten zu bringen, war so verlockend wie der Geruch

von Roastbeef. Aber ihm waren die Hände gebunden. Der Anwalt hier, der wusste, wie er, Tom, aussah und wo er wohnte – das war zu gefährlich. Viel zu gefährlich.

»Ich glaub, ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Tom achselzuckend. »Ich geh nämlich nicht mehr in die Tunnel. Schon seit Jahren nicht mehr. Is ja verboten heutzutage.«

»Aber es muss doch Mittel und Wege geben, um hinunterzukommen. Legal oder nicht. Ich bezahle Sie dafür.«

Tom schüttelte entschieden den Kopf. »Unmöglich, nicht jetzt, wo sie die Flussschleusen zugemacht haben.«

»Dann ...«

»Tja, so isses. Da is nix zu machen.«

Rose sah den alten Mann einen kurzen Moment flehentlich an. Dann stieß er Luft aus – geräuschvoll wie der Ballon in Cremerne, wenn er heruntergelassen wurde – und starrte unglücklich vor sich auf den Tisch.

Tom nahm ungeduldig einen Schluck Bier. »Aber Sie könnten was für mich tun«, sagte er schnell. »Wo Sie schon mal hier sind.« Er tastete nach seinem Jackensaum. »Hab hier ein rechtliches Dokument, 'nen Vertrag. Weiß nur nicht genau, wie ich kriegen kann, was mir zusteht.«

Rose ließ seine Finger niedergeschlagen über ein Astloch in der Tischplatte gleiten.

»Hier.« Tom entfaltete das Schriftstück und schob es ihm hin.

Rose presste die Finger auf die Augen. Kopfweh kündigte sich an, und der Schmerz zog den Nacken hinunter bis zu den Schultern. Als er die Augen schließlich wieder aufschlug, blickte er gleichgültig auf das Dokument vor ihm.

»Was zum ...?« Rose starrte das Schriftstück mit offenem Mund an. »Wo um alles in der Welt haben Sie das her?«

»Es ist nicht mehr als das, was mir zusteht«, gab Tom rechtfertigend zurück. »Ich hab jemand 'nen Hund verkauft, das is alles.«

Und jetzt will er nicht zahlen, was hier in dem Vertrag steht, also will ich meinen Hund zurück. Mehr nicht.«

Rose runzelte die Stirn. »Das ist ein Vertrag für die Lieferung von Sand.«

»Nein, es geht um 'nen Hund. Dafür hab ich 'nen Zeugen. Hier, sehen Sie ...«

»Fünf Tonnen Sand zur Herstellung von Zement. An das Amt für öffentliche Bauvorhaben, datiert vom 12. Dezember 1858. Bezeugt von einem Mr. Badger.«

Rose deutete auf die Stelle mit Brasseys Unterschrift.

»Aber... Brassey – mein Gott, dieses verlogene Schwein ...«

Rose hörte ihm jedoch gar nicht zu. Er kramte in seinen Manteltaschen und holte ein anderes Schriftstück heraus, das er neben Toms Dokument auf den Tisch legte.

»Das ist er. Derselbe Briefkopf, sehen Sie? Und dieselbe Unterschrift, hier. Die Namen sind verschieden, aber ...« Rose sah Tom eindringlich an. »Wem, sagen Sie, haben Sie Ihren Hund verkauft?«

»Hier nennen ihn alle den Captain. Wie er wirklich heißt, weiß ich nicht.« Tom räusperte sich. »Ich kenn ihn ja kaum.«

Rose legte die Papiere so übereinander, dass sich die Unterschriften fast überlappten. Seine Augen leuchteten. »Er hat mit dem Namen Smith unterschrieben. Aber die Handschrift ist dieselbe, unverkennbar.« Rose deutete auf das Blatt. »Wie die Buchstaben nach hinten kippen, die Schnörkel beim ›m‹ hier und hier beim ›w‹. Er hat Sie um Ihren Hund betrogen, er und dieser Mr. Badger.«

»Hab ich doch gesagt, oder nicht?«

»Nun«, meinte Rose triumphierend und packte den alten Mann am Ärmel. »Sie wollen Ihr Geld, nicht wahr?«

»Hätt lieber meinen Hund zurück«, murmelte Tom.

»Tatsächlich?«

Tom runzelte die Stirn angesichts der überraschten Miene seines Gegenübers und entwand sich seinem Griff.

»Nun gut«, sagte Rose hastig. »Dann eben den Hund. Aber wenn ich Ihnen helfen soll, muss ich alles wissen. Sie müssen mir alles erzählen, was Sie über den Mann wissen, den Sie Captain nennen. Sein richtiger Name ist übrigens nicht Smith. Er heißt in Wirklichkeit Hawke.«

XXIX

Es war Ebbe. Tom watete im Kanal bis zu der Nische, wo er sich im Dunkeln niederkauerte. Während sich das Wasser immer mehr zurückzog, sammelte sich das feste Treibgut entlang der Backsteinmauer, wo der Tunnel eine scharfe Biegung machte. Hier, direkt neben ihm, hatte Lady gern gesessen. Die Stelle war ihm so vertraut, dass er hätte schwören können, ihre Silhouette, weiß wie ein Gespenst, zu sehen, auch nachdem er die Blende seiner Laterne längst geschlossen hatte. Ihren Kopf in seiner Hand zu spüren hatte für ihn immer etwas Tröstliches gehabt. Jetzt jedoch ballte er die Fäuste, legte die Arme um die Knie und kniff die Augen so fest zusammen, dass Ladys bleiche Umriss im dunkelroten Funkenregen hinter seinen Lidern verschwanden. Hier unten war der Ort, wo er in Ruhe nachdenken konnte. Hier würde er die Dinge klar sehen.

Der Anwalt hatte ihn über den Captain – oder Mr. Hawke, wie er ihn beharrlich nannte – ausgefragt. Es hatte sich herausgestellt, dass der betrügerische Halunke überhaupt kein Captain war und ebenso wenig ein Doktor. Vielmehr hatte er es sich im Krimkrieg auf einem Drückebergerposten als Lagerist warm und gemütlich gemacht und weitab von der Front Mäntel und Fleischrationen ausgegeben. Und bestimmt hatte er dabei mächtig Profit herausgeschlagen. Jedenfalls war es nicht zu seinem Schaden gewesen. Jetzt saß er als hohes Tier in der Abwasserbehörde. Bestimmt hatte er sich ins Fäustchen gelacht, dass es ihm gelungen war, Tom Honig ums Maul zu schmieren, damit er für ihn die Drecksarbeit erledigte, und ihm gleichzeitig vorzuent-

halten, was ihm zustand. Hätte Tom das geahnt, hätte er sich erst gar nicht mit ihm eingelassen. Ihm war ohnehin nie wohl dabei gewesen, überhaupt nicht wohl.

Aber jetzt war es zu spät. Obwohl sich Tom, soweit er sah, nichts hatte zuschulden kommen lassen und nichts getan hatte, was ihn verdächtig machte, kreuzte immer wieder dieser Anwalt bei ihm auf und stellte Fragen, die zu beantworten Tom nicht die geringste Lust hatte. Ein Glück nur, dass der Kniich noch grün hinter den Ohren war. Toms erster Gedanke war gewesen, dass der Verrückte kaum eine Chance hatte, jedenfalls nicht, wenn ihm gegen die eiserne Macht des Gesetzes so ein Grünschnabel wie dieser Anwalt beistand. Man konnte ihm ja schon vom Gesicht ablesen, was in seinem Kopf vorging, oder daran, wie er die großen roten Hände rang. War er nervös oder unsicher, wie sein Gegenüber seine Worte aufnahm, hüpfte sein Adamsapfel auf und ab wie ein Hampelmännchen. Deshalb konnte Tom ihm bestimmt glauben, wenn er sagte, er denke nicht, dass er, Tom, mit dem Mord etwas zu tun habe.

Doch trotz seiner Unerfahrenheit hatte er immerhin Tom ausfindig gemacht. Irgendwie hatte er es geschafft, dieser Anwalt, und nötigte ihm nun unablässig Antworten ab, während ihm vor Nervosität der Schweiß auf der Stirn stand. Er ließ einfach nicht locker. Und jetzt hatte er auch noch herausgefunden, dass Tom und der Captain etwas miteinander zu schaffen hatten. Im Moment war Tom zwar aus der Schusslinie, aber es würde nicht lange dauern, bis der Schatten des Verdachts vom Captain auch auf Tom fiel, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Als Nächstes würde der Anwalt wahrscheinlich den Captain fragen, was er über Tom wusste. Und der Captain würde ihn verpfeifen, so viel stand fest. Er würde sich alles Mögliche aus den Fingern saugen, aber man würde ihm glauben. So einer wie der Captain, der schlüpfzig war wie ein stinkender Aal, konnte sich überall

herauswinden, wenn er nur eine winzige Lücke entdeckte. Er würde nach Rosen duften, nachdem er einem die Scheiße um die Ohren geschlagen hatte. Er würde dich anlächeln und die spitzen Zähne zeigen, den Kopf schütteln und sich davonmachen mit deinem Geld in der Tasche, deinem Blut an den Händen. Und deinem Hund in seinem Gefolge.

Lady. Vor zwei Tagen hatten Joes Söhne ihm einen jungen Hund gebracht, einen Terrier mit vor Angst gestäubtem Fell und munteren Knopfaugen, der, an der Leine zerrend, Tom angeknurrt hatte. Ein blutrünstiger kleiner Köter, hatten sie gesagt, obwohl er kaum größer war als eine Männerfaust. Wenn man ihn abrichtete, hatten sie gesagt, würde er ordentlich Geld bringen. Zähne spitz wie Nadeln und nicht abgeneigt, sie auch zu gebrauchen. Natürlich hatte sich Tom bedankt, sie hatten es gut gemeint, aber er schickte sie weg und den Hund gleich mit. Jemand anderer würde mehr mit ihm anfangen können, hatte er ihnen gesagt. Er selbst sei zu alt und zu müde, um noch einmal von vorn anzufangen. In jener und in der vergangenen Nacht hatte er von Lady geträumt. Sie saß reglos da, halb im Schatten, doch so nah, dass er ihre leisen Atemstöße hörte und ihren warmen Hefegeruch roch. Tom lächelte ihr zu, schnippte mit den Fingern und streckte ihr die Hand entgegen, aber sie sah ihn mit ihren rosa Augen nur an, den Kopf schräg gelegt, ohne auch nur ein einziges Mal zu blinzeln. In seinen Träumen hatte er es erfahren, dieses unangenehme Gefühl, als das Glück in seinem Magen sauer wurde. Er hatte ihr zugerufen, sie solle zu ihm kommen. Er hatte nicht anders gekonnt. Und auch als sie längst verschwunden war, hatte er noch gerufen, so laut, dass er davon aufwachte. Als er, nach Luft ringend, die Knie an die Brust drückte, schnitt ihm der Schmerz scharf wie ein Messer in die Kehle.

Jetzt, in der Dunkelheit der Abwasserkanäle, schluckte Tom. Er hatte sich nicht getäuscht. Hier unten sah er alles ganz klar. Er

zog den Kopf ein, als der Tunnel anstieg und ihm die Decke bis zu den Schultern reichte, bevor sie wieder höher wurde. Das Päckchen befand sich immer noch hier hinter dem Steinblock, genau an der Stelle, wo er es hingelegt hatte. Einen Kerl wie diesen Captain musste man mit seinen eigenen Waffen schlagen. Man musste alles gegen ihn einsetzen, alles, was man in Händen hatte, selbst wenn man gar nicht genau wusste, was es war, und hoffen, dass es ihn traf. Ihn so tief in seine eigene Scheiße tauchen, dass er erstickte, bevor er recht begriff, was los war. Und dann weglaufen, so schnell man konnte.

Rose hatte gesagt, Tom könne in einem kleinen Kaffeehaus unweit des Temple-Bezirks eine Mitteilung hinterlassen, falls ihm noch etwas einfiele. Zuerst hatte er seine Kanzlei, wie noble Anwälte offensichtlich ihr Büro nannten, als Treffpunkt vorgeschlagen, aber etwas an Toms Gesichtsausdruck hatte ihn bewogen, sich rasch einen anderen Treffpunkt einfallen zu lassen: das Kaffeehaus, das wegen des ständigen Verkehrs auf dem Fluss rund um die Uhr geöffnet war. Tom konnte dort hinterlassen, wo und wann immer er sich mit Rose treffen wolle. Zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Er schickte Joe, um dem Anwalt die Schriftstücke zu überbringen, eingeschlagen in ein altes Stück Stoff und verschnürt mit einem Bindfaden. Zuerst hatte Tom sich überlegt, sie dem Anwalt heimlich zukommen zu lassen, sie ihm einfach vor die Tür zu legen, so dass er sie am nächsten Morgen finden würde – ein Geschenk von einem wohlmeinenden Gönner, der anonym zu bleiben wünschte. Aber diese Unterlagen waren alles, was er besaß. Er konnte sie nicht einfach so hergeben, selbst wenn sich herausstellen sollte, dass es nur Schneiderrechnungen waren. Doch Tom hatte auch nicht die Absicht, sich dem Gericht gewissermaßen als Beilage zum Hauptgang zu präsentieren. Und so bestand er darauf, dass Joe sich das kupferrote Haar mit Ruß

schwarz färbte und sich bis zu den Ohren einmummelte, damit ihn der Anwalt nicht erkannte; aber seine Augen unter dem schmutzigen Schal funkelten, und er scheuchte Toms wiederholte Ermahnungen wie einen Schwarm lästiger Fliegen beiseite. »Ich hab's kapiert, du Blödmann,« grinste er. »Is ja wirklich nicht so schwer. Ich zeig also diesem Rose die Schriftstücke. Wenn er Interesse hat, sag ich ihm, dass er sie kriegt, sobald du deinen Hund wiederhast.«

XXX

Die Daumen des Fremden hoben sich schwarz von dem cremefarbenen Brief ab. Obwohl er auf offiziellem Papier geschrieben und der Name der Firma als Briefkopf in hübschen schwarzen Lettern eingraviert war, hätte ein Schulmeister keine Freude daran gehabt. Die krakeligen Buchstaben waren verschmiert und so hastig aufs Papier geworfen, dass verschiedentlich die Wörter durch Tintenkringel ineinander flossen. An ein, zwei Stellen hatte die Feder gekleckst. Einen Umschlag gab es nicht. Die Rückseite wies rostbraune Streifen auf und war übersät mit bläulich schwarzen Flecken, die auf Schimmel hinwiesen. Zweifellos hatte man den Brief oft angefasst. Die Faltkanten waren tief und faserig und schimmerten im rußigen Schein der Öllampe grau. Das Tuch, in das der Brief und die anderen Schriftstücke eingewickelt waren, starrte vor Schmutz und roch unangenehm nach Exkrementen.

Der Junge aus dem Kaffeehaus hatte kurz nach ein Uhr nachts an die Tür geklopft. An jenem Abend hatte Rose den Wirt gebeten, ihn unverzüglich zu benachrichtigen, falls eine Botschaft, egal welcher Art, für ihn eintreffen sollte. Aber er wusste, dass er ohnehin keinen Schlaf finden würde. Doch bis er wieder zu Hause war, hatte sich seine Aufregung gelegt. Gewiss, es war ein unglaublicher Zufall. Aber Rose war dadurch keinen Schritt weitergekommen. Hawke hatte sich durch Betrug einen Hund angeeignet. Das jedenfalls behauptete der Kanaljäger, und offen gesagt war Rose skeptisch, ob der Mann mit der Wahrheit auf gutem Fuß stand. Dieses Gesicht mit dem

verschlagenen Blick und den abgebrochenen Zähnen flößte ihm alles andere als Vertrauen ein. Hawke hatte den Vertrag nicht mit seinem eigenen Namen unterzeichnet. Rose hätte die Ähnlichkeit der beiden Handschriften zwar nachweisen und vielleicht sogar die Geschworenen davon überzeugen können, dass Hawke einen unrechtmäßigen Vertrag abgeschlossen hatte, aber was war damit gewonnen? Es bewies höchstens, dass sich Hawke in den zwielichtigen Randbezirken der Stadt herumtrieb. Das vertrug sich zwar nicht besonders gut mit seiner Stellung in der Baubehörde, war an sich aber nicht verboten. Hier endete die Spur. Und noch immer hatte Rose nichts in der Hand, was Hawke des Mordes an Alfred England überführte.

Rose hatte im Dunkeln dagesessen und über den wenigen Fakten gebrütet, über die er verfügte, bis sie wie Worte, die man zu oft gelesen hatte, schal und bedeutungslos geworden waren. Kurz vor Mitternacht, als sein kleines Feuer bereits erloschen war, fiel er in einen unruhigen Schlaf. Das Trommeln des Jungen an der Tür schlich sich als beängstigendes Geräusch in seine düsteren Träume von den Elendsquartieren, so dass er erschrocken hochfuhr und ihm das Herz bis zum Hals schlug. Auch jetzt, im dicken Mief des Kaffeehauses, raste sein Puls noch, und er schwitzte unter seinem schweren Mantel. Er konnte seine Aufregung kaum bezwingen, als er den Brief noch einmal las:

*Lieber Mr. Bazalgette,
ich habe die unangenehme Pflicht, Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass Mr. Charles Hawke, der gegenwärtig in der Greek Street in Ihren Diensten steht, vor Ihren Augen Kontrakte für Bauaufträge Ihrer Behörde an den Meistbietenden verkauft. Da Sie, Mr. Bazalgette, ein Mann von Ehre sind, wird diese*

Entdeckung Sie zweifellos bestürzen, doch obschon Mr. Hawke behauptet, seine harten Vertragsbedingungen seien zum Nutzen der Baubehörde, zieht er fleißig eigenen Gewinn daraus. Ich bin mir sicher, dass er inzwischen ein reicher Mann ist. Und all das geschieht in der denkbar hinterhältigsten Art und Weise.

Woher ich das weiß? Mr. Hawke kam erstmals am 4. September 1858 auf mich zu. Für die Summe von einhundert Guineen, zahlbar in bar, so versprach er, wolle er unsere Firma für einen Auftrag mit einem garantierten Mindestvolumen von fünftausend Pfund empfehlen. Bei Vertragsunterzeichnung würde Mr. Hawke zehn Prozent der Vertragssumme erhalten, mindestens jedoch eintausend Pfund. Es ist nicht nötig, Ihnen in allen Einzelheiten darzulegen, in welchen finanziellen Schwierigkeiten sich die Firma England seit einigen Jahren befindet, auch wenn behauptet wird, die Branche erlebe einen Aufschwung. Es mag genügen, wenn ich Ihnen versichere, dass wir die Unrechtmäßigkeit von Mr. Hawkes Angebot zwar durchaus erkannt haben, uns aber keine andere Wahl blieb, ab es anzunehmen.

Dennoch kam kein Vertrag zustande. Nun ist es zu spät, sich nach neuen Aufträgen umzusehen. Die Bank hat das Darlehen gekündigt, die Ziegelei muss verkauft werden. Es ist vorbei. Doch bevor ich die Firma England für immer schließe, ist es mir ein Bedürfnis, reinen Tisch zu machen. Ich schäme mich für dieses schmutzige Geschäft. Aus Verzweiflung suchte ich Zuflucht in verzweifelten Maßnahmen. Ich bin mir bewusst, dass ich mich mit diesem Bekenntnis der ganzen Strenge des Gesetzes überantworte. Doch das spielt nun keine Rolle mehr. Ich vermag nicht tatenlos zuzusehen, wie sich Mr. Hawke auf betrügerische Weise ein Vermögen aneignet. Wenn Sie der Sache nachgehen, werden Sie mindestens auf drei weitere Firmen stoßen, die Verträge mit Ihrer Behörde von Mr. Hawke »gekauft« haben. Hawke ist ein gewissenloser Betrüger, der seine privilegierte Stellung skru-

pellos ausnutzt, um in die eigene Tasche zu wirtschaften. Wenn dieser Brief dazu beiträgt, ihn der Gerechtigkeit zu überantworten, hat es sich gelohnt, ihn zu schreiben, ganz gleich, welche Unannehmlichkeiten ich mir damit auflade.

*Ich verbleibe Ihr ergebenster Diener
Alfred England*

Dann hatte William May also die Wahrheit gesagt. Hawke hatte Bestechungsgelder entgegengenommen. Und wenn er gewusst hatte, dass England ihn verraten würde, hatte er zweifellos seinen Tod gewollt. Rose verspürte Erleichterung. Erleichterung und neue, belebende Hoffnung, doch das vorherrschende Gefühl war Erstaunen. Er kaute nervös am Daumennagel, als er die Dokumente herausholte, die er vom Polizeirevier mitgenommen hatte, und auf dem schmalen Tisch ausbreitete. Es war unverkennbar Englands Handschrift: das dicke runde »o«, die kurzen Unter- und Oberlängen bei den Buchstaben »b« und »d«, die kindlich ausladende Unterschrift. Diesen Brief hatte England geschrieben, ganz zweifellos. Noch bemerkenswerter war das Datum: 16. Dezember 1858. Der letzte Tag, an dem England lebend gesehen worden war. Rose drehte das Blatt um und untersuchte es genauer. Diese braunen Streifen. War es möglich ... konnte es sein, dass es Englands Blut war?

Der Fremde roch nach schmutziger Wäsche und Rauch von Holzfeuer. Er verzog keine Miene, als Rose den Brief noch ein letztes Mal las. Dann nahm er ihn wieder an sich und steckte ihn in die speckigen Falten seiner Jacke. Rose konnte es kaum ertragen, den Brief verschwinden zu sehen. Es war ihm ein Rätsel, wie Tom an dieses Schriftstück gekommen war – gewiss auf unrechtmäßige Weise. Vielleicht hatte er die Leiche ausgeraubt. Vielleicht war er ein Komplize. Das spielte keine Rolle. Selbst wenn er den alten Mann wie durch ein Wunder überreden könnte, vor

Gericht auszusagen – er konnte unmöglich einen Kanaljäger in den Zeugenstand rufen. Nein, Tom war unwichtig. Was zählte, war der Brief. Mit ihm hatte Rose endlich etwas in der Hand. Wenn er ihn nur an sich nehmen könnte.

»Sie haben also Interesse«, sagte der Fremde und schob scharrend seinen Stuhl zurück. »Ich seh's an Ihrem Gesicht.«

Erst jetzt bemerkte Rose, wie groß der Mann war. Sein Kopf streifte die niedrige Decke und hinterließ einen Rußfleck auf dem feuchten Verputz. Rose biss sich auf die Lippen und nickte. »Und was verlangt Tom dafür?«

Joe zuckte die Achseln. »Tom? Glaub nicht, dass ich einen Tom kenne.«

Rose holte tief Luft. »Natürlich nicht. Tom hat nichts damit zu tun.« Rose zögerte nur kurz. Er hatte nichts zu verlieren. »Sagen Sie ihm, er soll morgen um sieben hierher kommen. Ich werde den Hund mitbringen.«

XXXI

Endlich zog die Morgendämmerung herauf und vertrieb gemächlich die Dunkelheit über der Stadt. Sobald es einigermaßen hell war, übergab Rose dem Pförtner ein Schreiben, das unverzüglich weitergeleitet werden sollte, wie er betonte. Er hatte nicht geschlafen. Seine Augen brannten, und er hatte einen säuerlichen Geschmack im Mund, trotzdem spürte er eine unbändige Energie. Es würde ein paar Stunden dauern, ehe er mit einer Antwort rechnen konnte. Die Zeit bis dahin musste er sinnvoll nutzen, sagte er sich entschlossen, indem er an seiner Beweisführung feilte und seine Unterlagen in Ordnung brachte. Doch stattdessen schritt er in seinem beengten Zimmer auf und ab, die Zehen in den Stiefeln verkrampft, die Arme auf dem Rücken verschränkt, und rang die von der winterlichen Kälte rissigen Hände. Das Poltern von Stiefeln auf den nackten Dielen draußen auf der Treppe ließ das Glas in dem abblättrenden Fensterrahmen klirren. Er versuchte, Feuer zu machen, um sich Tee zu kochen, aber die Späne waren feucht und schimmelig und wollten nicht brennen. Der Qualm biss ihm in die Augen. Sobald er eine Antwort hatte, würde er im Kaffeehaus frühstücken. Ungeduldig spähte er nach draußen. Im kümmerlichen Gras vor seinem Fenster pickten ein paar Amseln trostlos im Dreck herum, ohne die Schar der Anwälte zu beachten, die in ihren schwarzen Roben an ihnen vorbeihasteten. Er kaute an den Fingernägeln. Bestimmt würde er bald etwas hören. Es war Donnerstag. Die Verhandlung war für Montag angesetzt. Es war durchaus noch möglich, eine Verschiebung zu erreichen. Nach der frühmorgendlichen Betriebsamkeit war

die Pension jetzt verwaist. In der Stille tickte die Uhr auf dem Kaminsims gleichmäßig vor sich hin; ihre rastlosen Zeiger sprangen von Minute zu Minute. Rose dachte an William May, der auf dem schmutzigen Stroh seiner Gefängniszelle in Ketten lag, und an den gesichtslosen Hawke, der frei herumlief. Er sank auf einen Stuhl und ließ die Arme zwischen den Knien baumeln. Dann stand er auf, lief erneut auf und ab und sah zwischendurch immer wieder auf den Weg vor seinem Fenster hinaus, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Er wartete.

Der Bote kam kurz nach zehn. Mr. Bazalgettes Sekretär bestätigte den Erhalt von Mr. Roses Bitte, teilte ihm jedoch bedauernd mit, Mr. Bazalgette habe aufgrund seiner zahlreichen Verpflichtungen erst im Februar Zeit, mit ihm zu sprechen. Angesichts der Dringlichkeit seiner Bitte schlug er ihm jedoch vor, sich gegen Mittag in der Greek Street einzufinden, wo Mr. Bazalgettes Stellvertreter, Mr. Lovick, ihn zu einer kurzen Unterredung empfangen würde.

Eine fieberhafte Unruhe packte Rose. Er wühlte in seinen Unterlagen, die durcheinander wirbelten, als wäre ein Luftzug in sie gefahren, raffte die Papiere zusammen, die er von der Polizei erhalten hatte, und das Blatt mit dem hastig aus der Erinnerung niedergekritzelten Wortlaut von Englands Brief, an den er sich sofort nach seiner Rückkehr aus dem Kaffeehaus letzte Nacht gemacht hatte. Doch es war ein mageres Bündel, nicht mehr als ein paar Seiten dick. Und was den Hund betraf – er war immer noch ratlos, was er da unternehmen sollte. Zum Frühstück blieb ihm jetzt keine Zeit mehr. Rose überlegte, ob er eine Droschke nach Soho nehmen sollte, doch bei Westminster waren die Straßen aufgegraben, und in den engen Gassen herrschte dichter Verkehr. Völlig außer Atem kam er in der Baubehörde an, sein strohblondes Haar ganz und gar zerzaust. Der Schreiber, der seinen Namen notierte, hob die Brauen und starrte ihn durch eine Brille an, die

seinen Augen den harten Glanz glatt geschliffener Kieselsteine verlieh. Als er allein war, leckte sich Rose rasch über den Handteller und fuhr sich über den Kopf. Der harte Stuhl, den man ihm angeboten hatte, war niedrig und unbequem. Rose setzte sich auf die Kante, die Aktentasche an die Brust gedrückt. An den Wänden ringsum hingen Zeichnungen von Gebäuden, die aussahen wie Kirchen oder Paläste mit hoch aufragenden Türmen und Kuppeln und einem prachtvollen Dekor, das selbst eine byzantinische Moschee in den Schatten stellte. Abbildungen von Abwasserkanälen suchte er vergebens, aber wer wollte schon Abwasserkanäle betrachten? Die Paläste dagegen waren eine Augenweide. Der Architekt hatte ringsum Bäume ins Bild gesetzt, und im Vordergrund waren Menschen. Eine Frau in einem weißen Kleid ging auf einem Weg spazieren, einen Sonnenschirm in der zierlichen Hand.

Der Schreiber räusperte sich. »Kommen Sie bitte, Sir.«

Rose wurde flau im Magen, während er dem Schreiber eine schmale Treppe hinauf und dann durch einen Korridor folgte. Vor einer geschlossenen Tür blieben sie stehen. Der Schreiber klopfte und öffnete sie einen Spalt.

»Ein Mr. Rose möchte Sie sprechen, Sir.«

»Ah. Führen Sie ihn herein.«

Der kleine Raum wurde von einem riesigen Mahagonischreibtisch beherrscht. Wie ein Schiff in einer Flasche, dachte Rose und drehte sich verwirrt um, weil er sich nicht erklären konnte, wie dieses Monstrum durch die Tür gepasst hatte. Hinter dem Schreibtisch saß Mr. Lovick, stirnrunzelnd in Akten vertieft. Ohne hochzusehen, winkte er dem Schreiber, er könne gehen. Rose blieb verlegen stehen und studierte Lovicks Profil. Ein dunkelhaariger Mann mit einem dicken schwarzen Backenbart ohne die geringste Spur von Grau. Sein Gesicht wirkte streng, mit den scharfen Ecken und Kanten wie gefaltet. Rose schluckte.

»Mr. Rose.« Endlich sah Lovick hoch, eine tiefe Falte zwischen den buschigen Augenbrauen. Er bot Rose keinen Platz an. Rose rang die auf dem Rücken verschränkten Hände. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Als Erstes, Mr. Lovick, möchte ich Ihnen danken, dass Sie mich empfangen. Ich weiß, Sie sind ein viel beschäftigter Mann.«

Lovick verzog die blutleeren Lippen zu einem Lächeln. »Ah, freundliche Worte, nur leider an den Falschen gerichtet. Mr. Lovick wurde zu einer dringenden Angelegenheit gerufen und ist den ganzen heutigen und leider wohl auch den morgigen Tag nicht hier. Ich habe dem Schreiber vorgeschlagen, Sie zu mir zu schicken. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.« Er neigte den Kopf und studierte Roses Miene. »Mein Name ist Hawke.«

Rose riss die Augen auf, sein Adamsapfel kratzte unangenehm an seinem Kragen.

»Aber ...«

»Sie sind Mr. Mays Anwalt, nicht?« Hawke schüttelte bedauernd den Kopf, ließ Rose aber nicht aus den Augen. Nervös stellte Rose fest, dass ihm die Röte ins Gesicht stieg.

»Verzeihen Sie, Mr. Hawke, aber ich glaube, es wäre angebracht, wenn ich ...«

Hawke überhörte die Bemerkung. »Es ist kaum der Mühe wert, einen Anwalt einzuschalten«, sagte er stattdessen. »In Anbetracht der Umstände.«

»Welche Umstände könnten das denn sein, Mr. Hawke?«, fragte Rose herausfordernd, und rote Flecken traten auf seine blassen Wangen.

Hawkes Lächeln wurde breiter. »Ein klarer Fall, sagt man nicht so?«

»Wenn es denn tatsächlich ein klarer Fall ist«, gab Rose zurück. Er funkelte Hawke böse an, bemüht, die Nerven zu behalten.

Hawke lächelte immer noch, aber er kniff die Augen zusammen. »Ach ja?«

»Wenn schwarz auf weiß das Gegenteil bewiesen werden kann, wenn Beweise vorliegen, die einen anderen beschuldigen, dann nennt man es anders«, fuhr Rose fort und presste sich die Akten tasche wie einen Schild an die Brust. »Dann nennt man es berechnigte Zweifel.«

»Tatsächlich?«

»O ja. Insbesondere wenn es einen Brief gibt, den der Tote eigenhändig geschrieben hat und der mit seinem Blut befleckt ist.«

»Wie makaber. Könnte ich dieses faszinierende Schriftstück einmal sehen?«

»Ich habe es nicht bei mir. Aber an Ihrer Stelle würde ich keine voreiligen Schlüsse ziehen, Mr. Hawke.«

»Sie haben diesen Brief gar nicht, Mr. Rose, hab ich Recht?«

»Noch nicht, aber bald. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen, ich muss einen Zeugen befragen. Eine fesselnde Person, wirklich. Eine Quelle faszinierender Informationen. Scheint die Abwasserkanäle wie seine Westentasche zu kennen.«

Im Vorgefühl des Triumphs klopfte ihm das Herz bis zum Hals, während er auf die Tür zuing. Auf der Schwelle blieb er stehen und drehte sich um. »Ich nehme an, der Name Langarmiger Tom sagt Ihnen nichts, Mr. Hawke?«

»Absolut nichts.«

Hawkes Antwort kam leichthin, wie aus der Pistole geschossen. Aber seine Augen zuckten, als hätte man ihn geschlagen. Rose ballte siegessicher die Fäuste, während er die Treppe hinunterstürmte. Erst als er draußen stand und die morgendliche Eiskälte ihm das heiße Gesicht kühlte, fragte er sich, was in aller Welt er da getan hatte.

XXXII

Brassey hatte Binks, dem Wirt des Steakhauses, von Gerüchten erzählt, der Captain wolle am Samstagabend Lady zum Kampf antreten lassen, und der hatte wiederum Tom Bescheid gegeben. Brassey habe getobt wie ein Herbststurm, sagte Binks zu Tom; mit hervorquellenden Augen habe er gezischt, er werde nicht zulassen, dass der betrügerische Schurke auch nur einen Fuß über seine Türschwelle setze. Binks zufolge hatte sich der Captain seit Monaten nicht mehr im Badger blicken lassen. Er hatte dort noch alle möglichen Rechnungen offen, unter anderem nicht beglichene Wetten. Wenn sich der Captain einbilde, er könne so tun, als wäre nichts gewesen, so täusche er sich gewaltig, habe Brassey gepoltert. Aber dann habe er eingeräumt, die Chance, sein Geld wiederzubekommen, stünde besser, wenn er dem Halunken nicht den Zutritt verweigere. Prinzipien hin oder her, manchmal müsse man eben ein Stück weit nachgeben, damit man bekam, was einem zustand. Dasselbe gelte für Tom. Brassey gab zwar nicht direkt zu, einen Fehler begangen zu haben, sagte aber, er habe damals Dinge getan, die er aus heutiger Sicht anders machen würde. Tom solle das wissen. Und wenn Tom ins Badger kommen wolle, damit ihm wegen des Hundes Gerechtigkeit widerfahre, würde Brassey ihm keine Steine in den Weg legen. Er sei nicht nachtragend. Vielleicht sei er sogar bereit, wieder Ratten von ihm zu nehmen, fügte er beiläufig hinzu und zuckte die rundlichen Schultern. Geschäft war schließlich Geschäft, wenn nur der Preis stimmte.

Tom verzog den Mund zu einem müden Lächeln. Das also steckte dahinter. Tom hatte gehört, dass die Rattenfänger, die jetzt das Badger belieferten, die Käfige erst in letzter Sekunde brachten und den Preis hochtrieben, wenn es für Brassey zu spät war, sich woanders Ratten zu besorgen. Nicht überraschend also, dass der Wirt den Captain als Köder benutzte, um Tom wieder in seine Schenke zu locken. Heutzutage war ein Penny pro Ratte offenbar doch kein so schlechter Preis.

Trotz seiner Verachtung für Brasseys plump-dreiste Art war Tom plötzlich aufgeregt. Der Anwalt hatte zu Joe gesagt, er werde um sieben mit Lady im Kaffeehaus in der Narrow Lane sein, aber Tom glaubte es nicht so recht. Es erschien ihm unmöglich, dass dieser tollpatschige Grünschnabel die ganze Macht des Gesetzes würde aufbieten können, um den Captain zur Raison zu bringen. Jungs wie er, dürr wie eine Bohnenstange und mit roten Ohren, tauchten von Zeit zu Zeit in den Massenquartieren auf in der Hoffnung, die Stadt würde ihnen eine Zukunft bieten. Junge Burschen, die grundsätzlich in die falsche Richtung schauten, wenn Gefahr im Verzug war. Der Captain brauchte nur zu niesen, und so ein Bürschchen würde weggepusht wie nichts. Aber das war Tom jetzt egal. Er brauchte den Anwalt nicht mehr. Da konnte er sich drehen und wenden, wie er wollte, es würde Tom nicht mehr kümmern. Heute Abend würde Lady im Badger sein. In ein paar Stunden würde er sie wiedersehen. Er würde sie streicheln. Sein Magen krampfte sich zusammen.

Und er würde den Captain wiedersehen. Es war Zeit, dass Tom die Verhandlungen selbst in die Hand nahm. Die Briefe waren wieder da, wo sie hingehörten, sicher verstaubt in seinem Versteck in den Tunneln. Tom war fest entschlossen, Kapital daraus zu schlagen. Laut Joe hatten beim Anblick der Briefe die Augen des Anwalts gefunktelt wie ein Schaufenster des Kaufhauses Moses & Son. Besonders einen hatte er mehrmals gelesen,

mit leuchtenden Augen und hochroten Wangen, als wär's eine geheime Botschaft von seiner Liebsten. Joe hatte die Finger knacken lassen und gelacht. Es sei richtig anstrengend gewesen, berichtete er Tom, den Brief hochzuhalten, damit der Anwalt ihn immer und immer wieder begaffen konnte; und mehr als einmal habe er ihm beruhigend die Hand auf die Schulter legen müssen, damit er sich zusammennahm und seine gierigen Hände flach auf den Tisch legte, wie sie es vereinbart hatten. Wenn Joe es zugelassen hätte, wäre der Anwalt mit den Unterlagen auf und davon, bevor er noch piep hätte sagen können. So wie's aussah, war der Anwalt so scharf auf die Schriftstücke, dass er sogar bereit war, ihm dafür den Hund zu besorgen. Wie viel sie dann wohl dem Captain wert sein mochten? Doch bestimmt einen Hund und vierzig Guineen? Ein günstiger Preis.

Um sieben Uhr fand Tom sich im Kaffeehaus ein. Nicht weil er erwartete, dass der Anwalt Lady mitbringen würde, sondern weil er mit dem Captain härter würde verhandeln können, wenn er noch mehr erfuhr. Die Briefe hatte er nicht mitgenommen. In ihrem Versteck waren sie sicherer. In dem Moment, als er durch die niedrige Tür eintrat, sah er einen weißen Hund, der zusammengerollt unter einem Tisch in einer Ecke lag. Sein Atem stockte, und sein Herz schlug heftig gegen die Rippen, bevor er erkannte, dass es nur eine griesgrämige Bulldogge war, die mit Lady nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Mit einem leisen Fluch spuckte er auf den sägemehlbestreuten Boden und wartete.

Der Anwalt verspätete sich. Und er kam allein. Obwohl Tom nichts anderes erwartet hatte, funkelte er Rose böse an und schluckte den bitteren Geschmack hinunter.

»Sie sind also gekommen«, sagte der Anwalt.

»Und Sie kommen allein, stimmt's?«

»Ja.«

Rose wand die Hände ineinander. An den Hund hatte er fast gar nicht mehr gedacht. Den ganzen Nachmittag hatte er hin und her überlegt, innerlich aufgewühlt von Schuldgefühlen und Angst, dass ihm die Kopfhaut unter den fettigen Haaren juckte. Einer wie Tom war misstrauisch gegen die Justiz wie alle armen Leute, und wahrscheinlich aus gutem Grund, denn er sah nicht so aus, als würde er es mit dem Gesetz allzu genau nehmen. Trotzdem hatte er ihm den Brief gezeigt. Er hatte nach seinem Gewissen gehandelt, um einen Unschuldigen zu retten, und baute darauf, dass Rose ihm im Gegenzug einen Dienst erwies. Rose hatte dieses Vertrauen enttäuscht. Hawke würde gewiss nicht tatenlos dasitzen. Er würde Tom nachstellen. Und Rose trüge die Schuld daran.

»Es tut mir leid«, murmelte Rose. »Ich ... alles war schwieriger, als ich gehofft hatte.«

Tom schwieg.

»Ohne den Brief kann ich nichts machen«, brach es aus Rose heraus. »Bitte. Ich beschwöre Sie. Wenn ich den Brief habe, besteht die Chance, dass Sie Ihren Hund wiederbekommen. Ohne den Brief... ohne den Brief habe ich nichts in der Hand. Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen.«

»Welchen Brief?«

»Bitte. Lassen wir die Spielchen. Die Zeit drängt.«

Tom blinzelte und riss die Augen auf. »Ich versteh Sie wohl nicht, Mister.«

»Um Himmels willen, lassen Sie das doch! Ich bitte Sie.«

»Sie müssen mich mit jemandem verwechseln, Mister. Ich weiß nichts von einem Brief.«

Rose konnte sich nicht länger beherrschen. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. »Tom, für dieses Versteckspiel ist es zu spät. Er weiß Bescheid, verstehen Sie? Hawke, Ihr Captain, er ist im Bilde. Er weiß, dass ich ihm auf der Spur bin. Dass wir schrift-

liche Beweise haben. Und er weiß auch, dass ich mit Ihnen gesprochen habe. Es ist zu spät. Es gibt kein Zurück mehr. Aber wenn ich den Brief habe, besteht eine Chance. Dann kriegen wir ihn. Ich weiß, dass wir ihn kriegen können. Wenn ich den Brief habe, kann ich die Sache mit der Baubehörde weiter voranbringen. Zumindest können wir ihn wegen Bestechlichkeit kriegen. Er wird ins Gefängnis wandern. Der Mann hat Sie betrogen, Tom. Sie wollen doch bestimmt auch, dass er ins Gefängnis kommt. Und wenn Sie mich in die Abwasserkanäle führen, wenn wir den Beweis finden, den mein Mandant dort vermutet, vielleicht.«

Tom hob abwehrend die Hände. Er musste Zeit gewinnen. Ihm schwirrte der Kopf. »Dieser Brief ... schadet der dem Captain?«

»Ob er ihm schadet? Er beweist, dass Hawke Bestechungsgelder für den Abschluss von Bauaufträgen angenommen hat. Der Mann, der den Brief geschrieben hat, ist tot. Verstehen Sie denn nicht? Schlimmer könnte es für Hawke gar nicht sein.«

Tom verstand, und sein Herz hüpfte vor Freude. Das also stand in dem Brief. Und der Captain wusste Bescheid. Kein Wunder, dass Brassey so viel daran lag, dass Tom von dem Kampf erfuhr. An Orten wie dem Badger geschahen Dinge, die für immer verborgen blieben. Aber jede Medaille hatte eine Kehrseite. Der Captain konnte ihm zwar allerlei Fallen stellen, aber Tom war im Besitz des Briefes. Ein solcher Brief war mindestens so viel wert wie ein Hund.

»Ich würd Ihnen ja gern helfen«, sagte Tom mit ausdrucksloser Miene. »Gefängnis ist viel zu harmlos für einen Halunken wie ihn. Aber ich glaube, Sie verwechseln mich. Ich weiß nichts von einem Brief. Und ich glaube, ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich nicht mehr in die Abwasserkanäle gehe. Es ist gesetzlich verboten.«

Rose starrte Tom an, der seine zerlumpte Jacke fester um sich schlang. »Aber ...«

»Ich hoffe, Sie finden den Kerl, der Ihren Brief hat. Gute Nacht, Mister.«

»Nein!«

Rose versuchte, Tom am Ärmel festzuhalten, aber der Kanaljäger war schneller. Als Rose die Tür des Kaffeehauses erreicht hatte, war der alte Mann schon verschwunden.

XXXIII

Im fahlen Licht der Gaslaternen wirkte die Strand gespenstisch düster und wie in fieberhafter Hektik. Die Schaufenster lockten mit tausend grellen Farben, und in die Theater, deren goldenscharlachrote Pforten weit offen standen, strömten Scharen von Menschen. Der Verkehr stockte. Kutschen drängten sich dicht an dicht; Pferde, eingespannt in ihr klapperndes Geschirr, huschten vorüber, den Kopf umhüllt von schimmernd weißen Atemwolken. Droschkenkutscher brüllten einander an. Es war ein wahres Spektakel aus Freundlichkeiten und Rüpeleien. Straßenmädchen zupften Rose am Ärmel und bettelten um ein Glas Gin oder etwas Geld für die Miete. Neben ihm trieb ein Omnibuskutscher seine beiden Pferde an, während der Schaffner wie wild auf das hellgrün gestrichene Dach trommelte. Rose duckte sich noch tiefer in seinen Mantelkragen, den Blick auf seine Stiefel gerichtet, während der bunte Trubel um ihn herum ihn peinigte und ihm sein Elend erst so recht bewusst machte. In der King James' Lane hätte ihn eine Gruppe feiner Herrschaften in eleganter Abendgarderobe fast über den Haufen gerannt. Ihr rüdes, spöttisches Gelächter gellte ihm noch immer in den Ohren.

Das kleine Fenster des Pförtnerhäuschens wurde vom behaglichen Lichtschein eines Kohlenbeckens erleuchtet, doch die Pension war dunkel, und ihre rußgeschwärzte Fassade wirkte auch jetzt finster und abweisend. Rose zögerte. Das Herz in seiner Brust war hart wie Stein. Im Gasthof Abbey Dining Rooms würde es warm sein. Samstags gab es dort gekochtes Hammelfleisch und Biskuitkuchen mit Marmelade. Seit dem Frühstück

hatte er nichts mehr gegessen, und wenn er zu lange nichts im Magen hatte, bekam er rasende Kopfschmerzen. Es war also ratsam, etwas zu sich zu nehmen. Doch stattdessen ging Rose hinunter zum Fluss und folgte ihm in östlicher Richtung. An der Waterloobrücke entrichtete er dem bis über beide Ohren eingemummelten Zöllner in seinem Häuschen einen halben Penny. Er wollte immer weitergehen, bis die Stadt und dieser jämmerliche, erfolglose Tag mit seiner rußigen Kälte hinter ihm lag. Den Brief hatte er nicht. Wahrscheinlich würde er ihn nie bekommen. Es war ihm nicht einmal gelungen, sich Zugang zu den Abwasserkanälen zu verschaffen. Den Mantelkragen hochgeschlagen und über die steinerne Brüstung der Brücke gebeugt, wurde sich Rose der ganzen Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen bewusst. Selbst wenn er jemanden finden würde, der ihn in die unterirdischen Kanäle führte, was dann? Ein Jammer, dass May nur eine vage Ahnung hatte, wonach Rose dort im Untergrund suchen sollte.

Mays Karte steckte noch immer in seiner Hosentasche. Er betastete sie. Mehrmals gefaltet, war sie kaum größer als eine Briefmarke, wenngleich mit spitzen Ecken. Auf der Brücke herrschte kaum Verkehr. Die Landstreicher benutzten die Brücke in Southwark, wo man keinen Zoll bezahlen musste. Selbst an einem so bitterkalten Abend wie diesem kauerten sie sich dort in Mauernischen, dicht zusammengedrängt, um einander zu wärmen, bis die Polizei sie verscheuchte. Hier jedoch begegnete ihm nur ein Einspanner, dessen Kutscher sich in eine Decke eingewickelt hatte, so dass unter dem Hut bloß seine Nasenspitze zu sehen war. Seine Peitsche knallte wie brechendes Eis, als er sein Pferd antrieb.

Seufzend sah Rose den Fluss hinunter. Es war Ebbe, und die feuchten, klebrig glänzenden Dreckfladen verströmten den typisch winterlichen Gestank nach Salz und faulen Rüben. Die

Kälte kroch Rose unter die Ärmel und den Kragen und drang durch den durchgescheuerten Mantelstoff. Hastig zog er seinen Schal fester um den Hals, bevor er die Hände schnell wieder in den Hosentaschen vergrub. Das zusammengefaltete Papier schabte an seinem Daumenballen. Er drehte es in seiner Manteltasche, während er sich über die Brüstung beugte. Ein leichter Wind war aufgekommen, der über den Fluss strich und kleine, einander überlappende Wellen aufwirbelte. Sie glitzerten, als der Mond hinter einer Wolkenbank hervorkam und einen silbrigen Schein aufs Wasser warf. Die Themse kam ihm vor wie ein riesiges, schwarzes Meeresungeheuer. Es schlängelte sich in seinem Graben durch die Stadt auf seinen Bau unter dem offenen Meer zu. Eine groteske Bestie, die den Abfall dieser größten Stadt der Welt verschlang und nur halb verdaute. Unablässig verschlang ihr weit aufgerissener Rachen die verrottende Vegetation, die Exkreme und die Toten dieser Stadt. Ihr Appetit war gewaltig, sie war nicht wählerisch und reckte ihre Tentakel sogar in die Eingeweide der Stadt, um an deren widerlichen Ausscheidungen zu lecken. Einen Fetzen Papier könnte dieses Ungeheuer mühelos verdauen. Rose musste nur die Hand öffnen und den Zettel auf seinen gewaltigen Rücken fallen lassen. Der Fluss musste nur einmal mit seinem fleischigen Rückgrat zucken, und der Zettel wäre verschwunden, fortgespült unter die London Bridge, den Pool entlang, vorbei an dem verrostenden Gefängnisschiff in Woolwich. Die Zellen dort hatten keine Fenster. Der Papierfetzen würde unbemerkt ins Meer geschwemmt, seine Fasern würden sich im Wasser auflösen. Oder vielleicht würde das Schicksal mit seiner Vorliebe für billige Groschenromane ihn unter dem modernden Bauch des Schiffes festhalten – ein Brief, der ungeöffnet an den Absender zurückging, Empfänger unbekannt. Vielleicht würde der Zettel auch dann noch an dem schrundigen, dunklen Metall haften, wenn May nach Newgate gebracht

und gehängt wurde. *Sagen Sie ihr, ich mache einen Plan für ihren Garten.*

Rose erschauerte. Er fror bis auf die Knochen, und an seiner rechten Schläfe spürte er einen bohrenden Schmerz. Die kraftvollen Windungen des Flusses verursachten ihm Übelkeit. Die Hände noch tiefer in den Taschen vergraben, ging er stampfend auf demselben Weg zurück, den er gekommen war. Der Zettel schnitt ihm in den Handteller. Er drückte zu und fand Trost in diesem Schmerz. Jetzt ging er zügiger und ohne nachzudenken. Mit beträchtlicher Ungeduld steuerte er auf einen Menschaufmarsch zu, der die schmale Gasse kurz vor dem Inner Temple versperrte. Die Gaslampe über den Köpfen war so weit aufgedreht, dass sie ein dröhnendes Geräusch von sich gab; in ihrem grellen Licht trugen die Gesichter dunkle Schatten. Leise vor sich hin murmelnd, wollte sich Rose an den Leuten vorbeidrücken, als ein untersetzter Mann seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug einen Lederhut mit Nackenschutz und hohe Lederstiefel und blickte, eine Laterne in der Hand, stirnrunzelnd auf den Boden zwischen seinen Füßen; an seinem Bein lehnte eine schwere runde Metallplatte. Neben ihm stand ein Polizist, der ebenfalls eine Laterne bei sich hatte. Rose stutzte, ehe er einen Mann mit Zylinderhut zur Seite schob. Der Polizist hob warnend die Hand, deren quadratische Innenfläche dreckverschmiert war.

»Halt, Sir, treten Sie nicht zu nahe heran. Schließlich ist das hier kein Jahrmaktsvergnügen.« Er warf den neugierigen Zuschauern, die sich bereits langsam zerstreuten, einen wütenden Blick zu. »Wir möchten nicht, dass etwas passiert.«

Rose sah zu Boden. Das kreisrunde Loch im Kopfsteinpflaster maß etwas mehr als einen halben Meter Durchmesser. In den senkrecht nach unten führenden, mit Backsteinen gemauerten Schacht waren Eisenverstrebungen eingelassen. Rose stand

plötzlich das Bild vor Augen, wie Tom dort unten lag, tot, und seine Leiche knochig-weiß im schmutzigen Abwasser trieb, und mit dem Schrecken darüber überkam ihn ein schlechtes Gewissen.

»Was ... ist etwas passiert?«, fragte er.

Der Polizist zuckte die Achseln und rieb sich mit dem Handrücken die Knubbelnase. »Der Konstabler hat durch das Gitter beim King's Court Licht gesehen. Und es ist ja unsere Pflicht, den Kerlen nachzuspüren. So sind die Vorschriften.«

Rose starrte den Polizisten an. »Die Polizei hat Zugang zu den Abwasserkanälen? «

»Die Ausspüler gehen runter«, stellte der Polizist richtig und verzog angewidert das Gesicht. »Gott schütze sie.«

»Aber Sie haben die Befugnis, sie runterzuschicken, nicht wahr? Jederzeit? Ohne erst die Erlaubnis von der Abwasserkommission einzuholen?«

»Wie sollten wir sonst für Recht und Ordnung sorgen?«

Die Kriminalbeamten, die mit dem Fall May beschäftigt waren, zeigten sich durch Roses Forderung mehr als verstimmt. Nach der scharfen Kritik im Zusammenhang mit einer Serie unaufgeklärter Verbrechen waren die Zeitungen voll des Lobes darüber, wie schnell in diesem besonders grausigen Fall der Schuldige gefasst worden war. Es war spätabends, und sie wollten nach Hause. Roses Hartnäckigkeit kam für sie ebenso überraschend wie ungelegen. Laut Vorschrift sei Unbefugten der Zutritt zum Kanalsystem zu verwehren, teilten sie Rose herablassend mit; ihre Aufgabe sei es nicht, jedermann freien Zugang zu ermöglichen. Aber Rose ließ nicht locker. Der pochende Schmerz hinter seinen Augen und die niederschmetternde Erkenntnis, dass er seine Rechte als Anwalt des Gefangenen bisher gar nicht wahrgenommen hatte, ließen ihn mit unnachgiebiger Härte auf

seiner Forderung bestehen. Die Polizeibeamten mochten seine Bitte als bedeutungslos und lästig wie das Summen einer Hornisse ansehen, dennoch waren sie gesetzlich verpflichtet, sie zu erfüllen, sowenig ihnen das auch behagte. Als ihnen klar wurde, dass sich Rose nicht abwimmeln ließ, stimmten sie unter beträchtlichem Seufzen und Kopfschütteln zu. Sobald Rose einen geeigneten Termin mit einem der Vorarbeiter verabredet hätte, um in das Abwassersystem hinunterzusteigen, würden zwei Wachtmeister zu seiner Begleitung abkommandiert. Die Stimmung des Polizeiinspektors hellte sich ein wenig auf, als er zur Erfüllung dieser unappetitlichen Pflicht zwei Männer beorderte, die er am wenigsten leiden konnte.

Am folgenden Morgen fand sich Rose wie vereinbart an der Ausschachtung Ecke Hyde Park ein. Er musste mehr als eine Stunde warten, ehe der Vorarbeiter von unten hochkam. Das westliche Ende von Piccadilly war für den Verkehr gesperrt, und rings um Rose drängten sich Droschken und Kutschen, die sich durch die engen Gassen von Mayfair kämpften. Wo ehemals die Straße gewesen war, klaffte jetzt ein mehrere Meter breites Loch, ausgekleidet mit Holzverschalungen und umgeben von riesigen Gerüsten, Balken und Kränen. Ein ganzes Heer von Erdarbeitern und Schubkarrenfahrern, von Pferden und Dampfmaschinen war hier am Werk und wälzte riesige Erdhaufen, Lehm, Backsteine und Holzplanken um. Es wurden Pickel, Spaten und Hämmer geschwungen, und die Rufe der Arbeiter und das Scheppern ihrer Werkzeuge gingen in dem tosenden Lärm einer Maschine unter, die sich in den gefrorenen Boden graben zu wollen schien. Mays Welt. Angesichts der Meisterleistungen, deren die Ingenieurkunst Londons fähig war, hätte sich Roses gedrückte Stimmung heben müssen, aber die ganze Anlage erinnerte ihn an eine gewaltige Guillotine über einem offenen Grab. In der vergangenen Nacht hatte er geträumt, er hätte, noch lebendig, aber

unfähig, zu sprechen oder sich zu bewegen, mit lähmendem Schrecken zusehen müssen, wie ein Totengräber seinen reglosen Körper in ein Leichentuch wickelte. Als er aufwachte, hatte sich ihm das Bettlaken wie eine Zwangsjacke um die Beine geschlungen. Wo er auch hinsah, so schien es, war er von Vorahnungen des Todes umgeben. Er seufzte schwer und rieb sich die Unterarme. Die Häuser ringsum sanken müde auf ihre dicken hölzernen Stützbalken, als fehlte ihnen die Kraft, sich aufrecht zu halten. Die eiskalte Luft roch nach Erde.

Rose hatte Harker erwartet, aber der Vorarbeiter, der jetzt vor ihm stand, war ein drahtiger Kerl mit einer wettergegerbten Haut von der Farbe rotbrauner Dachziegel. Sie seien zu zehnt, erklärte er Rose, und arbeiteten über die ganze Stadt verteilt. Selbstverständlich werde er sein Möglichstes tun, um ihm zu helfen, aber da der Pegel am Steigen war, könnten sie erst am folgenden Tag in den Untergrund. Mit dem Parlament könne man debattieren, wenn man Lust dazu hatte, aber nicht mit der Flut. Rose biss sich auf die Lippen, seine Verzagtheit wuchs. Sonntagmittag würde ihm kaum genügend Zeit bleiben, sich auf die Gerichtsverhandlung vorzubereiten. Es schien, als würde er nie in die Tunnel kommen, egal, was er tat. Und wenn es ihm wie durch ein Wunder doch noch gelänge, würde er nichts finden. Sein ganzes Bemühen war zum Scheitern verurteilt, aber diese plötzliche Erkenntnis bestärkte ihn nur in seinem Entschluss. Es gebe doch zweimal am Tag Ebbe, entgegnete er unnachgiebig dem Vorarbeiter. Also könnten sie noch am selben Abend hinuntersteigen. Schließlich gehe es um ein Menschenleben. Er zog den Fetzen Papier aus seiner Hosentasche, auf den May seine Skizze gekritzelt hatte, und reichte sie dem Vorarbeiter, der zu zögern schien. Er schob den Lederhut in den Nacken und kratzte sich an der Stirn. Rose verschränkte die Arme, das Kinn vorgeschoben, trotzig und mit der Halsstarrigkeit dessen, der alle

Hoffnung verloren hat. Der Vorarbeiter holte tief Luft, die hohle Hand vor dem Mund, als nähme er einen Zug aus einer Zigarette. Sein Nicken war kaum mehr als ein Kopfrucken. Aufgrund der Unannehmlichkeiten wäre natürlich eine zusätzliche Entlohnung der Ausspüler fällig, zahlbar vor Eintreffen der Polizeibeamten, aber es wäre machbar. Elf Uhr. Regent's Circus. Wenn er sich verspätete, würden sie nicht warten.

XXXIV

Also.« Tom schob die Hände in die geräumigen Taschen seiner Segeltuchjacke. Ein magerer Hund, unter dessen dünnem, grauem Fell sich die Rippen abzeichneten, beschnupperte den Aschehaufen. Als er jedoch vor Toms Stiefel zurückzuckte, sah er *ihr* weißes Gesicht, das sich ihm entgegenhob, und es war *ihre* Schnauze, die seinen Handteller suchte. Die Leere in ihm schmerzte wie Hunger. Heute Abend. Vielleicht war es heute Abend endlich so weit. Tom wusste nicht, ob er es bis dahin aushielt. Die Holzplanke unter seinen Füßen wippte leicht. »Ich hab erfahren, dass heute Abend der Captain hier erwartet wird.«

»Mmm. So heißt es.«

»Komisch, dass er sich hertraut. Bei den Schulden.«

»Er will den Hund antreten lassen. Wer kann's ihm verdenken? Wenn er gewinnt, wird er mich bezahlen.«

»Na prima.«

Brassey zog eine Augenbraue hoch.

»Schade, dass ich nicht kommen kann«, fuhr Tom fort.

»Nicht?« Brasseys Krötenaugen verengten sich. »Wirklich schade.«

»Schätze ja, der Captain wird enttäuscht und verärgert sein, wenn ich nicht komme.«

Brassey leckte sich nervös die Lippen. »Was redest du da? Der Captain wird sich wohl kaum hier blicken lassen, wenn er weiß, dass du da bist. Nicht unter den gegebenen Umständen. Er will, dass du Lokalverbot bekommst.«

»Ach! Das heißt also: Wir gegen ihn? Wie schön.«

Brassey fuhr ein wenig zusammen und wippte auf den Zehenspitzen. »Wir einfachen Leute müssen zusammenhalten, nicht wahr, Tom? Ich sag dir was. Um die Sache wieder gutzumachen, bestelle ich bei dir auch wieder Ratten. Einen Penny pro Paar. Was sagst du dazu?«

»Da setzen wir doch gleich 'nen schriftlichen Vertrag auf. Hab irgendwie Geschmack gefunden an Schriftstücken mit all diesen komischen Stempeln und Unterschriften und dem ganzen Drum und Dran. Ist doch egal, ob es um Ratten geht oder um Geld. Unter uns einfachen Leuten.«

Brassey lächelte unsicher.

»Hör zu, Brassey.« Toms Stimme klang jetzt eiskalt. »Ich komm heut Abend nicht. Wenn der Captain will, was ich habe, soll er um Mitternacht bei der Adams Lane sein, da, wo sie anfängt. Und ich würd ihm raten, den Hund mitzubringen. Kapiert?«

Brassey nickte.

»Wenn er jemanden dabei hat, ist die Sache gestorben. Du kannst dem Captain ausrichten, falls er kein Interesse hat, übergeb ich alles einem gewissen Mr. Rose. Sind ein Herz und eine Seele, dieser Mr. Rose und ich. Und Mr. Rose würde sich den Fuß dafür ausreißen, dass er kriegt, was ich habe. Falls der Captain nicht aufkreuzt.«

»Mr. Rose«, wiederholte Brassey im Flüsterton.

»Richte ihm das aus, Brassey. Und zwar genau so. Wenn du ihm das ausrichtest, wer weiß? Vielleicht verzichte ich dann sogar darauf, dir heimzuzahlen, dass du mich beschissen hast, du dreckiges Stück Kloakenscheiße.«

Tom trat von der Planke herunter. »Aber an deiner Stelle würd ich mir nicht einbilden, schon aus dem Schneider zu sein«, fügte er bedächtig hinzu. »Heutzutage kann man sich ja auf nichts mehr verlassen. Selbst wenn man Brief und Siegel hat.«

Tom bückte sich, schleuderte die Planke in den Dreck und ließ Brassey auf der Türschwelle stehen, vor ihm ein Meer aus Schlamm und Matsch.

»Noch was. Sollte dir einfallen, jemand mit dem Captain mitzuschicken oder mich sonst wie austricksen zu wollen, hacke ich dir die Finger einzeln ab und verfüttere sie an deine Ratten.« Ein Grinsen, breit wie das einer Bulldogge, überzog Toms Gesicht und entblößte seine schwarzen Zahnstummel. »Und der Spaß wird dich schön was kosten. Ein Penny pro Paar, drunter mach ich's nicht.«

XXXV

William lag rücklings im schmutzigen Stroh, die gefesselten Füße schmerzhaft unter dem Körper verdreht. Es war bitterkalt. Der Hunger krampfte ihm den Magen zusammen und nagte an seinen Knochen. Wenn er versuchte aufzustehen, wurde ihm schwindelig. Ohne die angeketteten Fußseisen, die ihn am Boden festhielten, hätte er das merkwürdige Gefühl gehabt, nach oben zu treiben, sich in der verpesteten Luft hier unter Wasser im Bauch des Schiffes in Rauch aufzulösen. Seitdem der Anwalt bei ihm gewesen war, hatte William sich mit der ganzen Kraft seiner Fantasie vorgestellt, welche Erkundungen der Mann einholen, welche Nachforschungen über Williams Charakter er anstellen und welche Beweise er finden würde, um ihm, William, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie ein Verhungerner hatte er sich gierig an diese Hoffnung geklammert, ohne zu wissen, dass Hoffnung wie verdorbenes Fleisch war und von Würmern wimmelte, die sich auch an ihm gütlich tun würden. Doch der Anwalt war nicht wiedergekommen. Jetzt fühlte sich William leer, sein Körper, ja sein ganzes Gehirn waren wie ausgepumpt. In weiter, unerreichbarer Ferne zogen Gedanken durch seinen Kopf gleich den Wolken weit oben am Horizont, die flüchtige Schatten warfen, bevor sie verschwanden. Selbst seine Träume waren fadenscheinige, instabile Gebilde, leicht wie Spinnennetze, die dem beharrlichen Schlagen der Flutwellen gegen den Schiffsrumpf und dem Kreischen der Ketten, wenn der Eisenkäfig hinauf- oder heruntergelassen wurde, keinen Widerstand entgegensetzten. Wenn in den unheilvollen Stunden vor dem

Morgengrauen auf dem Schiff eine gespenstische Stille eintrat, führte William leise Selbstgespräche und fand Trost im vertrauten Klang der eigenen Stimme und der sicheren Gewissheit der Worte. Seine Zunge, seinen Atem, die Fähigkeit, Laute zu artikulieren – das konnte man ihm nicht rauben. Auch wenn man ihn gefesselt hatte wie ein Tier und ihn in seinem eigenen Dreck liegen ließ, redete er doch wie ein Mensch. Er murmelte die Worte in die hohle Hand, reihte sie aneinander wie Perlen, die Augen geschlossen und seinem warmen Atem nachspürend. Diese Worte trugen ihn voran in einem gleichförmigen Rhythmus wie die ratternden Räder eines Dampfzugs. *Ich lebe. Alles wird gut werden. Alles wird gut werden. Ich lebe. William May William May. William May.*

Der Anwalt kam nicht wieder. Im grauen Dämmerlicht des Unterdecks glitt William vom Schlaf ins Erwachen, ohne das eine vom anderen unterscheiden zu können. Die Zeit huschte vorüber. Mittags hörte er das Läuten der Glocke zum Zeichen, dass Brot verteilt wurde, und er wusste, ob es frühmorgens oder Mitternacht war. Welcher Tag war, wusste er nicht. Der Anwalt ließ ihm mitteilen, dass sein Fall weiter untersucht würde und Grund zu vorsichtiger Hoffnung bestehe. William durfte den Brief nicht sehen. Er wurde ihm vorgelesen, von einem Wärter, der über die Worte stolperte und nach jeder Silbe Luft holte, als brächte er dem Krämersohn das Lesen bei. William lauschte, und die Hoffnung fuhr ihm in die Eingeweide. Ein Gerichtsverfahren konnte er sich schon gar nicht mehr vorstellen. Wenn man ihn aus seinem Grab hier unten im Bauch des Schiffes holte, würde ihn die gleißend helle Wintersonne blenden.

Er war nicht verrückt. Aber in die leeren Stunden unter Wasser sickerten Erinnerungen und Träume ein und drückten seiner Einsamkeit ihren grellen Stempel auf. Eines Abends, es war

schon spät – oder war es frühmorgens?, er wusste es nicht –, hatte er, als er sich auf die andere Seite drehte, für einen flüchtigen Moment das Gefühl, Pollys karamellfarbene Augen spähen durch den Spalt in seiner rostigen Tür und er hörte das sanfte Murmeln ihrer Stimme inmitten der bestialischen Schreie der anderen Gefangenen. Aber als er ihren Namen rief, polterten als einzige Antwort die harten Stiefelschritte des Wärters durch den eisernen Korridor. Das alte brennende Verlangen stieg in ihm auf, so jäh, dass sich ein Schrei seiner Brust entrang und seine Haare bis zu den Wurzeln von schwarzem Feuer entflammt wurden. Die Wände der Zelle waren vom Rost zerfressen. William presste die Fingerknöchel dagegen und rieb seine Wangen daran, bis sie aufgeschürft waren, als die Gier, sich mit dem Messer zu ritzen, übermächtig wurde. Mit den Fingernägeln über die Wand kratzend, mühte er sich hoch und ließ die Metallfesseln an seinen Gelenken scheuern, bis seine Haut brannte. Aber noch immer kein Blut. Er schloss die Augen. Die Begierde war jetzt so heftig, dass er förmlich das geschwungene Heft des Messers in seiner Faust spürte. Er packte es fest und stach zu, wieder und immer wieder. Das Gesicht sah ihn an, geisterhaft bleich, die Augen schwarze Höhlen. Er ließ die Hände sinken, zu Fäusten geballt, und biss sich auf die Zunge. Zuerst schmeckte er nur den schwarzen rußigen Staub seines Speichels. Dann füllte sich sein Mund mit Blut, warm und rot schoss es aus seiner Zunge, rann ihm über die Lippen und tropfte ihm triumphierend das Kinn hinunter.

Polly hörte den Schrei, als sie dem Wärter voraus zur Zelle lief, aber sie sagte nichts. Sie hielt sich das Taschentuch an den Mund gepresst. Vor Ungeduld hätte sie den Wärter fast angeschrien, der sich ungeschickt an der verriegelten Käfigtür zu schaffen machte. Den Saum ihres sorgfältig sauber gebürsteten Kleids verunstaltete ein Fleck. Ein besseres besaß sie nicht. Sie

hätte niemals kommen sollen. Jetzt wollte sie nur noch fort von hier und sich in das geschäftige Treiben draußen auf der Straße stürzen, um zu vergessen, was sie gesehen hatte.

»Wollen Sie wirklich nicht, dass ich ihn wecke?«, fragte der Wärter noch einmal. Er runzelte die Stirn, als der Käfig erzitterte und scheppernd nach oben ruckelte.

Polly schüttelte den Kopf. Etwas an der Art und Weise, wie der Anwalt gesprochen hatte, ließ sie nicht mehr in Ruhe. Vor seinem Auftauchen war alles in Ordnung gewesen. Sie hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen, so wie sie das Haus in Lambeth abgeschlossen hatte, nachdem sie Stück für Stück alles, was ihr gehörte, und damit sich selbst daraus entfernt hatte, bis die Zimmer leer und dunkel waren. Doch der Anwalt hatte etwas in ihr wachgerufen, eine winzige, flackernde Binsenlampe, die nicht mehr erlöschen wollte. Und so war sie gekommen. Wie er sie angesehen hatte, wie ein wildes Tier – sie wagte gar nicht daran zu denken. Sie hielt sich die Hand vor die Augen, um ein anderes Bild heraufzubeschwören, das Bild Williams in seinem Lehnstuhl in Lambeth, Di auf dem Schoß. Die Öllampe flackerte und warf einen rußigen Lichtschein auf das Bilderbuch, das er mit dem Jungen betrachtete. Sie berührte ihn an den Schultern, und er sah zu ihr hoch, der Blick ruhig und gelassen; er trug einen gestärkten weißen Kragen und lächelte sanft. Hinter ihm kniete das Mädchen vor dem Kamin und rieb den Rost mit Ofenschwärze ein.

Die ruckartige Bewegung des Käfigs raubte ihr fast das Gleichgewicht, und sie musste sich an den Gitterstäben festhalten. Trotz des Taschentuchs drang ihr der bestialische Gestank, der hier im Gefängnis herrschte, in die Nase. Neben seinem Holzteller hatte ein Eimer ohne Deckel gestanden, in dem seine Exkreme schwammen. Er hatte sich auf die andere Seite gedreht, mit raselnden Ketten an den Füßen – als wäre er einer jener schmutz-

starrenden Bären, die im Zoo gehalten wurden. Er hatte sie angesehen, als wollte er sie verschlingen.

»Ein langer Weg«, meinte der Wärter kopfschüttelnd. »Für nichts und wieder nichts. Die meisten Angehörigen wollen sich wenigstens verabschieden.«

Polly schwieg lange. Als sie schließlich den Mund aufmachte, musste der Wärter die Ohren spitzen, um es zu hören.

»Das habe ich soeben getan«, sagte sie.

XXXVI

Der Vorarbeiter stieg als Erster hinunter, die Laterne hoch über den Kopf haltend, damit Rose und die beiden Wachtmeister die Eisensprossen in der Wand, die als Leiter dienten, nicht verfehlten. Seine Eidechsenaugen funkelten trüb im Schein der Laterne, als er Rose das Zeichen gab, dass es losging. Vorsichtig setzte Rose den Fuß auf die erste Sprosse. Der Gestank, der von unten heraufdrang, war schon jetzt unerträglich, und er wurde mit jeder Sprosse stärker, so dass Rose würgte und sich sein Mund mit saurem Speichel füllte. Er hielt sich die Nase zu und atmete angeekelt nur durch den Mund. Er bildete sich ein, den bestialischen Gestank menschlicher Exkremete auf der Zunge zu schmecken. Dann stieg er in den Abwasserstrom. Das dunkle Wasser reichte ihm bis zu den Knien, und unsägliche braune Klumpen umspülten seine Stiefel, bevor sie mit der Strömung weitergetrieben wurden. Mit einer Bewegung des Daumens bedeutete ihm der Vorarbeiter, in südliche Richtung weiterzugehen, bevor er dem ersten der beiden Polizisten zurief, er solle herunterkommen. Das Licht von Roses Laterne beleuchtete nur einen kleinen Ausschnitt der vor ihm liegenden erstickenden Dunkelheit, aber er sah das morsche Backsteingemäuer, das von einer giftigen Schmiere überzogen war. Neben ihm in der Tunnelbiegung, wo ein Stück Wand hervorsprang, hatte sich der faulige Unrat zu einem weichen, hoch aufgetürmten Haufen abgelagert. Aus der Tunneldecke sprossen bleiche Pilze hervor, für die die widerwärtige Fäulnis einen fruchtbaren Nährboden zu bilden schien. Rose schloss die Augen, die Hände zu Fäusten ge-

ballt. An seinen Stiefelsohlen saugte sich dicker schmatzender Schlamm fest. Er geriet ins Wanken. Bei dem Gedanken, der Länge nach in den stinkenden Strom zu fallen, blieb ihm fast das Herz stehen. Er öffnete die Augen und senkte die Laterne, um in die undurchdringliche Dunkelheit zu leuchten. In ihrem Lichtkreis wirkte das Wasser wie aufgewirbelter Schlamm. Eine tote Ratte trieb an ihm vorbei, das Fell seidig glänzend am schmalen Körper, die haarlosen Füße in gekrümmter Erstarrung. Rose würgte. Er konnte sich keine irdische Strafe vorstellen, die einen auf das Grauen der Abwasserkanäle Londons vorbereitete, es sei denn, man durchwatete den Hadesstrom.

Mit einem dumpfen Platscher landete der zweite Polizist im Wasser. Der Vorarbeiter murmelte etwas, während er sich, die Laterne vor sich ausgestreckt, an Rose vorbeidrängte, um die Gruppe anzuführen. Rose duckte sich, um nicht aus Versehen an das heimtückische Mauerwerk zu stoßen. Im Wasser treibende Steinbrocken streiften seine Stiefel, doch er wagte nicht, den Blick nach unten zu richten. Die beiden Wachtmeister hinter ihm husteten und würgten in der Dunkelheit; Rose hörte ihre flachen Atemzüge. Mehrmals bedeutete der Vorarbeiter Rose zu warten, damit die beiden Polizisten nicht zu weit zurückblieben. Roses Schätzung nach waren sie etwa einen halben Kilometer gegangen, als der Vorarbeiter seine Laterne von dem Stecken herunternahm und sie sich über den Kopf hielt.

»Hier ist es«, sagte er knapp. Die Augen in seinem ausdruckslosen Gesicht funkelten im Licht der Laterne.

Rose blickte sich um. Der Tunnel erstreckte sich tief ins Dunkel, aber dort, wo er eine Biegung machte, war eine Einbuchtung, ursprünglich vielleicht ein Regenkanal. Dieser Abschnitt des Kanals blieb von der Flut unberührt, doch die Wände waren überall von stinkenden Ablagerungen überzogen, die sich in den Ecken zu widerlichen Haufen türmten. Die Decke hing so nied-

rig, dass der größere der beiden Wachtmeister nicht einmal aufrecht stehen konnte, der Kanal war jedoch breit und seicht. Giftige Pilze und Schimmel überzogen das stark erodierte Mauerwerk. Überall lagen Backsteinbrocken verstreut. Hier gab es Hunderte, ja Tausende Verstecke. Vor Ekel und Abscheu hätte Rose am liebsten zu weinen angefangen.

»Hier ist es?«, fragte er, bemüht, sich seine Verzagtheit nicht anmerken zu lassen. »Die Stelle auf der Karte?«

»Exakt.«

»Gut.« Bei der Aussicht, hier irgendetwas berühren zu müssen, drehte sich ihm der Magen um. »Wie viel Zeit haben wir?«

Der Vorarbeiter zuckte die Achseln.

»'ne Stunde. Höchstens eineinhalb.«

»Dann fangen wir am besten gleich an.«

Rose drehte sich zu den beiden Wachtmeistern um. Dem Kleineren der beiden war sichtlich übel, sein bleiches Gesicht hatte einen grünlichen Schimmer, seine dicken Brauen und sein Schnurrbart waren schweißnass.

»Wir rühren nichts an«, sagte sein Kollege bestimmt. »Wir sind nur als Zeugen hier. So lautet unsere Anweisung.«

Er sah Rose herausfordernd an, doch der erhob keinen Einwand. Er bat sie nur darum, wenigstens ihre Laternen hochzuhalten, damit er besser sehen könne. So systematisch wie möglich und bemüht, einen klaren Kopf zu behalten, fing er an, die glitschige Wand abzutasten, schob die Finger in den zerfallenen Mörtel und prüfte jeden Backstein, ob er ihn herausziehen konnte. Die Handschuhe waren ihm dabei nur hinderlich. Nach einer Viertelstunde streifte er sie ab, wie gelähmt vor Ekel und Enttäuschung. Das Gefühl der verrottenden Backsteine an den bloßen Händen verursachte ihm Brechreiz. Einige zerbröselten bei der bloßen Berührung. Einen konnte er unversehrt herausziehen. Mit einem Fünkchen Hoffnung, die über seinen Abscheu

siegte, griff Rose in die Lücke. Sie war feucht und voller Schlick und Geröll. Der Schlamm drückte sich zwischen seine Finger und drang ihm unter die Nägel. Rose warf den Backstein beiseite und tastete die Mauer weiter ab, von oben nach unten, drückte und zog an den Steinen, krampfhaft bemüht, nichts zu denken und nichts zu fühlen. Er musste besonnen vorgehen und durfte keine Stelle auslassen. Zwanzig Minuten vergingen, dreißig. Der Vorarbeiter sah ihm schweigend zu. Noch immer nichts. Immer ungeduldiger riss Rose an den Steinen, rüttelte und zerrte an ihnen und warf die herauspurzelnden Brocken ins Wasser. Seine Hände waren dreckverschmiert, die Finger aufgeschürft und wund, die Nägel abgebrochen.

Doch er gab nicht auf. Schließlich verzog der Vorarbeiter den Mund zu einem leisen Grinsen. »Ich glaub, der hört nicht auf, bis er uns alle lebendig begraben hat«, sagte er trocken.

Der Wachtmeister, noch immer grün im Gesicht, stieß einen gequälten Seufzer aus, schloss die Augen und fächelte sich mit einer Hand Luft zu.

Rose war jetzt am Ende der Tunneleinbuchtung angelangt. Die andere Wand. Es musste die gegenüberliegende Wand sein. Durch das brackige Wasser watete er auf die andere Seite und begann dort von neuem mit der Suche. Wortlos tastete er sich auch hier voran, bis er zu einer Stelle gelangte, die im Schatten lag. Er hatte geglaubt, es sei eine durch das Laternenlicht hervorgerufene Täuschung, aber jetzt, als er näher kam, erkannte er, dass es eine Nische in der Tunnelwand war, die vom Knie bis zu den Schultern reichte und etwas mehr als einen halben Meter breit war. Die Backsteine schienen hier lockerer, die Nischenwand war von Löchern und schwärzlichem Geröll durchzogen, die an Zahnstummel im Mund eines alten Weibes erinnerten. Rose bat den Vorarbeiter, ihm zu leuchten. Er betastete die missgestalteten Backsteine, riss und zog. Da! Ein Backstein war beinahe un-

versehrt, die Ecken und Kanten noch nicht abgebröckelt, doch mit tiefen Kratzern auf der Oberfläche. Rose zog ihn heraus. Dahinter klaffte ein dunkles Loch, das größer war als ein einzelner Backstein. Ihm stockte das Herz. Das musste es sein. Ganz sicher. Mit zitternder Hand griff er hinein. Wieder sandiger Mörtel und Geröll. Doch dann stießen seine Finger an etwas Glattes. Der Puls hämmerte ihm in den Ohren, als er es packte und herauszog. Ein Buch, ein ledergebundenes Notizheft. Alles hatte er erwartet, nur das nicht. Rose drehte und wendete es in der Hand. Auf der Vorderseite waren die Initialen WHM eingeprägt. Und auf dem blassen Leder ein dunkler Tintenfleck. Nein, keine Tinte. Es war Blut. Roses Mund wurde trocken.

Er schlug das Heft auf. Darstellungen von Blumen, wunderschön mit Tusche gezeichnet und mit Wasserfarben ausgemalt und penibel beschriftet. In der Mitte leere Seiten, ein paar unleserliche Krakel in derselben Handschrift. Rose blätterte weiter. Auf einer Seite in Großbuchstaben nur ein einziges Wort. Rose wurde schwindlig, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er schlug die nächste Seite auf, die übernächste, zerknitterte das Papier, riss daran. Seite um Seite immer nur ein und dasselbe Wort, dieselbe Handschrift. Der Stift hatte sich durch das Papier gedrückt. Und quer über den Seiten dunkelbraune Flecken wie dicke Tinte. Oder Blut. Seite um Seite immer wieder dasselbe Wort.

TÖTEN. TÖTEN. TÖTEN.

Der widerliche Gestank des Tunnels wurde jetzt noch bedrängender und würgte Rose in der Kehle. Er schloss die Augen und versuchte, die Übelkeit hinunterzuschlucken. Der Ledereinband des Heftes klebte ihm an den Händen. Sein wild pochendes Herz nahm den Rhythmus der Silben auf. TÖTEN. TÖTEN. TÖTEN.

Es war der grünesichtige Wachtmeister, der das Licht auf dem Wasser am Ende des Tunnels zuerst bemerkte. Sofort rich-

tete er sich auf und gestikulierte zu dem Vorarbeiter – stumm und mit der ganzen Autorität, die er aufzubringen vermochte. Der zuckte nur die Achseln, doch gestärkt durch die Rückbesinnung auf seine polizeilichen Amtspflichten, schüttelte der Wachtmeister streng den Kopf und schwenkte gebieterisch den Zeigefinger in Richtung des fernen Lichts. Der Vorarbeiter zögerte kurz. Dann verdrehte er die Augen, löschte sein Licht und bedeutete den anderen, es ihm gleichzutun. Leicht nach hinten taumelnd, ohne es zu merken, schlug sich Rose schmerzhaft den Ellbogen an der Tunnelwand an, woraufhin der grünesichtige Wachtmeister ihm die Laterne aus der Hand riss und die Blende vorschob. Es war jetzt stockfinster, doch Rose hatte noch immer die Worte vor Augen, die in leuchtend rotem Staub in der Dunkelheit geschrieben standen.

TÖTEN. TÖTEN. TÖTEN.

Die Stimmen waren leise, doch verstärkt durch das Echo in dem niedrigen Tunnel, konnte man die Worte deutlich verstehen.

»Den Brief.«

Und dann, geflüstert, im gleichen barschen Ton: »Du glaubst wohl nicht, ich bin so dumm, dir noch weiter hinterherzulaufen. Den Brief.«

»Na, haben Sie Schiss?« Die zweite Stimme war derber, unverkennbar die gedehnten Vokale, wie sie für die einfache Bevölkerung Londons typisch waren. Doch die Drohung war eindeutig herauszuhören.

»Wenn du den Brief nicht rausrückst, töte ich den Hund.«

»Immer mit der Ruhe.« Ein leises Platschen, dann das Aneinanderschaben von Backsteinen. »Na, was haben wir denn da?«

»Gib her.«

»Ein sehr interessanter Brief ist das. Wirklich, sehr interessant.«

»Hör zu, du dreckiger ...«

»Bin zwar kein Anwalt, aber ich wette, so ein Brief kann jemanden ganz schön in die Bredouille bringen.«

»Gib ihn her.«

»Zuerst die Hündin.«

Kurzes Schweigen.

»Und dann?«

»Gehört alles Ihnen. War mir ein Vergnügen, mit Ihnen Geschäfte zu machen.«

Das Rascheln von Papier war im Rauschen des Wassers kaum zu hören.

»Da ist ja mein Mädchen.« Die zweite Stimme klang jetzt sanfter. Man konnte das Lächeln geradezu heraushören. »Da ist ja mein süßes Mädchen. Komm, gehen wir nach Hause.«

Und dann, schroffer jetzt: »Hier lang.«

Die Lichter flackerten. Dann das leise Plätschern von Schritten im Wasser. Absolut lautlos glitt der Vorarbeiter den Tunnel entlang, um die Verfolgung aufzunehmen. Plötzlich das Wispern von Metall gegen Metall. Der Vorarbeiter erstarrte.

»O nein, ich glaube nicht«, zischte die erste Stimme.

»Das würde ich sein lassen.« Die zweite Stimme klang jetzt heiserer, aber immer noch drohend, gespannt wie das Halseisen eines Henkers. »Wenn ich Sie wäre.«

»Ach ja? Du bist aber nicht ich.«

»Ich warne Sie, wenn Sie mir auch nur ein Haar krümmen, wird sie Ihnen die Kehle durchbeißen.«

»Nicht, wenn ich ihr zuerst die Kehle aufschlitze. Fühlst du die Klinge? Scharf, nicht wahr? Schneidet gut, wenn's drauf ankommt. Ist gar nicht so schwer, jemandem die Kehle durchzuschneiden. Eine fixe Handbewegung, dazu ein klein wenig mehr Druck. Wie wenn man Fleisch schneidet. Oder einen Hund ausweidet. Freilich ist man nicht sofort tot. England ... also Eng-

land hat sogar noch versucht wegzulaufen. Aber hier unten, wer hört hier unten schon, wenn einer schreit?«

»Zum letzten Mal, ich warne Sie ...«

»Mr. England hat geflennt wie ein Kind ...«

Der Schrei, der folgte, drang schneidend wie eine Klinge durch den Tunnel. Der grünesichtige Wachtmeister schnappte nach Luft, tastete nach dem Knüppel an seinem Gürtel und marschierte in die Richtung los, aus der das Licht kam. Der Vorarbeiter folgte ihm, ebenso Rose. Bei der Biegung des Tunnels hing eine Laterne an einem Haken im Mauerwerk. Dahinter eine riesige, Furcht erregende Höhle mit Pfeilern und Säulen wie der unterirdische Palast des leibhaftigen Satans, geschmückt mit riesigen Zapfen aus Salpeter, die von der Decke hingen. Der schwarz schimmernde Boden wirkte wie eine mächtige Falltür. Im hellen Lichtschein lag ein Mann am Boden wie eine vor Schreck erstarrte Ratte. In der einen Hand hielt er ein Messer, an dessen silberner Klinge ein roter Blutstropfen schimmerte. Die andere Hand presste er an seinen Hals. Zwischen den Fingern schoss purpurrotes Blut heraus. Er war allein. Der Wachtmeister starrte ihn mit vor Entsetzen geweiteten Augen an.

»Was um ... o mein Gott!«

Der Mann schlug die Augen auf, Panik in seinem blutleeren Gesicht. Mit einer letzten verzweifelten Kraftanstrengung rappelte er sich auf die Füße und stolperte davon. Damit hatte der Wachtmeister nicht gerechnet. Er taumelte und wäre beinahe gefallen, doch der Vorarbeiter war schneller. Er packte den Mann und drehte ihm den Arm auf den Rücken, doch der schlug wie wild um sich, und das Blut aus seiner Halswunde spritzte dem Vorarbeiter ins Gesicht.

»Mr. Hawke«, sagte der Wachtmeister, tiefes Bedauern in der Stimme. »Ich muss Sie leider verhaften.«

XXXVII

Der Tag, an dem eine Hinrichtung stattfand, war stets ein ganz besonderer Tag. Obwohl der Delinquent selbst erst um acht Uhr morgens zum Galgen geführt wurde, strömten die Menschen schon kurz nach Mitternacht herbei, Jungen und Mädchen vor allem, aber auch Männer und Frauen jeden Alters, die sich einen guten Blick auf das Schauspiel sichern wollten. Der Geruch, der in der Luft lag, erinnerte Tom an einen Sommerabend, wenn unzählige Kater herumstreunten. In Scharen kamen sie über Holborn und das höher gelegene Snow Hill, vorbei an St. Sepulchre nach Newgate, einander drängend und rempelnd, mit in der Dunkelheit umherirrendem Blick. Ihre Sensationsgier war mit Händen zu greifen. Die Besitzer der Schnapsbuden rund um Newgate ließen ihre Betten kalt; sie hatten ihre Läden geöffnet, um sich dieses gute Geschäft nicht entgehen zu lassen. Von Zeit zu Zeit strömten Neugierige in Gruppen zum Hinrichtungsplatz, um den Zimmerleuten beim Hämmern und Sägen zuzusehen, ehe sie der Durst wieder in die Schenke trieb.

Um die gelben Kugeln der Gaslaternen in den umliegenden Gassen waberte frühmorgendlicher Nebel und Tabakqualm. Die Schaulustigen schlenderten durch die dicht bevölkerten Straßen und scharten sich um diejenigen, die sich als Experten in Sachen Hinrichtung aufspielten und jedem, der es hören wollte, Auskunft darüber erteilten, in welche Richtung der Delinquent blicken, wie der Galgen gehandhabt und wann dem Verbrecher die Schlinge um den Hals gelegt würde. Durch Absperrungen versuchte man die Menge von der Richtstätte fern zu halten, doch

bereits um fünf Uhr früh wurden die Zuschauer in der ersten Reihe an die Schranken gedrückt, und nicht wenige Frauen, die in Ohnmacht gefallen waren, mussten mit ihren in Unordnung geratenen Kleidern durch die dichte Menge hinausgetragen werden, damit sie wieder ein wenig Luft bekamen. Auf dem Dach vieler Häuser im Umkreis waren wie in einer Galerie ganze Stuhlreihen aufgestellt, und während sich die Zuschauer auf ihren wackeligen Sitzen zu halten suchten, riefen sie allerlei unflätige Bemerkungen zu der Menge hinunter. Als schließlich die graue Morgendämmerung wie Brackwasser die Gassen erfüllte, konnte man kaum mehr den Stundenschlag der Glocken hören, so schrill und aufgeregt war das Gejohle und Gegröle und der Gesang aller möglichen obszönen Verse. Man verstand davon zwar kaum ein Wort, aber der Name Hawke tauchte unweigerlich in jedem Refrain auf, auch wenn das Lied selbst nichts mit ihm zu tun hatte.

Inmitten all des Tumults und Getöses wirkte das Schafott selbst ruhig und unauffällig – lediglich ein schwarzer Stumpf samt Kette, der aus dem Tor in der schwarzen Gefängnismauer herausragte, versehen mit Balken und Querbalken, die dem Tumult gleichsam den Rücken kehrten. Ein bescheidenes Gerüst, das kaum so viel Aufhebens wert schien.

Mit Lady im Schlepptau bahnte sich Tom seinen Weg durch die Menschen. Nach jenem Abend war er vorsichtshalber in Deckung gegangen, darauf bedacht, den East Court zu meiden und sich nur in den dunklen geheimen Winkeln der Massenquartiere aufzuhalten, in die sich niemals Fremde wagten. Nachts schlief er auf einem Strohsack im Keller, Ladys warmen Körper auf den Knien und auf Schritte lauschend, während sie leise schnarchte. An jenem Abend in den Tunneln waren sie wie aus dem Nichts aufgetaucht, drei oder vier dieser Mistkerle, ohne jede Vorwarnung. Tom war nur der Bruchteil einer Sekunde geblieben, um

sich ins Dunkel zu verdrücken. Er war nicht sicher, ob sie ihn nicht doch gesehen hatten. Zuerst hatte er geglaubt, Hawke hätte die Männer zu seinem Schutz bestellt. Aber dann hatte er es gehört. Sie hatten den Captain schnurstracks ins Gefängnis befördert. Wie sich herausstellte, gaben sie ihm die Schuld am Tod dieses Kerls in den Abwasserkanälen. Tom hätte froh darüber sein sollen, aber es steigerte nur seine Unruhe. Man konnte ja nicht wissen, was der Captain vor Gericht ausplaudern würde, wenn sich die Schlinge um seinen Hals immer enger zog. Tage lang hatte Tom schon fast eine Hand auf seiner Schulter gespürt und gefühlt, wie ihm die Arme auf den Rücken gedreht wurden. Aber die Zeit war vergangen, ohne dass etwas passiert wäre. Tom war seit über einer Woche nicht im East Court gewesen, aber laut Joe hatte sich kein dienstbeflissener Polyp an seiner verriegelten Tür blicken lassen oder sich in den Schenken nach ihm erkundigt. Sogar Eddowes, der Wirt des Kaffeehauses, der seine Ohren überall hatte, hatte im Zusammenhang mit der ganzen erbärmlichen Geschichte niemals Toms Namen fallen hören. Dennoch blieb Tom auf der Hut. Vielleicht lauerten sie ihm auf, warteten, bis er glaubte, die Luft sei rein. Aber heute wurde der Schweinehund aufgeknüpft. Heute sah sogar der vorsichtige Tom keine Gefahr mehr für sich. Lady, sein Engel, war dem Captain zwar an den Kragen gegangen, doch sie hatte ihm die Kehle nicht ganz durchgebissen, so dass er Tom immer noch hätte verpfeifen können. Aber selbst wenn er es versucht hatte, so hatte ihn anscheinend niemand angehört. Und jetzt war es für ihn aus und vorbei, ganz offiziell. Die volle Wucht des Gesetzes, das Parlament und sogar Ihre Majestät Königin Victoria hatten Ladys Werk vollendet. Er empfand ein gehöriges Maß an Genugtuung. Um sieben Uhr morgens hatten sich Tom und Lady ein bequemes Plätzchen an der Backsteinmauer erobert, mit einem ausgezeichneten Blick auf das Geschehen. Ringsum hörte man Scherze

und Gelächter, es wurde gedrängt, geschubst und gerempelt, ein Meer von Menschen, so weit das Auge reichte. Tom gegenüber versuchte sich ein Mann mit aller Kraft an einem Regenrohr zu einem Sims hochzuziehen, doch der Ladenbesitzer, dem das Haus gehörte, hielt ihn an den Beinen fest und ließ ihn nicht mehr los. Es herrschte gespannte Aufmerksamkeit, und von allen Seiten erschollen anstachelnde Rufe, so wild und begeistert, dass man hätte glauben können, es fände ein Rattenkampf statt. Bei dem Gedanken musste Tom laut lachen. An den Fenstern der Läden hingen Trauben von Menschen. Über dem Hutmachergeschäft saßen ein dicker Schneider und seine Frau am Fenster und schlürften genüsslich eine Tasse Tee.

Mittlerweile patrouillierte eine Polizeieskorte an der Absperrung auf und ab, mit ausdruckslosem Blick, als wären die Uniformierten taub für die Schmährufe, mit denen freche Laufburschen und Gehilfen aus der vordersten Reihe sie überschütteten. Das Gedränge war jetzt so groß, dass man kaum mehr fest auf den Füßen stehen konnte. Tom spreizte die Ellbogen, damit Lady, die sich auf seinen Armen zusammengerollt hatte, nicht angerempelt wurde. Eigentlich hätte er sie gar nicht mitnehmen sollen, denn am Boden würde sie in null Komma nichts niedergetrampelt. Aber es war nur recht und billig, dass sie hier war. Wie jeder andere hatte sie das Recht, den Schurken am Galgen baumeln zu sehen, und gewiss größeres Recht als die allermeisten. Kaum zwanzig der hier versammelten Schaulustigen hätten den Captain gekannt, wenn er auf sie zugekommen wäre und ihnen die Hand geschüttelt hätte. Lady dagegen kannte ihn nur zu gut. Unterhalb ihrer rechten Schulter hatte sie eine frische bläuliche Wunde, die sich dunkel von ihrer rosafarbenen Haut abhob. Tom hatte sie mit Pfefferminzwasser gereinigt, aber sie sah noch immer übel aus, und das machte ihm Sorgen. Um ehrlich zu sein, hatte er sie deshalb hierher mitgenommen. Wenn sein Blick

auf die Wunde fiel oder er nur daran dachte, kochte die Wut in ihm hoch. Der Mistkerl hatte sich nicht damit begnügt, ihm Lady wegzunehmen, o nein. Er hatte sie kleinmachen wollen. Wenn er sie kampfunfähig gemacht hatte ...

Er spürte ihr zuckendes Ohr an seinem Mund, als sie den Kopf hob und ihm das Kinn leckte. Sie würde gesund werden. Sie würde, in einem Glaskasten ausgestellt, unsterblich sein, für jedermann sichtbar: eine der Großen. Hier und heute aber gab es nur sie beide, gekommen, um dabei zu sein, wenn der Captain, dieser Dreckskerl, seinen Weg in die Ewigkeit antrat. Er selbst war weich geworden, überlegte Tom, und während er die Arme fester um Lady schlang, musste er unwillkürlich grinsen. Der Langarmige Tom, steinalt, aber weich wie Butter.

Nachdem die Kutschen des Sheriffs vorbeigefahren waren, ging alles sehr rasch. Als es Viertel vor acht schlug, wurde die Menge immer angespannter, gleichzeitig aber auch ruhiger. Man reckte den Hals, ob nicht schon etwas zu sehen war, was darauf hindeutete, dass der Delinquent gleich herauskommen würde. Eine Leiter wurde gebracht und durch eine Seitentür ins Gefängnis getragen. Wer noch Platz genug hatte, die Arme zu heben und auf das Geschehen zu deuten, konnte sie nur mit Mühe wieder herunternehmen. Ein Arbeiter, der letzte Hand an einen Balken legte, wurde geneckt und angespornt. Über der wogenden Menge öffneten sich Fenster, aus denen Menschen aufgeregt auf Dächer und Vorsprünge kletterten.

Und dann endlich schlug die Uhr die volle Stunde. Als wären die Glocken ein Dampfer, der mit seinen gewaltigen Rädern das Menschenmeer durchpflügte, begann die Menge zu wanken und zu wogen, und ein furchtbares Kreischen der Erregung ging wie ein Ruck durch die Zuschauer. Zuerst war auf der Bühne nichts zu sehen. Einsam stand das schwarze Gerüst des Galgens, dem Lärm abgewandt, da. Tom musste an ein geprügeltes Kind den-

ken, das sich verschämt in eine Ecke duckt. Dann öffnete sich das schwarze Gefängnistor, und ein Kopf erschien. Alle hielten den Atem an, um kurz darauf wie im Chor tief Luft zu holen. Es war, als würden sie damit sämtliche Geräusche auf den Straßen verschlucken, so dass es nun fast totenstill war. Wie sich zeigte, war William Calcraft herausgetreten, der Henker von Newgate. Hinter ihm erschien der Captain.

Sein schwarzer Anzug sah neu aus, und der Verband, den er um den Hals trug, war blendend weiß wie die Halsbinde eines vornehmen Herrn. Seine Hände waren vor dem Körper gefesselt, aber er bewegte sich, als würde er sie beim Gehen schwenken, fast als stolzierte er. Er ließ den Blick über die Menge schweifen, mit zusammengekniffenen Augen, weil ihn das helle Morgenlicht blendete. Ein paar jugendliche Straßenhändler riefen ihm etwas zu, doch die meisten Zuschauer waren verstummt und gafften mit offenem Mund, als der Gefangene mit einer Geste, deren Bedeutung Tom nicht verstand, die Arme hochriss. Ein Raunen ging durch die Menge, eine sich fortpflanzende Welle. Dann schob der Mann, der als Letzter herausgetreten war, den Captain vorwärts, bis er direkt unter dem Galgen stand. Calcraft zog ein schwarzes Tuch aus der Hosentasche und band es dem Delinquenten um den Kopf. In den Mienen der Zuschauer war weder Mitleid noch Milde zu erkennen. Mit offenen, geifernden Mündern reckten sich alle auf Zehenspitzen, bis die Halssehnen hervortraten wie Schnüre. Man konnte unmöglich verstehen, was der Geistliche sprach, aber jeder sah, dass sein gieriger Blick so gar nicht zu dem feierlichen Zug um seinen Mund passte. Dann wurde die Falltür weggezogen, und Hawke stürzte in die Tiefe. Von seinem erhöhten Platz aus beobachtete Tom, wie der Henker unter dem Galgen heftig an den Füßen des Gehängten zog. Der Körper zuckte, dann blieb er, schwer wie ein Sack, reglos hängen.

Der Mann war tot.

Einen Augenblick war die Menge stumm, dann ertönte ein Jubelschrei, so laut, dass selbst die Backsteine des Newgate-Gefängnisses in ihrem kalten Mörtelbett zu erzittern schienen. Tom blieb stumm. Aber er drückte Ladys Schnauze an sein Gesicht und sog ihren warmen Filzgeruch ein. Er hatte noch nicht gefrühstückt, doch plötzlich fühlte sich sein Magen, der ihn seit über einer Stunde gequält hatte, nicht mehr leer an. Tom verspürte Wärme und Zufriedenheit, als hätte er einen ganzen Laib Brot gegessen, der frisch aus dem Ofen kam. Wie viele Notleidende wären froh zu wissen, dass der Geruch eines Hundes einen hungrigen Magen füllen konnte, dachte er nüchtern. Zum Glück war Joe nicht hier und sah sein Gesicht, das nach all diesen Jahren sanft war wie das eines kleinen Mädchens. Joe hätte sich schier ausgeschüttet vor Lachen.

Der Henker machte jetzt seine Späßchen mit dem Leichnam und tat, als wollte er ihm die Hand schütteln. Die Menge johlte. Lächelnd barg Tom das Gesicht in Ladys Fell. Es war Zeit, mit ihr nach Hause zu gehen.

XXXVIII

Zwei Tage später verließen William und Polly London.

Sie hatten ein wenig Geld bei sich. Obwohl sich in der Baubehörde einige dagegen aussprachen, hatte Lovick darauf bestanden, William eine kleine Entschädigung zuzusprechen, die es ihm erlauben würde, während einer kurzen Genesungszeit die unmittelbaren Bedürfnisse seiner Familie zu erfüllen. Das Angebot, seine Tätigkeit in der Baubehörde wieder aufzunehmen, war damit nicht verbunden. Der Brief, der die Einzelheiten der Abfindung regelte, stellte vielmehr klar, dass diese Geste der Großzügigkeit keineswegs eine Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses von May bedeutete, sondern dessen Beendigung, sozusagen den endgültigen und möglichst unkomplizierten Schlussstrich unter die ganze unerfreuliche Episode. Für Hawke war schnell ein Nachfolger gefunden, dem ein Team erstklassiger Mitarbeiter zur Seite gestellt wurde. Trotz des Skandals genoss die Behörde auch weiterhin die tatkräftige Unterstützung des Parlaments und der Londoner Bevölkerung. Die Bauarbeiten wurden ohne Verzögerung fortgesetzt. Und ohne William.

Polly machte aus ihrer Empörung keinen Hehl. Die Falten, die sich in ihre fahlen Wangen eingegraben hatten, wurden noch dunkler und tiefer. William habe sich nichts zuschulden kommen lassen, versicherte sie jedem, der es hören wollte. War das nicht sogar gerichtlich festgestellt worden? William war ebenso ein Opfer von Hawkes Heimtücke geworden wie England, und genau wie England hatte er keine Strafe, sondern Wiedergutmachung verdient. Dank der bössartigen Machenschaften dieses

Ungeheuers war ihr Mann für geistesgestört erklärt und eingesperrt worden. Sie, die einst ein Haus und ein Dienstmädchen gehabt hatte, eine respektable Dame durchaus von Stand, musste sich jetzt mit einem einzigen Zimmer in einer Pension begnügen und Nährarbeiten annehmen, nur um ihre beiden Kinder satt zu bekommen. Wenigstens eine öffentliche Entschuldigung wäre angebracht, das Eingeständnis, dass William, ja ihnen beiden furchtbares Unrecht angetan worden war, und das Recht, seine alte Position, sein altes Leben wieder aufzunehmen. War das etwa zu viel verlangt? Sie schrieb einen wütenden Brief an Rawlinson, Williams alten Wohltäter, erhielt aber nur eine knappe Antwort seines Sekretärs mit den besten Wünschen für eine rasche Genesung ihres Mannes und dem höflichen Hinweis, dass Rawlinson für Bazalgette und das Amt für öffentliche Bauvorhaben die größte Hochachtung hege; sie solle wissen, dass alle Entscheidungen der Behörde in dieser Angelegenheit seine uneingeschränkte Unterstützung hätten.

Als Polly diesen Brief erhielt, schlug sie zornig mit dem Handrücken dagegen, fuchtelte William damit ärgerlich vor der Nase herum und verlangte, er solle ihren Unmut teilen. Doch William zuckte nur kummervoll die Achseln und breitete die Arme aus. In diesen Wochen nach seiner Freilassung suchte er ihre Nähe, griff nach ihren Händen, wenn sie an ihm vorüberging, und barg den Kopf in ihrer Schürze. Sein banger Blick folgte ihr, wenn sie das Zimmer verließ. Er konnte es nicht ertragen, allein zu sein. Die Wirtin erlaubte ihren Mietern sonntags die Benutzung der Küche, und dort saß er gern mit Polly, den Schaukelstuhl an den Herd gerückt. Am meisten mochte er es, wenn sie Brot backte, obwohl der Bäcker täglich vorbeikam und die Mühe daher gar nicht lohnte. William saß in seinem Stuhl, sah seiner Frau zu und genoss den Duft des frischen Brotes. Er könne gar nicht genug kriegen von dem heißen, kräftigen Mehlaroma, beteuerte er. Da-

bei verschwieg er, dass der Duft des Brotes im Ofen eine Erlösung vom Gestank des Gefängnisses bedeutete, der sich in seiner Nase eingenistet hatte und ihn nachts in seinen Träumen heimsuchte – als graugrüne, sich immer weiter aufblähende, monströse Nebelschwaden. Er saß in seinem Schaukelstuhl und spielte, wie Di, mit Teigklümpchen, die er heftig knetete und rollte, bis sie grau waren und beim Backen partout nicht aufgehen wollten. Wenn das Brot aus dem Ofen kam, machte er ein so ernstes und bedrücktes Gesicht, dass Pollys strenge Miene sich aufhellte und sie lachen musste – nicht ausgelassen fröhlich wie früher, sondern prustend und in kleinen Portionen, als hätte sie wenig davon und müsste sparsam damit umgehen. Dann lächelte auch William. Seitdem er das Gefängnisschiff verlassen hatte, lächelte er oft. Es war ein zaghaftes, verkrampftes Lächeln, das begierig war, auch nur den geringsten Widerschein in Pollys Gesicht zu erhaschen. Meine kleine Kreuzblume, murmelte er sehnsuchtsvoll, tastete nach ihren Händen und sog den Geruch ihres Körpers ein. Meine allerkostbarste Kreuzblume. Und sie drückte ihm die trockenen Lippen auf die Stirn, und für einen kurzen Augenblick glätteten sich die Falten in ihrem Gesicht, und in ihren karamellbraunen Augen blitzte jenes alte goldene Funkeln wieder auf.

Er fügte sich keine Wunden mehr zu. Er wagte es nicht. Zwar träumte er davon, wie sich seine Finger um den vertrauten Griff des Messers legten, träumte vom silbrigen Glitzern der Klinge, die ihm in die Haut schnitt, und dann spürte er, wie sein Herz einen Sprung machte, wie sein Blut in ekstatische Wallung geriet und sein Geist frohlockend aufjauchzte, aber er tat es dennoch nicht. Sein Blick folgte Polly durchs Zimmer, er bemerkte ihre gekrümmten Schultern, wenn sie sich niederkauerte und das Feuer schürte, und schaute ihr zu, wenn ihre Finger Nadel und Faden führten. Er lächelte sie an mit seinem zaghaften, verzweifelten Lächeln, und sie lächelte zurück. Wenn er sich schnitte,

würde sie es merken. Sie würde ihn anschauen mit diesen Augen und nicht mehr lächeln, und sein Herz würde verdorren, sein Blut erkalten und sein Lebensmut brechen. Wenn sich Polly abwandte, bliebe ihm nichts als die dunkle, kalte beklemmende Angst. Er konnte es nicht tun. Er würde es nicht tun. Er war nicht geisteskrank. Man hatte ihn für gesund erklärt. Für gesund und unschuldig. Worte, fest und unverrückbar wie Felsgestein. Unanfechtbar. Auch wenn Ängste und Träume im Hinterhalt lauerten, so hatten sie doch keine Macht, das unwandelbare Wesen der Steine zu verändern. Wenn er sich wenig bewegte und nicht so viel grübelte, gelang es ihm sogar, sich so weit zu konzentrieren, dass er das Gefäß, das er war, ganz ruhig hielt, ohne etwas zu verschütten.

Einen Tag nachdem Hawke gehängt worden war, kam Pollys Bruder Maurice wie vereinbart vorbei. Er hatte in einem Dorf nur wenige Kilometer von Lambeth entfernt etwas zu erledigen, und um William und Polly Kosten zu sparen, würde er mit seinem leeren Wagen die wenigen Habseligkeiten, die ihnen geblieben waren, abholen und zu sich nach Hause bringen, wo die Familie bleiben wollte, bis sich entscheiden würde, wie es weiterginge. Polly lief hinunter, um ihn zu begrüßen, und William beobachtete sie voller Unruhe vom Fenster aus. Als sie ihren Bruder begrüßte, kam die Postkutsche die Straße entlanggeholt, und man übergab ihr ein Päckchen. Sie betrachtete es und blickte dann zu William hinauf, der ihr Lächeln zaghaft erwiderte und ihr ein Zeichen machte, sich zu beeilen. Dann verschwand sie aus seinem Blickfeld. Kurz darauf hörte er sie auf der Treppe, hinter ihr die schweren Schritte ihres Bruders.

»Ein Päckchen für dich«, sagte sie und drückte es William in die Hand.

William besah die Handschrift, sie war ihm nicht bekannt. Unbeholfen machte er sich an der Schnur zu schaffen, bis Polly

ging, um ein Messer zu holen; sie verdeckte das Schränkchen mit ihren Rücken, denn Maurice sollte nicht sehen, dass sie es verschlossen hielt, auch wenn sie nicht wusste, ob diese Vorsichtsmaßnahme immer noch notwendig war. Wenn William es bemerkt hatte, so verlor er jedenfalls kein Wort darüber.

»Hier«, sagte sie. Er streckte die Hand nach dem Messer aus, doch sie ging vor ihm in die Hocke und schnitt die Schnur selbst durch.

William wickelte das Päckchen auf. Es enthielt nur ein ledergebundenes Notizheft und einen kurzen Brief. Die gedrängte Handschrift in schwarzer Tinte schien sich nicht entscheiden zu können, ob sie nach rechts oder nach links kippen sollte.

Polly nahm ihm den Brief aus der Hand. »Er ist von diesem Anwalt«, sagte sie. »Sydney Rose. Dein botanisches Skizzenbuch. Warum hast du es ihm gegeben? Wozu nur?«

William schüttelte den Kopf. Er erinnerte sich nicht, Rose sein Skizzenbuch gegeben zu haben. Es war Monate her, seit er es zum letzten Mal in Händen gehalten hatte. Er wog es in der Hand. Der Ledereinband war zwar voller Flecken, fühlte sich aber noch immer weich und warm an. Als Polly ihren Bruder zu dem kleinen Stapel Kisten führte, reichte sie William den Brief zurück. Er war sehr kurz.

Mr. May,

wenn Sie diesen Brief erhalten, genießen Sie ganz sicher längst wieder das Leben als freier Mann. Bis zum heutigen Tag fällt es mir schwer, meinen Erinnerungen an diese ungewöhnliche Abfolge von Ereignissen zu trauen, die zu Ihrer Entlastung führten. Sie werden gewiss für den Rest Ihres Lebens Gott dafür dankbar sein.

Ihr ergebenster Diener

Sydney Rose

Es war das erste Mal seit seiner Freilassung, dass William von Rose etwas hörte. Als man ihn in Woolwich endlich gehen ließ, hatte er fast den Anwalt erwartet. Jetzt aber hatte er Mühe, die Hand, die sich unbeholfen durch den Spalt der eisernen Zellentür gestreckt hatte, mit diesem in gedrängter Schrift und gestelzten Worten geschriebenen Brief in Verbindung zu bringen. Er empfand ein gewisses Unbehagen, auch wenn er nicht genau sagen konnte, warum. Er legte den Brief beiseite, schlug das Notizheft auf und blätterte darin. Polly sah ihn die Stirn runzeln.

»Was ist los?«

»Die hinteren Seiten sind alle herausgerissen«, erwiderte William empört. »Warum nur? Alle meine Gedanken, alle meine Überlegungen hatte ich hier festgehalten. Jetzt sind sie für immer verloren.«

Polly, die hinter ihm stand, legte ihm eine Hand auf die Schulter. Er ergriff ihre Hände und drückte sie an seine Lippen.

»Deine schönen botanischen Zeichnungen«, seufzte sie in sein Haar. »Mein armer Schatz. Das ist ein Verbrechen.«

»Botanische Zeichnungen? Das sind Blumen, nicht wahr?«, fragte Maurice neugierig.

William nickte.

»Dann bist du also so was wie ein Gärtner.«

Achselzuckend klappte William das Heft zu. »So was Ähnliches.«

Maurice wandte sich zu Polly. »Warum hast du mir das nicht gesagt, du Dummerchen? Im Herrenhaus wird immer ein Gärtner gebraucht, der einen Stängel von einer Blüte unterscheiden kann.« Er wandte sich zu William. »Ihre Ladyschaft ist ganz verrückt nach Blumen. Sie hat ein Treibhaus, gegen das sogar der Kristallpalast wie ein Gurkenbeet aussieht. Im Juni blüht ihr Garten in sämtlichen Farben des Regenbogens.«

»Maurice!«, wies Polly ihren Bruder zurecht. »William hat bestimmt keine Lust, als einfacher Gärtner zu arbeiten. Er hat schließlich einen Beruf.«

Maurice zuckte die Achseln. »Ich meine ja nur. Jedenfalls besteht kein Mangel an Arbeit, wenn man – wie sagt ihr – botanisch bewandert ist.«

»Jetzt reicht es aber ...«, fuhr Polly dazwischen.

Sie verschränkte die Arme und schüttelte wütend den Kopf, aber William blieb stumm. Er bemerkte nicht, dass Polly auch ihn böse ansah, verärgert über sein Schweigen. Er senkte den Blick und lächelte. Ein Lächeln, das tief aus seinem Inneren kam und aus dem dunklen winterlichen Boden seiner Brust mit der Entschlossenheit eines bleichen Schneeglöckchens hervordrängte. Ein Hauch von Grün, als wäre es ein wenig seekrank, und so zart wie Papier. *Galanthus nivalis*. Ein Vorbote des Frühlings.

Danksagung

Die in diesem Buch geschilderten historischen Ereignisse sind authentisch, und einige der darin auftretenden Personen haben wirklich existiert; William, Tom und die Geschichte, die sie verbindet, sind jedoch frei erfunden. Sollten sich bei den historischen Beschreibungen Fehler eingeschlichen haben, so gehen sie allein auf mein Konto.

Um mir Sachkenntnis und Inspiration zu verschaffen, habe ich zahllose Bücher geplündert, insbesondere Henry Mayhews fulminantes Werk *London Labour and the London Poor*, erschienen 1851, dem viele der in meinem Buch auftauchenden Figuren nachempfunden sind. Ebenso unverzichtbar waren für mich das wunderbare Buch *Underground London* (1862) von John Hollingshead sowie Hippolyte Taines *Notes on England* (1872; deutsch unter dem Titel *Aufzeichnungen über England*, 1906) und George Augustus Salas *Gaslight and Daylight* von 1859. Zu meinen neueren Quellen zählen *London: The Biography* (2000; deutsch unter dem Titel *London. Die Biographie*, 2000) von Peter Ackroyd, *The Victorians* (2001) von A. N. Wilson und *The London Doré Saw: A Victorian Evocation* (1972) von Eric de Mare.

Meine Kenntnisse über die Arbeit von Joseph Bazalgette verdanke ich Stephen Hallidays *The Great Stink of London* (1999) und *London Under London* (1984) von Richard Trench und Ellis Hillman sowie zahlreichen zeitgenössischen Berichten, insbesondere H. Percy Boulnois' *Reminiscences of a Municipal Engineer* (1920). Danken möchte ich auch den Mitarbeitern der lokalhistorischen Abteilung der Leihbücherei Battersea, die mir Zugang

zu ihrer umfangreichen Sammlung von Sitzungsprotokollen des Londoner Amtes für öffentliche Bauvorhaben gewährt haben.

Zum Thema Krimkrieg hätte ich keine besseren Quellen finden können als Paul Kerrs *The Crimean War* (1997) und John Shepherds Studie zu den medizinischen Aspekten dieses Kriegs, *The Crimean Doctors* (1990). Bei botanischen Fragen stützte ich mich vor allem auf das Werk *The Illustrated Flora of Britain and Northern Europe* (1989) von Marjorie Blarney und Christopher Grey-Wilson. Und zum Thema Selbstverstümmelung war mir Marilee Strongs bemerkenswerte Studie *A Bright Red Scream* (1998) eine unverzichtbare Hilfe.

Es gibt eine große Zahl von Menschen, ohne deren tatkräftige und rückhaltlose Unterstützung dieses Buch nie geschrieben worden wäre. Besonderen Dank schulde ich meiner wunderbaren Agentin und Freundin Clare Alexander, von der die Idee zu diesem Roman stammt, sowie meiner großartigen Verlegerin Mary Mount und ihrem Team bei Penguin Books, insbesondere Sally Riley und Susan Miles, ebenso wie den unermüdlichen Mitarbeitern der Battersea Lending Library, der Chelsea Library und der British Library. Danken möchte ich weiterhin Jill Sterry und ihren Kollegen von Thames Water, die mich kenntnisreich über das Londoner Abwassersystem informierten.

Vor allem aber danke ich meinen Kindern Charlie und Flora, dass sie mich so klaglos mit meinem Laptop geteilt haben, und meinem Mann Chris, der mir eine großartige Stütze war.

London 1855. Unter der Stadt erstreckt sich ein gewaltiges Labyrinth von alten Tunneln, das Menschen mit unterschiedlichsten Absichten anzieht. Die einen suchen nach Dingen, die sich zu Geld machen lassen, andere, wie der Ingenieur und Vermesser William May, sind auf der Flucht vor ihrer Vergangenheit. Als ein brutaler Mord geschieht, gehört der Vermesser zu den Verdächtigen und gerät in ein bedrohliches Intrigenspiel.

»Seit Patrick Süskinds ›Parfum‹ wurde der Geruchssinn nicht mehr so effektiv und atmosphärisch beschworen.« (Publishing News)